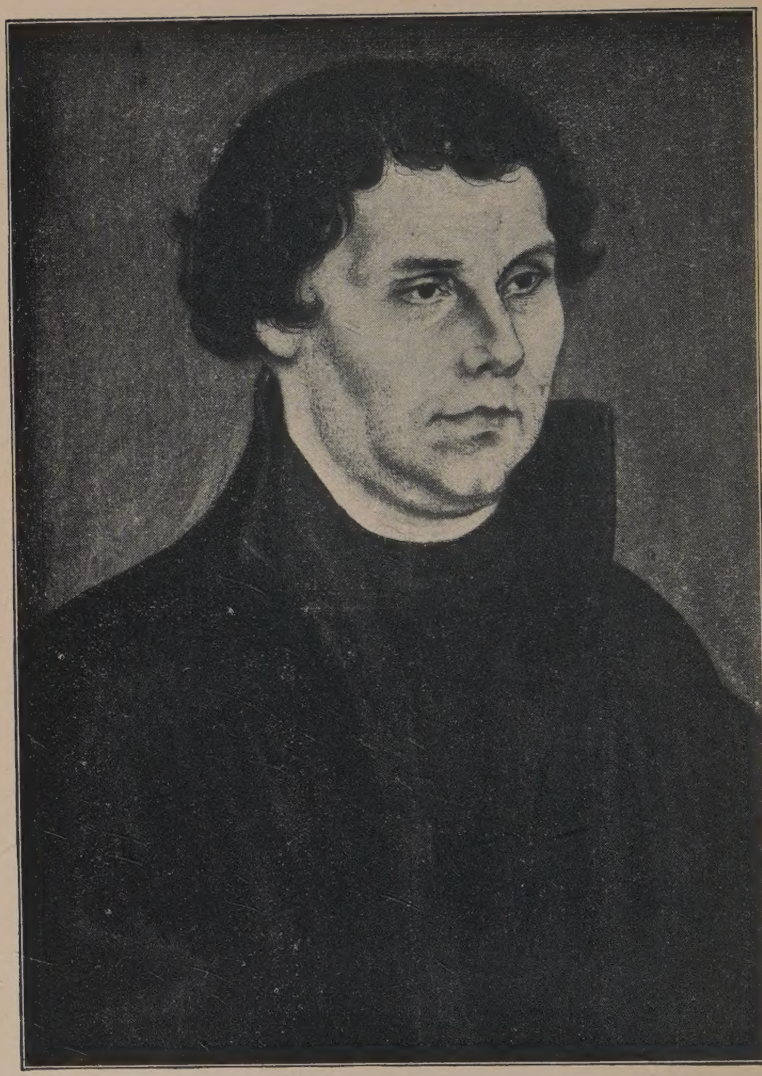
92
L 97wa l

THE GENERAL THEOLOGICAL
SEMINARY LIBRARY
CHELSEA SQUARE, NEW YORK II, N. Y.

Dean Hoffman Fund



Luther 1526. Gemälde von L. Cranach.
Herzogliche Bibliothek Wolfenbüttel.

Martin, 1483-1546

Luthers Charakter

Gezeichnet von

Prof. D. Wilhelm Walther

1846

Eine Jubiläumsgabe der Allgemeinen
Evangelisch-Lutherischen Konferenz

Mit Titelbild

Leipzig 1917
A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Werner Scholl

92
L97wal

72928

Alle Rechte vorbehalten.

Copyright 1917
(Schutznote gegen amerikan. Nachdruck)
by
A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung, Leipzig.

Der evangelischen Christenheit

zum 400jährigen Jubiläum

der Reformation

gewidmet von der

Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Konferenz

WARNING: COPYRIGHT MATERIAL
MAY BE USED
ONLY FOR
PRIVATE STUDY

Inhalt.

Einleitung. Luthers Charakter verschieden beurteilt S. 1 — die Gegensätze in ihm S. 2 — geerbte und erworbene Eigenschaften S. 4 —

1. Kapitel. Offenheit. Wahrhaftigkeit . . . . . S. 7

1. Offenheit beim Reden S. 7 — über sich selbst S. 13 — beim Beten S. 20 — im Benehmen S. 21 — Gefahren (Gesprächigkeit, Einseitigkeit, niedere Redeweise, Possenreißerei) S. 23 —
2. Wahrhaftigkeit gegen sich selbst, Wirklichkeitssinn S. 29 — daraus entspringende Anfechtungen S. 34 — auch Unwahrhaftigkeit? S 36 —

2. Kapitel. Selbstlosigkeit. . . . . S. 39

1. Gleichgültig gegen das eigene Ergehen S. 40 — schwache Sinnlichkeit S. 41 — fragt nichts nach Geld und Ehre S. 44 — Gefahr, seine Ehre nicht zu wahren S. 48 — fragt nichts nach seinem Leben S. 51 —
2. Entstehung des Willens zur Liebe S. 52 — seine Arbeitsleistung für andere S. 56 — seine Wohltätigkeit S. 60 — letzte Reise S. 62 —
3. Das wahrhaft Große kennend ist er nie kleinlich S. 63 —

3. Kapitel. Demut. Selbstbewußtsein . . . . . S. 68

1. Demütiges Bibelstudium S. 68 — wie urteilt er über andere? S. 69 — über sich selbst? S. 72 — ist er rechthaberisch? S. 77 — will er Autorität sein? S. 79 —
2. Bewußtsein seines Glaubens S. 85 — seiner Begabung S. 89 — seiner geschichtlichen Bedeutung S. 91 —

4. Kapitel. Mut. Selbständigkeit. Optimismus . . . . . S. 108

1. Natürlicher Mangel an Selbstvertrauen S. 100 — starke Phantasie S. 107 —
2. Luther in Worms S. 108 — Selbständigkeit S. 118 — Furchtlosigkeit trotz seines Aberglaubens S. 121 —

3. Unselbständig Gott gegenüber S. 123 — scheinbar fehlendes Organisationstalent S. 126 —
4. Trotz S. 127 — in dreifacher Beziehung S. 128 — Optimismus S. 133 —

5. Kapitel. Leidenschaftlichkeit . . . . . S. 136

1. Luthers natürliches Temperament durch die Bekehrung geheiligt S. 137 — sein leidenschaftliches Reden ist mißdeutbar S. 141 — seine drei Waffen im Kampf S. 144 — absichtliche Erregung seiner Leidenschaft S. 145 — Verurteilung seiner Polemik S. 147 —
2. Wieweit überwindet Luther die Gefahren seines Temperaments? Macht es ihn blind? S. 151 — ungerecht? S. 152 — unüberlegt zufahrend? S. 154 — lieblos? S. 155 — kann er nicht freundlich streiten? S. 161 — liebt er den Kampf? S. 164 — greift er die Person seiner Gegner an? S. 165 — verliert er durch den Kampf das Gleichgewicht seiner Seele? S. 167 —

6. Kapitel. Gemüt . . . . . S. 171

1. Geliebt wurde Luther wegen seines Gemüts S. 171 — Seine Freude an der Natur S. 172 — an seinen Kindern S. 178 — Seine Leutseligkeit im Verkehr S. 184 — Freude an Familienfeiten, an Musik S. 190 — an Poesie S. 193 —
2. Seine tiefe Empfindung des Schmerzlichen S. 195 — bei Todesfällen S. 196 — bei den betrübenden Folgen seines Wirkens S. 198 —
3. Aber ohne Sentimentalität und Schwärmerei S. 202 —

Schluß . . . . . S. 205

Der Grundzug seines Charakters S. 205 — ein echter Deutscher S. 206 — doch der ganzen Christenheit geschenkt S. 209 —

Anmerkungen . . . . . S. 210

Einleitung.

Nicht weniger als vier Jahrhunderte sind vergangen, seitdem der in den Klostermauern weilende, nur dem kleinen Kreise seiner Zuhörer in Predigt und Kolleg bekannte Doktor Martin Luther durch den Anschlag der Thesen an die Tür der Schloßkirche zu einem weltberühmten Manne wurde. Und doch schwankt noch heute sein Charakterbild in der Geschichte. Und dies nicht nur in der Weise, daß die einen mit Grimm und Verachtung auf ihn blicken, die anderen seinen Namen nur mit freudiger Begeisterung nennen. Vielmehr wird sein Bild auch in jedem dieser großen Heerlager keineswegs gleichmäßig gezeichnet, sobald es sich darum handelt, seine Licht- und Schattenseiten im einzelnen zu schildern. Ja, fast möchte man behaupten, nicht zwei Lutherbilder stimmen überein, falls deren Urheber nicht gerade eine bloße Kopie angefertigt, sondern ihn aus eigener Beobachtung und nach eigener Auffassnng gezeichnet haben.

Wie ist dies möglich? Wissen wir zu wenig über ihn? Im Gegenteil. Über keinen Mann der vergangenen Zeit ist uns soviel berichtet, wie über Luther. Sehen wir auch ganz von allem ab, was seine Zeitgenossen von ihm erzählt haben, so hat er selbst eine unglaubliche Masse von Schriften herausgegeben, und eine Unmenge der von ihm gehaltenen Predigten sind durch andere zum Druck befördert. Dazu haben sich von seinen Briefen noch ein paar tausend erhalten, und aus den bei Tisch von ihm geführten Gesprächen kennen wir sehr vieles durch die Niederschriften anderer. Die noch nicht vollendete Weimarer Ausgabe seiner Werke wird wohl nicht weniger als 70 Bände umfassen, jeder von durchschnittlich 700 Seiten großen Formats. Nicht zu spärlich, sondern zu reichlich fließen die Quellen über

Luther. Nur sehr wenige können es sein, die sie alle auszuschöpfen vermögen. Die aber, die den Mut und die Zeit dazu besitzen, werden nur zu leicht über der einen richtigen Beobachtung eine andere außer acht lassen.

Gerade einem Luther gegenüber ist diese Gefahr sehr groß. Denn wie man auch über seinen Wert oder Unwert urteilen mag, so gehört er doch unzweifelhaft zu den größten Männern, die wir kennen, weil die Wirkungen, die von ihm ausgegangen sind, als staunenswert groß bezeichnet werden müssen. Seit der ersten Zeit der christlichen Kirche hat doch kein anderer diese, und damit auch alles mit ihr in Verbindung Stehende, so umgestaltet wie er. Mag man auch einen nicht geringen Anteil daran den besonderen Zeitverhältnissen zuschreiben, so ist doch andererseits Tatsache, daß sein Werk sich gegen den tobenden, rücksichtslosesten Widerstand von seiten der mit der höchsten geistlichen und weltlichen Macht bekleideten Gegner durchsetzen und behaupten mußte. Es ist also vor allem *ihm selbst* zuzuschreiben, wenn er eine so ungeheure Umwälzung hervorgebracht hat.

Gehört er aber zu den Größten unsers Geschlechts, so werden wir auch schon von vornherein erwarten, daß sein Charakter nicht so einfach zu durchschauen ist. Denn je bedeutender eine Persönlichkeit ist, desto mehr vereinigt sie Gegensätze in sich, die man als einander ausschließend anzusehen geneigt sein wird. Darum erhebt sich den Großen gegenüber die Gefahr, nur die *eine* Seite ihrer besonderen Art zu bemerken und die scheinbar damit unvereinbare *andere* Seite außer acht zu lassen. Dies umsomehr dann, wenn man an ihnen Eigenschaften entdeckt hat, die sie hoch über alle ihre Zeitgenossen erheben. Man steht dann wie von *einem* Punkt geblendet und vermag nicht mehr das Ganze zu sehen.

Noch größer wird diese Gefahr dadurch, daß wir eine so machtvolle Persönlichkeit eben dann, wenn wir wirklich etwas von ihrer auffallenden Art erkannt haben, nicht mit teilnahmloser Ruhe beobachten können, sondern uns zu Hinneigung oder zu Abneigung gezwungen fühlen. Beides aber, Liebe wie Haß, macht uns nur zu leicht unmöglich, das was uns angezogen oder

abgestoßen hat, durch das beschränken zu lassen, was unsere Beurteilung wesentlich verändern müßte. Nach unserer Überzeugung haben die Lutherbilder nicht wenig unter diesen Schwierigkeiten gelitten.

Tritt aber in einer hervorragenden Persönlichkeit neben einem Charakterzug ein entgegengesetzter unwidersprechlich klar hervor, dann droht dem Beobachter die andere Versuchung, keine dieser beiden Seiten voll und ganz zu ihrem Rechte kommen zu lassen, sondern, um doch ein einheitliches Gemälde zu gewinnen, sie beide soweit abzuschleifen, daß sie sich bequem ineinander fügen. Das Ergebnis ist dann ein verschwommenes, kraftloses, niemanden ergreifendes Bild. — Hier ist eigentlich nichts naturgetreu gezeichnet. Konnte man bei jener einseitigen Beobachtung doch wenigstens einen Charakterzug im wesentlichen richtig darstellen, so sind hier, noch ehe man zu malen anfing, die verschiedenen Farben zu einem toten Grau zusammengemischt.

Auch Luther ist von einer derartigen Behandlung nicht verschont geblieben. Gerade das aber ist ein Merkmal der wahrhaft Großen, daß die auffallendsten Gegensätze in ihnen sich nicht gegenseitig beeinträchtigen. Vielmehr zeigt sich jede Eigentümlichkeit in dem Augenblick, in dem sie überhaupt hervortritt, in ungehemmter Stärke, der entgegengesetzte Zug vielleicht schon im nächsten Augenblick ebenso rein. Die Vereinigung der beiden Seiten in der einen Persönlichkeit aber bewirkt, daß keine unter ihnen sich in maßloser Übertreibung geltend machen darf.

Warum ist Johann Sebastian Bach der größte Tonkünstler? Vor allem deshalb, weil er imstande ist, von den entgegengesetztesten Stimmungen bewegt zu werden und ihnen in Tönen Ausdruck zu verleihen. Wer etwa nur seine Passionsmusiken kennt, wird, wenn er sein Weihnachtsoratorium zum erstenmale hört, für unmöglich halten wollen, daß beides von demselben Manne geschaffen ist. Aber weil Bach nicht nur das erschütternd Düstere, sondern auch das jubelnd Liebliche rein zu empfinden und zu malen vermag, darum bleibt auch seine Matthäuspassion frei von dem Ton eines hoffnungslosen Pessimismus, und sein Weihnachtsoratorium frei von der Zügellosigkeit eines

der Wirklichkeit Hohn sprechenden Optimismus. Darum kann der Meister auch beides nebeneinander empfinden, etwa das Mark und Bein Erschütternde: „Es ist der alte Bund: Mensch, du mußt sterben" und das von strahlender Glaubenszuversicht Erfüllte: „Ja, komm Herr Jesu, komm, der Tod ist mein Schlaf worden."

Eine wertvolle Hilfe zum richtigen Verständnis manches großen Mannes bieten uns die von einem Künstler seiner Zeit angefertigten Zeichnungen oder Gemälde von ihm. Auch Luther ist so verewigt worden. Aber leider hat keiner jener großen Meister, die auch Gegensätzliches auf einem Bilde zum Ausdruck zu bringen vermochten, an ihm seine Kunst versucht. Wir müssen uns schon mit den Leistungen eines Lukas Kranach des Älteren zufrieden geben. Vergleichen wir aber die von ihm erhaltenen Lutherbilder untereinander, so zeigen sie eine so große Verschiedenheit, daß es uns schwer wird, in ihnen denselben Mann zu erkennen, und doch wird keines unter ihnen als ganz verfehlt zu bezeichnen sein. Offenbar hat der Meister jeweilig nur eine Seite des Charakters Luthers wiederzugeben vermocht. Will man den ganzen Luther haben, so muß man schon die verschiedenen Darstellungen nebeneinander beschauen und sich bemühen, sie gleichsam zu einem Bilde zusammenzufügen.

In derselben Weise sind auch wir außerstande, in einem Zuge ein jedermann einleuchtendes, harmonisches Bild von dem Charakter Luthers zu liefern. Auch wir sehen uns genötigt, die verschiedenen Seiten seines Wesens in möglichst scharfer Ausprägung gesondert vorzuführen, ohne zunächst uns darum zu grämen, ob es uns überhaupt möglich sein wird, diese scheinbar einander widersprechenden Eigentümlichkeiten uns doch noch als in einer Person vereinigt vorzustellen.

Durch ein Doppeltes wird der Charakter eines Menschen bestimmt, durch seine Naturanlage und durch das, was er erlebt. Wieweit und zu welchem Ergebnis er diese seine Erlebnisse verwerten will, hängt von ihm selbst ab. Hiernach richtet es sich auch, wieweit er seine angeborene Art bejahen oder verneinen, was von ihr er pflegen und was er bekämpfen will.

Von Luther aber gilt in besonderem Maße die durch Kant aufgestellte Behauptung, „daß ein fester Charakter erworben werden muß und zwar gleichsam durch eine Explosion, die auf den Überdruß am schwankenden Zustande auf einmal erfolgt. Man muß auch annehmen, daß die Gründung eines Charakters sie [die Explosion] und den Zeitpunkt, da diese Umwandlung in ihm vorging, ihm unvergeßlich mache. Vielleicht werden nur wenige sein, die diese Revolution vor dem dreißigsten Jahre versucht, noch wenigere, die sich vor dem vierzigsten fest gegründet haben."

Bei Luther geschah ersteres in seinem zweiundzwanzigsten, letzteres in seinem dreißigsten Lebensjahre. Denn bei ihm begegnen wir zwei Wendepunkten, an denen er mit bestimmtem Entschluß einen selbständigen Weg einschlägt. Der erste ist sein Eintritt ins Kloster i. J. 1505, der einen kühnen Bruch mit seinem bisherigen Leben darstellt, insofern er sich ein neues Ziel steckt, nämlich alles dran zu setzen, um „einen gnädigen Gott zu kriegen". An dem zweiten Wendepunkt wird ihm klar, daß er dieses Ziel auf dem eingeschlagenen steinigen Pfade nicht zu erreichen vermag. Nun betritt er mit festem Schritt einen neuen Weg, um ihn nicht wieder zu verlassen. Von dieser, nach heißen Kämpfen erlebten und sein ganzes Leben und Streben bestimmenden Stunde hat er selbst geschrieben: „Hier fühlte ich mich wie vollständig neu geboren und durch ein offenes Tor in das Paradies selbst eingetreten. Da zeigte mir sogleich die ganze heilige Schrift ein neues Angesicht." Ihm war das Verständnis des Wortes Röm. 1, 17 aufgegangen: „In dem Evangelium wird die ‚Gerechtigkeit Gottes' offenbart, wie geschrieben steht: Der Gerechte lebt aus dem Glauben." „So stark, wie ich früher das Wort Gerechtigkeit Gottes gehaßt hatte, mit solcher Liebe erhob ich nun dieses für mich über alles süße Wort. So war es mir wahrhaft die Pforte des Paradieses."[1]) So völlig unerwartet und alles umwandelnd war ihm diese Erkenntnis, dies religiöse Erlebnis, daß er überzeugt war: „Diese Kunst hat mir der heilige Geist allein eingegeben."[2])

So ist Luthers Charakter, soweit er durch seinen eigenen Ent-

schlußgestaltet wird, rein religiös bestimmt, und nur der, der ihn so als religiösen Heros aufzufassen versucht, kann ihn richtig verstehen.

Im höchsten Maße ist es zu beklagen, daß wir von der eigentümlichen Art Luthers aus der Zeit vor seinem Eintritt ins Kloster, auch von dem Charakter seiner Eltern und sonstigen Vorfahren nur wenig kennen. Es fehlt uns also die Möglichkeit, in jeder Beziehung festzustellen, was von den später an ihm zu bemerkenden Zügen ererbtes, und was erworbenes Gut ist. Nur an einzelnen Punkten scheint die ursprüngliche Naturanlage auch später noch klar durch, teils als beibehalten, teils als etwas umgestaltet, teils als bekämpft durch die neue Willensrichtung.

Aber so energisch auch der zweimalige Bruch Luthers mit seiner Vergangenheit war, so ist er doch nicht so alles frühere preisgebend gewesen, wie bei manchen anderen großen Männern. Nicht selten wirft ein Jüngling alle Eigentümlichkeiten des Kindes möglichst weit von sich, ein Mann auch die seiner Jünglingszeit, zumal dann, wenn der Übergang von dem einen Lebensalter zu dem anderen durch eine „Revolution" gekennzeichnet wird. Dies jedoch sollte nicht der Fall sein. Neben den mangelhaften und den fehlerhaften Seiten des Kindes, die in dem neuen Lebensalter ausgeschaltet werden sollen, stehen Vorzüge, deren Preisgabe ein Verlust ist. Sie können und sollten bewahrt bleiben. Es können den Mann neben den echt männlichen Eigenschaften auch die wertvollen und liebenswürdigen Eigentümlichkeiten des Kindes und Jünglings zieren. Vollständig und harmonisch ist nur der Charakter, dem dies gelungen ist.

Wir meinen, Luther zu diesen wenigen zählen zu dürfen. Er, den man vor allem um seiner Männlichkeit willen bewundert hat, ist in manchen Beziehungen ein echtes Kind und ein echter Jüngling geblieben. Was Wunder, daß in ihm sich Charakterzüge vereinigt finden, die man als einander ausschließend ansehen möchte. Und doch dürfte er gerade um dieser eigentümlichen Mischung willen für soviele eine mächtig anziehende Persönlichkeit sein.

Erstes Kapitel.

1.

Wir beginnen mit einem Zuge in dem Bilde Luthers, der allen, die sich näher mit ihm beschäftigen, sofort aufs stärkste auffallen muß.

„Nun muß ich sterben!“ Mit dieser Überzeugung erscheint Luther 1518 in Augsburg vor dem gewaltigen Kardinal und päpstlichen Legaten Cajetan. Er weiß, wieviel darauf ankommt, diesen Mann, in dessen Händen jetzt sein Schicksal liegt, nicht zu verletzen. Er unterläßt auch nichts von den Ehrfurchtsbezeugungen, die einem solchen Herrn gegenüber vorgeschrieben sind. Er wirft sich vor ihm auf das Angesicht. Sich zu erheben aufgefordert, bleibt er noch auf den Knien liegen. Erst auf einen zweiten gnädigen Wink erlaubt er sich, aufzustehen. Dann bittet er um Verzeihung, falls er etwas Unbedachtes gelehrt oder getan haben sollte. Sobald aber die Unterredung sich seiner Lehre zuwendet, redet er mit einer geradezu unglaublichen Offenheit, als überlege er gar nicht, welch einen Eindruck seine Worte in dieser gefährlichen Lage machen müssen. Alles was in seinem Innern aufsprudelt, läßt er, ohne Rücksicht auf die Folgen, auf der Stelle ungehemmt hervorströmen.

Der Legat sagt ihm, er habe ein päpstliches Breve in seiner Tasche, das einfachen Widerruf von Luther fordere. Dieser bittet, ihn es erst einmal sehen zu lassen. Gewiß, er zweifelt an der Aufrichtigkeit des Kardinals. Aber wie kann er wagen, dies auszusprechen? Als Cajetan sich auf eine frühere päpstliche Bulle beruft, erklärt Luther, sie sei zweideutig und verdreht

nach dem Urteil der heiligen Schrift. Der Legat donnert bei einer späteren Unterredung den kleinen Mönch gebieterisch nieder. Da läßt Luther alle Rücksicht so völlig aus den Augen, daß er selbst des Gegners hohe Titel alle vergißt und ihn einfach mit „Ihr" anredet. Cajetan setzt ihm auseinander, jene päpstliche Bulle verstehe unter dem Schatz der Kirche die Verdienste Christi und seiner Gläubigen. Luther unterbricht ihn mit dem Einwand, dort stehe gar nicht, daß jene Verdienste der Schatz *seien*, sondern daß sie den Schatz *erworben* hätten. Der Kardinal wird bestürzt und will von etwas anderm anfangen. Luther fällt ihm ins Wort und bricht flammend los: „Ew. Hochwürden soll nicht noch meinen, daß wir Deutschen keine Grammatik können! Es ist ein Unterschied zwischen ‚ein Schatz sein' und ‚einen Schatz erwerben'!" Also der große italienische Gelehrte und Kirchenfürst soll nicht einmal in der Grammatik hinreichend beschlagen sein! Nachher hat Luther selbst diese Äußerung als „sicher respektwidrig genug" bezeichnet. Aber er hat sie nicht zurückgehalten. Warum nicht? Hat er in der augenblicklichen Erregung die Selbstbeherrschung verloren? Würde er, wenn er nur Zeit zur Überlegung gehabt hätte, seine Gedanken verborgen haben? Keineswegs. Denn wenn er auch genügend Zeit zum Nachdenken hat, wenn er etwa einen Brief oder ein Buch schreibt, kann er ebensowenig etwas von dem, was er denkt oder fühlt, für sich behalten.

Mit der denkbar höchsten Schande beladen, unter dem Bann der Kirche und der Acht des Reiches liegend, hat er sich auf der Wartburg verstecken müssen. Dort hört er, daß der mächtigste deutsche Kirchenfürst, dessen Herrschaft auch er selbst unterstellt ist, der Kurfürst und Erzbischof Kardinal Albrecht von Mainz, in seiner Residenz Halle abermals einen Ablaß hat verkündigen lassen, um die durch sein verschwenderisches Leben geleerte Kasse wieder zu füllen. Luther will eine Schrift dagegen veröffentlichen. Sein Kurfürst Friedrich der Weise verbietet es. So will er zunächst versuchen, ob er durch einen Brief den Erzbischof zur Einstellung des Ablaßunfugs bewegen könne. Welchen Ton muß er darin anschlagen, wenn er auch nur die leiseste

diplomatische Klugheit besitzt? Die allergrößte Vorsicht ist hier am Platz. Denn ihm ist auch berichtet worden, er beurteile den Erzbischof nicht richtig. Dieser sei dem Evangelium keineswegs ungünstig gesinnt. Wenn er also mit seinem Briefe nicht alles verderben will, so darf er höchstens demütig und leise auf die Gefahr hindeuten, die in dieser aufgeregten Zeit durch eine Erneuerung des nunmehr von Unzähligen scharf verurteilten Ablaßhandels heraufbeschworen werden könne.

Wie aber lesen wir in seinem Briefe? Schon zweimal habe er den Erzbischof vergebens brieflich verwarnt; er wolle es noch ein drittes Mal versuchen. „Es hat jetzt Ew. Kurfürstl. Gnaden zu Halle wieder aufgerichtet den Abgott [des Ablasses], der die armen, einfältigen Christen um Geld und Seele bringt. Ich will tun, was christliche Liebe fordert, nicht angesehen auch die höllischen Pforten, geschweige denn Kardinäle und Bischöfe. Derhalben ist meine untertänige Bitte, Ew. Kurfürstlichen Gnaden wolle das arme Volk unverführt und unberaubt lassen, sich als einen Bischof, nicht als einen Wolf erzeigen". Derselbe Gott, der aus dem früheren, durch Tetzel betriebenen Ablaßhandel ein so greuliches Feuer habe entstehen lassen, „derselbe Gott lebt noch, da zweifle nur niemand an! Der kann auch die Kunst, daß er einem Kardinal von Mainz widerstehe, wenngleich vier Kaiser [ihre Hand schützend] über ihn hielten. Er hat auch besondere Lust, die hohen Cedern zu brechen und die hochmütigen, verstockten Pharaos zu demütigen. Ew. Kurfürstl. Gnaden denke nur nicht, daß Luther tot sei! Er wird auf den Gott, der den Papst gedemütigt hat, so frei und fröhlich pochen und ein Spiel mit dem Kardinal von Mainz anfangen, des sich nicht viele versehen." Falls nicht dieser Ablaßhandel abgetan werde, halte Luther es für seine Christenpflicht, in einer öffentlichen Schrift den Erzbischof „anzutasten und aller Welt anzuzeigen den Unterschied zwischen einem Bischof und einem Wolf. Danach wird sich Ew. Kurfürstl. Gnaden wissen zu richten und zu halten. Hierauf erbitte und erwarte ich Ew. Kurfürstl. Gnaden richtige und schleunige Antwort binnen vierzehn Tagen. Denn nach vierzehn Tagen wird mein Büchlein wider den Ab-

gott zu Halle ausgehen, wo nicht kommt eine gemeine [auch öffentlich zu verwendende] Antwort."

Wie ist es Luther nur möglich, so zu schreiben? Es ist ihm nun einmal unmöglich, anders zu schreiben, als er denkt und fühlt. Das kennt der Erzbischof schon an ihm. Davor zittert er. Darum antwortet er, wie man es nicht für möglich halten sollte: „Ich habe Euern Brief gelesen und zu Gnaden und allem Guten angenommen." Die Ursach (die Luther zu seinem Schreiben veranlaßt habe) sei längst abgestellt. „Ich will mich, so Gott will dergestalt halten, als einem frommen geistlichen und christlichen Fürsten zusteht. Darum ich auch treulich bitten und bitten lassen will. Brüderliche und christliche Strafe kann ich wohl leiden."[3])

Nicht so großartigen Erfolg hatte Luthers beispiellose Offenherzigkeit in einem anderen Fall. Der berühmteste Gelehrte jener Zeit war der Humanist Erasmus. Mit ihm fühlte sich Luther insofern verbunden, als auch er manche kirchliche Mißstände bekämpft und für die Verdrängung der verknöcherten scholastischen Theologie durch das Studium der Quellen des Christentums erfolgreich gewirkt hatte. Was die beiden voneinander trennte, war eine verschiedene Auffassung vom Wesen des Christentums, die es dem Erasmus unmöglich machte, Luthers Standpunkt zu teilen. So betrübte es diesen tief, als er i. J. 1524 erfuhr, daß der große Gelehrte, dem er selbst vieles verdankte, eine Schrift gegen ihn verfasse und damit die evangelische Lehre zum erstenmal öffentlich bekämpfe. Er richtete deshalb einen Brief an ihn, um ihn womöglich von seinem Vorhaben abzubringen.

Mit welchen Gedanken schrieb er? Nach seiner Ansicht konnte er von Erasmus nicht verlangen, auf seiner Seite zu kämpfen. Hierzu fehlte ihm sowohl der Mut, als auch die volle Erkenntnis der evangelischen Wahrheit. Darum aber war es auch seine Pflicht, sich nicht in diesen Kampf einzumischen. Wenn er jetzt, trotzdem er in mancher Beziehung mit Luther übereinstimmte, doch gegen diesen zur Feder griff, so konnten ihn dazu nur die schmeichlerischen Bitten seiner hohen katholischen Gönner bestimmt haben.

Doch von dem allen, was Luther denkt, wird er diesmal doch nichts schreiben? Weiß er doch, daß dieser „König der Humanisten", von den höchsten geistlichen und weltlichen Herrn umschmeichelt, von Millionen als ein Wunder der Weisheit angestaunt, an allerstärkster Eitelkeit leidet. Dieser wunde Punkt in ihm mußte schon durch die leiseste Andeutung von dem, was Luther jetzt über ihn dachte, aufs tiefste verletzt werden. Aber soll Luther von dem schweigen, was er denkt, so muß er das Schreiben ganz unterlassen. Denn was er sonst etwa sagen könnte, würde diplomatische Unwahrheit sein. Und Luther kann nicht anders als mit voller Wahrheit vorgehen. Macht sie, weil sie als zu bitter empfunden wird, keinen Eindruck, so will er lieber umsonst schreiben, als sich verstellen. Daher lesen wir in dem Briefe: „Da wir sehen, daß Dir noch nicht von dem Herrn die Tapferkeit gegeben ist, jenen Ungeheuern, gegen die wir zu kämpfen haben, mit uns zuversichtlich und frei entgegenzutreten, so denken wir auch nicht daran, Dir etwas zuzumuten, was über Deine Kräfte und Deine Grenzen hinausgeht. Nein, wir haben Deine Schwäche und das Maß der Dir von Gott verliehenen Gaben getragen und verehrt. Denn das kann die ganze Welt nicht leugnen, daß das Blühen und Gedeihen der Wissenschaft, durch die man zum richtigen Bibelstudium kommt, ein in Dir uns verliehenes großartiges und herrliches Gottesgeschenk ist. Deswegen habe ich niemals gewünscht, daß Du die Dir angewiesene Tätigkeit verlassen oder vernachlässigen und in unser Heerlager eintreten möchtest. Denn obwohl Du unserer Sache durch Deinen Geist und Deine Gelehrsamkeit viel würdest nützen können, ist es, weil Dir der Mut dazu fehlt, doch sicherer, ihr nur durch die Dir verliehene Gabe zu dienen. Eins nur war meine Sorge: Daß Du Dich durch die Widersacher verleiten lassen könntest, in Schriften gegen unsere Lehre loszuziehen, und daß wir dann gezwungen wären, Dir ins Angesicht zu widerstehen. Mit unserer (evangelischen) Sache steht es jetzt so, daß für sie nur wenig zu fürchten ist, auch wenn Erasmus sie aus höchsten Kräften bekämpfen würde. Aber wenn Du auch Dich für sie zu erklären durchaus nicht vermagst

und wagst, so laß sie doch unangetastet und bebaue Dein Arbeitsgebiet. Dies möchte ich gesagt haben, um Dir meine aufrichtige Gesinnung gegen Dich zu bezeugen, in dem Wunsche, daß Dir von dem Herrn ein Deines berühmten Namens würdiger Geist gegeben würde. Will dies der Herr noch nicht tun, so bitte ich Dich zunächst, wenn Du nicht mehr zu leisten vermagst, ein bloßer Zuschauer unserer Tragödie zu bleiben. Leiste wenigstens unsern Widersachern keine Hilfe. Vor allem schreibe keine Bücher gegen mich, wie ich auch gegen Dich nichts herausgeben werde. Des Beißens ist schon genug gewesen. Jetzt müssen wir dafür sorgen, daß wir uns nicht gegenseitig verzehren."[4])

Als dieser Brief bei Erasmus ankam, hatte dieser seine Streitschrift gegen Luther schon weit gefördert, auch seinem freigiebigen Gönner, Heinrich VIII. von England, auf dessen Drängen er sich endlich an die Arbeit gemacht, eine Probe von ihr zugesandt. Doch auch wenn der Brief früher eingetroffen wäre, würde er den an widerliche Lobhudelei gewöhnten Erasmus nur gereizt, nicht aber umgestimmt haben. Luther aber konnte nicht anders schreiben, wenn er seiner Natur nicht untreu werden wollte.

Nicht nur seinen Gegnern gegenüber schlägt Luther alles heraus, was er empfindet. Auf der Wartburg hat er von dem schwärmerischen Sturm erfahren, der in Wittenberg seine Anhänger erfaßt hat. Er fühlt es als seine Gewissenspflicht, dorthin sich aufzumachen, um womöglich die wilden Wogen zu beschwichtigen. Er teilt dies seinem Kurfürsten Friedrich dem Weisen mit, dem er das schützende Asyl der Wartburg zu verdanken hat. Der Kurfürst verbietet ihm die Rückkehr nach Wittenberg. Er werde ihn dann nicht mehr schützen können. Luther verweigert den Gehorsam. Auf der Reise antwortet er seinem Kurfürsten. Er bezeugt ihm, er habe „allezeit eine Lust und Gefallen an ihm vor allen Fürsten und Obrigkeiten gehabt" und wisse, daß „er es jetzt aufs allerbeste meine." Aber dessen bange Sorge kann er nur als Mangel an Glauben auffassen. Gewiß, wenn er dies seinem Fürsten offen erklärt, so kann er ihn sehr tief kränken. Er weiß dies. Dennoch aber

schreibt er ihm: „Solches sei nun Ew. Kurfürstl. Gnaden geschrieben der Meinung, daß Ew. Kurfürstl. Gnaden wissen, ich komme gen Wittenberg in viel einem höheren Schutz denn des Kurfürsten. Ich hab's auch nicht im Sinn, von Ew. Kurfürstl. Gnaden Schutz zu begehren. Ja, ich halte, ich wolle Ew. Kurfürstl. Gnaden mehr schützen, denn sie mich schützen könnte. Wer am meisten glaubt, der wird hier am meisten schützen. Dieweil ich denn nun spüre, daß Ew. Kurfürstl. Gnaden noch gar schwach ist im Glauben, kann ich keineswegs Ew. Kurfürstl. Gnaden für den Mann ansehen, der mich schützen oder retten könnte." Der Kurfürst, der ihm bisher seinen mächtigen Schutz gewährt, meine in dieser Sache zu wenig getan zu haben und wolle wissen, was er tun solle. „Ich antworte untertäniglich: Ew. Kurfürstl. Gnaden hat schon allzuviel getan und sollte gar nichts tun. Denn Gott will und kann nicht leiden Ew. Kurfürstl. Gnaden oder mein Sorgen und Treiben. Er will es ihm gelassen haben; das und kein anderes! Da mag sich Ew. Kurfürstl. Gnaden nach richten. Glaubt Ew. Kurfürstl. Gnaden dies, so wird sie sicher sein und Friede haben. Glaubt sie nicht, so glaube doch ich und muß Ew. Kurfürstl. Gnaden lassen seine Qual in Sorgen haben, wie sich gebührt allen Ungläubigen zu leiden. Wenn Ew. Kurfürstl. Gnaden glaubte, so würde sie Gottes Herrlichkeit sehen. Weil sie aber noch nicht glaubt, so hat sie auch noch nichts gesehen." So schreibt er in dem Bewußtsein, er habe „sein Lebenlang keinem anderen großen Herrn so hart geschrieben".[5]) Aber was er denkt, kann er nicht in seinem Innern verschlossen halten, mag daraus folgen, was da will.

Dieselbe rücksichtslose Freimütigkeit auch in seinen für die Öffentlichkeit bestimmten Schriften. Nie verbirgt er seinen Glauben, seine Sorgen, seine Zweifel, nie seinen Zorn, seine Verachtung, seinen Haß. Nie kommt ihm auch nur die Frage, ob er nicht dem, was er fühlt, einen abschwächenden, milderen Ausdruck verleihen solle. Ebenso in seiner mündlichen Unterhaltung mit anderen. Hier hat man den Eindruck, als wäre die Verbindung zwischen Herz und Zunge so unmittelbar, daß die dort in der Verborgenheit vor sich gehenden

Schwingungen sofort auch durch die Sprache ans Licht treten müßten. Auch ihm ist mitunter die Versuchung nahe getreten, ein Blatt vor den Mund zu legen. Dies aber ist nur durch dringende Vorstellungen anderer verursacht worden, und ein derartiges Ansinnen hat er mit wenigen Ausnahmen schroff von sich gewiesen. Er will immer sein Innerstes offenbaren. Was dort vorhanden ist, das ist für ihn etwas wirklich Daseiendes, und darum läßt er es auch seinen Weg gehen, falls er es nicht für etwas Sündliches erkennt und deshalb niederzuschlagen für Pflicht hält.

Als man nach seinem Tode sich nicht mehr davor scheute, Gespräche von ihm, die seine Freunde an seinem Tisch sich notiert hatten, durch den Druck zu veröffentlichen, wagte man doch nicht, alles vollständig zu geben. Man hielt es für notwendig, für die Namen der Personen, über die er sich offen geäußert, ein verhüllendes N. N. zu setzen, auch wohl anderes fortzulassen oder nur leise anzudeuten. Hinsichtlich einer großen Reihe von Äußerungen Luther's aber, die man doch am allerwenigsten als für eine Veröffentlichung geeignet ansehen möchte, legte man sich bei dem Druck gar keine Beschränkung auf, hinsichtlich dessen, was er über sich selbst ausgesagt hat. Daß wir aber auch dieses kennen, ist uns für das Verständnis seines Charakters von großem Werte. Denn so auffallend, ja so verblüffend ist die rücksichtslose Offenheit, mit der er das, was er über andere denkt, auszusprechen sich erlaubt, daß wir in der Gefahr stehen, sie auf Hochmut, auf Anmaßung, auf Mangel an Liebe oder Gerechtigkeitsgefühl zurückzuführen. Hiervor bewahrt uns die Beobachtung, daß er genau in derselben Weise das Herz auf der Zunge hat, wenn er von sich selbst redet.

Seine Feinde wissen ihm unendlich viel Schlechtes nachzusagen. Woher kennen sie dies, soweit es nicht rein erlogen ist? Wüßten sie nichts weiter von ihm, als was seine Zeitgenossen, auch seine bittersten Feinde, berichtet haben, so würde ihr Anklagestoff unendlich dürftig oder ganz unbeweisbare Verleumdung sein. Fast ausschließlich durch ihn selbst haben sie erfahren, was sie Ungünstiges über ihn vorzubringen vermögen.

Was aber konnte ihn bewegen, sich selbst so bloßzustellen? Er gehörte nicht zu denen, die von ihren Schwächen reden können, um den Ruhm der Demut zu ernten, oder ihre früheren Fehltritte bekennen, weil sich dagegen ihre jetzige Vortrefflichkeit um so heller abhebt. Diesen Ton vernehmen wir niemals in seinen Selbstbekenntnissen. Nein, ebenso wie er nur dann sein freimütiges Urteil über andere fällt, wenn er damit jemandem dienen zu können meint, so sind auch alle seine sogenannten „Geständnisse" nur durch den Wunsch, andern nützlich zu sein, veranlaßt. Dann aber kostet es ihn auch durchaus keine Selbstüberwindung, und dann redet er so frei, als handle es sich um eine ihm gänzlich gleichgültige ferne Persönlichkeit.

Als der Pfarrer Antonius Musa ihm „einmal herzlich geklagt, er könne selbst nicht glauben, was er anderen predige", antwortete Luther: „Gott sei Lob und Dank, daß es anderen Leuten auch so geht. Ich meinte, mir wäre allein also". Der Berichterstatter deutet uns das Motiv dieses „Geständnisses" Luthers an, indem er hinzufügt: „Dieses Trostes konnte Musa sein Lebetag nicht vergessen."[6] Ein andermal klagte ihm jemand er könne nicht mit solcher Gewißheit an das ewige Leben glauben, wie Paulus von seinem Tode geschrieben habe. Da suchte ihn Luther zu beruhigen: „Ich wahrlich kann's auch leider nicht so stark glauben, als ich davon predigen und schreiben kann, und wie andere Leute von mir denken, daß ich so fest glaube."[7]

Doch schweigen wir von den vielen derartigen Äußerungen über sich selbst, die Luther im Gespräch mit vertrauten Freunden nicht zurückgehalten hat. Hier, wo man ihn genauer kannte und solche Mitteilungen nicht falsch deutete, ist eine derartige Offenheit noch allenfalls begreiflich. Aber in öffentlichen Schriften und in Predigten pflegt man sich doch davor zu hüten. Hier sucht man doch auf andere durch die Festigkeit seiner Überzeugung Eindruck zu machen und hütet sich sorgfältig, von den eigenen Schwächen im Glauben und im Leben zu reden. Luther aber ist diese Rücksicht auf sich selbst völlig unbekannt. Meint er, andere dadurch fördern zu können, so kann er ohne

jedes Zögern und ohne jede Beschönigung sich öffentlich bloßstellen.

In einer öffentlichen Schrift will er dazu ermahnen, keine Neuerung eher zu unternehmen, als bis deren göttliche Berechtigung uns völlig gewiß geworden sei. Denn sonst könne man nachher von den schwersten Zweifeln, ob man auch recht gehandelt habe, selbst dann gepeinigt werden, wenn der Bruch mit dem Herkömmlichen durchaus nach Gottes Willen gewesen sei. Damit man dies nicht als etwas Geringes ansehe, schreibt er ohne Bedenken, was doch von denen, die solche Anfechtungen nicht kannten, als ein Beweis von Unsicherheit seines Glaubens mißdeutet werden konnte: „O mit wie großer Mühe und Arbeit, auch durch begründete Heilige Schrift, habe ich mein eigen Gewissen kaum können rechtfertigen, daß ich einer allein wider den Papst habe dürfen auftreten! Wie oft hat mein Herz gezappelt, mich gestraft und mir vorgeworfen ihr einiges, stärkstes Argument: Du bist allein klug? Sollten die anderen alle irren und so eine lange Zeit geirrt haben? Wie, wenn du irrtest und soviel Leute in Irrtum verführtest, welche alle ewiglich verdammt würden?“ [8])

Oder er steht auf der Kanzel. Um die zu beruhigen, die mit Schmerz fühlen, wie schwer es ihnen wird, „den Glauben so rein zu fassen“, kann er vor der versammelten Gemeinde, nachdem er mit großer Klarheit und zweifelloser Gewißheit die römische Werklehre bekämpft und die Herrlichkeit des vertrauenden Glaubens geschildert hat, ohne jede Scheu aussprechen: „Ich habe es nun selbst schier zwanzig Jahre gepredigt und getrieben mit Lesen und Schreiben, daß ich billig sollte sein herausgekommen [aus der Werkgerechtigkeit]. Dennoch fühle ich noch immerdar den alten anklebenden Unflat, daß ich gern mit Gott so handeln wollte und etwas mitbringen, daß er mir seine Gnade *für meine Heiligkeit* müßte geben, und es will mir nicht ein, daß ich mich so gar sollte ergeben auf bloße *Gnade*. Und soll doch und muß nicht anders sein.“ [9])

Oder er will seine Zuhörer vor der Sicherheit der Gottlosen warnen, „welche meinen, der Teufel sei im tiefen Meer“.

Er will ihnen eindringlich zeigen, daß der Teufel „nicht ferne von uns sei", vielmehr alles Gute im Weltlichen, wie im Geistlichen zu verhindern suche. Damit aber auch die ernsten Christen niemals sorglos werden, setzt er hinzu: „Ich selbst fühle oft des Teufels Nasen [oder: Naheseins] in mir. Zu Zeiten glaube ich, zu Zeiten glaube ich nicht."[10]) Auch „den rechten Christen, die fest daran halten wollen, daß Christus sich selbst für unsere Sünden gegeben", kann der Teufel in der Anfechtung „Christum verbergen und aus den Augen wegnehmen und das Wort der Gnade aus dem Herzen reißen. Was ich sage, das habe ich zum Teil erfahren".[11]) Ja, selbst wenn er von den Versuchungen zu Sünden gegen das sechste Gebot redet! Er will seine Zuhörer ermahnen, nicht auf ihre eigene sittliche Kraft zu vertrauen, sondern in der Versuchung Gottes Hilfe anzurufen. Ungescheut erklärt er: „Ich weiß wohl, wie es ist! Ich habe von mir selbst nicht soviel [Kraft], daß ich mich enthalten kann."[12]) Gewiß, er brauchte nicht zu fürchten, daß seine Wittenberger Zuhörer, die täglich sein sittenreines Leben vor Augen hatten, ihn mißverstanden. Aber welcher andere Prediger spricht es öffentlich aus, daß er auch solche Versuchungen kenne?

Nur ein paarmal in seinem ganzen Leben hat Luther, Freundesbitten nachgebend, nicht alles gesagt, was er dachte. Er tat es, weil er damit der von ihm vertretenen Sache dienen zu können meinte. Aber jedesmal hat er nachträglich bitter bereut, nicht ganz seinem inneren Antrieb gefolgt zu sein.

Kein Bild aus dem Leben Luthers ist so bekannt und berühmt, wie: Luther in Worms. Diese Furchtlosigkeit, diese rücksichtslose Überzeugungstreue erscheint uns allen unüberbietbar. Luther selbst aber? Er hat sich über sein Verhalten in Worms nachträglich aufs stärkste geärgert. Und zwar deshalb, weil er — zu rücksichtsvoll, zu nachgiebig gewesen sei, weil er „seinen Geist gedämpft", also nicht einzig seinem innersten Wesen gefolgt sei. Es dürfte bezeichnend sein, daß man diese Äußerungen Luthers entweder übersehen hat, als wären sie nicht ernst gemeint, oder als unverständlich angesehen hat, während

doch er selbst mehrmals scharf hervorhob: „Ich habe es vielmals bereut.“ Man konnte sein darin sich aussprechendes Verlangen nach völlig unbegrenzter Offenheit nicht nachempfinden, weil es eine zu ungewohnte Erscheinung ist.

Er kam auf den Reichstag zu Worms mit der festen Absicht, nichts zu widerrufen, sondern frank und frei seinen Glauben als die in Gottes Wort begründete, unfehlbare Wahrheit zu bezeugen. Aber von den wohlmeinendsten und urteilsfähigsten Freunden wurde ihm vorgestellt, es werde einen bösen Eindruck machen, wenn er seine Überzeugung als zweifellos gewiß hinstelle, also die Möglichkeit, daß er geirrt habe, völlig ausschließe. Dagegen werde er bei vielen volles Verständnis, ja Zustimmung und Unterstützung finden, wenn er nur erkläre, nicht eher etwas widerrufen zu können, als bis er eines Irrtums überführt worden sei. Denn soweit schon war damals der Bann mittelalterlicher Anschauungen gebrochen, daß in weitesten Kreisen das Ideal der blinden Unterwerfung unter die Machtsprüche der Kirche verblaßt war; daß man vielmehr für sittliche Pflicht hielt, seinem Gewissen zu folgen, also auch nicht eher eine Überzeugung aufzugeben, als bis man sie als falsch erkannt habe. Man beschwor also Luther, so zu reden daß er „nicht zu steifsinnig, sondern demütig und ehrerbietig“ erscheine. Er ließ sich überreden. In seiner Ansprache vor Kaiser und Reich erklärte er: „Ich werde auf das willigste bereit sein, jeglichen Irrtum, so ich des überwiesen werde, zu widerrufen und werde der erste sein, meine Bücher ins Feuer zu werfen“. Und auf die weitere Forderung, er solle kurz antworten, ob er widerrufen wolle oder nicht, erwiederte er: „Wenn ich nicht durch Schriftzeugnisse oder helle Gründe werde überwunden werden, so bin ich überwunden durch die von mir angeführten Schriften, und mein Gewissen ist gefangen in Gottes Worten. Widerrufen kann ich nichts und will ich nichts, weil wider das Gewissen zu handeln, nicht sicher und nicht lauter ist.“

So konnte er sagen, weil nach seiner Überzeugung niemand ihn widerlegen konnte. Eben diese seine Überzeugung

aber sprach er nicht offen aus. Er verdeckte sie vielmehr durch die Erklärung, das widerrufen zu wollen, was ihm als Irrtum nachgewiesen werde. Was er sagt, ist also richtig, und wieviele werden nicht das geringste Unrecht darin finden können. Er aber hat es später, als er Zeit genug zu reiflicher Überlegung gefunden, als eine Sünde angesehen. Denn er hatte vor dem Reichstage nicht alles gesagt, was er dachte. Und schon dies empfindet er als seiner Natur, seinem „Geist" widersprechend, empfindet er als Unwahrhaftigkeit. Ja, so stark klagt ihn sein Gewissen deswegen an, daß er einen Schlag, der ihn ein Jahr später trifft, einen Schlag, der nach seinen eigenen Worten ihm größere Schmerzen bereitet hat, als alle Feindschaft der Päpstlichen „samt allen Teufeln", der ihm fast das „Herz genommen und den steifen Geist matt gemacht", als eine nicht unverdiente Strafe angesehen hat. An der auch in Wittenberg unter seinen Anhängern ausgebrochenen schwärmerischen Bewegung meint er nicht ohne Schuld zu sein. Er hatte in der entscheidenden Stunde in Worms „guten Freunden zu Dienst seinen Geist gedämpft und nicht strenger sein Bekenntnis vor den Tyrannen getan". Er hatte damit die Möglichkeit von Irrtümern in seiner Lehre zugegeben. Darum konnten Anhänger von ihm, als er durch die Verbannung auf die Wartburg vom Schauplatz entfernt war, sich für berechtigt halten, in einzelnen Punkten von seiner Lehre abzuweichen und Neuerungen vorzunehmen, ohne ihn, durch den doch allein sie ihre evangelische Anschauung bekommen hatten, auch nur um seine Ansicht darüber zu fragen. Sie konnten sich mit dem Gedanken decken, er selbst sei ja seiner Lehre nicht gewiß. So tief fühlt er jenes Verschweigen seiner vollen Meinung als Sünde, für die dieses „das Evangelium schmähende Spiel zu Wittenberg" die gerechte Strafe sei, daß ihn nur eins bei dem Blick in die Zukunft „unverzagt und unerschrocken" machen kann: „Wie wir auf unsere Wohltat nicht trotzen, zagen wir auch nicht in unseren Sünden. Wir danken aber Gott, daß unser Glaube größer ist, denn Wohltat und Sünde. Denn der Vater aller Barmherzigkeit hat uns gegeben, zu glauben nicht einen hölzernen, sondern

einen lebendigen Christus, der uns auch aufrichten und erhalten kann, ob wir gleich in tausend und abertausend Sünden alle Stunde fielen. Da ist mir kein Zweifel daran."[13]) Solches Trostes bedurfte Luther, da er einmal in bester Absicht, auf anderer Bitten hin, nicht vollkommen offen gewesen war.

Die gleiche Neigung, sein ganzes Herz herauszusagen, zeigt er selbst Gott gegenüber. Er bemüht sich nicht einmal in seinen Gebeten, einen feierlichen Ton anzuschlagen. Wenn er an dem Krankenlager Melanchthons von leidenschaftlicher Erregung darüber ergriffen ist, daß „der Teufel dieses Werkzeug Gottes so schändlich zugerichtet habe" und dem Tode in die Arme treibe, so kann er im Gebet seinem flammenden Zorn und seiner Überzeugung von der Unentbehrlichkeit dieses Mitkämpfers für Gottes Sache so ungehemmt und unverblümt Ausdruck verleihen, daß er selbst es genannt hat: „Allda mußte mir unser Herrgott herhalten; denn ich warf ihm den Sack vor die Tür [ich erklärte ihm, die Last nicht mehr tragen zu können] und rieb ihm die Ohren mit allen seinen Verheißungen, die ich in der Heiligen Schrift aufzuzählen wußte, daß er mich müßte erhören, wo ich anders seinen Verheißungen trauen sollte."[14])

Aus seinem Aufenthalt auf dem Reichstag in Worms ist uns ein Gebet überliefert, das man an einem Abende von ihm erlauscht hat. Welch unglaubliche Unverhülltheit seiner Stimmungen vor Gott, wenn er da betet: „Wie ist es nur ein Ding um die Welt, wie schnurrt sie dahin, läuft die gemeine Bahn und den weiten Weg zur Hölle, da die Gottlosen hingehören, und sieht nur allein bloß an, was prächtig und gewaltig, groß und mächtig ist und ein Ansehen hat! Wenn ich auch meine Augen dahin wenden soll, so ist es mit mir aus, die Glocke ist schon gegossen und das Urteil gefällt. Ach Gott, ach Gott, o du mein Gott, stehe du mir bei wider aller Welt Vernunft und Weisheit! Tue du es! Du mußt es tun. Du allein! Ist es doch nicht meine, sondern deine Sache. Hab ich doch für meine Person allhier nichts zu schaffen und mit diesen großen Herren der Welt zu tun. Möchte ich doch auch wohl gute, geruhige Tage

haben und unverworren sein. Hörst du nicht, mein Gott? Bist du tot? Nein, du kannst nicht sterben. Du verbirgst dich nur. Hast nicht du mich dazu erwählt? Ich frage dich, wie ich es denn gewiß weiß. Ei, so walt's Gott. Denn ich mein Lebenlang nie wider so große Herren zu sein gedacht. Herr, wo bleibst du? Du, mein Gott, wo bist du? Komm, Herr, ich bin bereit, auch mein Leben darüber zu lassen, geduldig wie ein Lämmlein." [15])

Dieser unwillkürliche Trieb, sein Inneres und sein Äußeres in völliger Übereinstimmung zu halten, zeigt sich nicht nur in seinem Reden, sondern in seinem gesamten Benehmen.

Die ganze würdevolle Förmlichkeit und Erhabenheit der höchsten akademischen Feiern wurde bei der Disputation zwischen Luther und Eck in der alten Universitätsstadt Leipzig entfaltet. Von Wittenberg her hatten zu Wagen die Koryphäen der neuen Theologie ihren Einzug gehalten, geleitet von dem Rektor Magnifizentissimus Herzog Barnim von Pommern und zweihundert mit Spießen und Hellebarden bewaffneten Studenten. Von allen Seiten waren nicht nur hochangesehene Theologen, sondern auch Äbte und Grafen und Ritter des Eisernen Vließes herbeigeströmt, um dem erhabenen Schauspiele beizuwohnen. Auch der Fürst des Landes, Herzog Georg von Sachsen ehrte mit seinem Sohn die Feier durch seine Gegenwart. Nach einer Begrüßungsrede in der Universität und nach einer festlichen Messe in der Thomaskirche zog man in glänzender Prozession zur Pleißenburg, deren Saal mit kostbaren Teppichen reich geschmückt war. Ein Sängerchor stimmte mit Instrumentalbegleitung den alten Weihegesang an: „Komm, heiliger Geist"! Alle Anwesenden lagen dabei auf ihren Knien.

Welch eine Spannung wird sich dieser erlauchten Versammlung bemächtigt haben, als endlich der, durch seine gewaltigen Schriften und durch die drohenden Angriffe seiner Feinde weltberühmt gewordene Professor der Theologie Dr. Martin Luther, das Katheder bestieg, um in den Kampf einzutreten, der über seine und der Seinigen Zukunft entscheiden konnte! Wenn je eine würdevolle, eindrucksvolle Haltung, eine selbst-

bewußte Ruhe und Sicherheit am Platze war, so diesem erwartungsvoll auf ihn blickenden glänzenden Kreise gegenüber. Wenn Luther je an das unzweifelhaft richtige Wort gedenken mußte: „Die Welt macht soviel aus dir, wie du selbst aus dir machst", so in dieser Stunde.

Er aber? Der Leipziger Professor Mosellan hat uns den Eindruck geschildert, den Luthers Auftreten auf ihn gemacht. Er vermißt an ihm bei dem Disputieren die „Vorsicht", die vor dem Sprechen gründlich überlegt, mit welchen Worten ein Triumph über die Gegner zu erzielen ist. Er bedauert daher „die allzu bissige Form im Tadel der Gegner", da Luther das Feuer seines Ärgers oder Zorns ungehemmt in Flammen hervorbrechen läßt. Überhaupt „nichts Stoisches hat er an sich, noch düsteren Stolz". Er hüllt sich nicht in den bei anderen beliebten Mantel kühler wissenschaftlicher Ruhe und Überlegenheit. Kurz, er gibt sich ganz, wie er ist und will nichts mehr sein, als er ist. „Im freundschaftlichen Verkehr kann er fröhlich und heiter plaudern, lebendig und sicher, stets heiteren Angesichts",[16]) als wäre er nicht ein mit den höchsten Problemen ringender Professor. Kaum glaublich ist, wie wenig er daran denkt, daß in dieser erhabenen Versammlung aller Blicke auf ihn gerichtet sind und auch das Kleinste an ihm beobachten. Kann er doch, da er zur Disputation die Rednerbühne besteigt, einen kleinen Blumenstrauß, den er in der Hand hält, mit aufs Katheder nehmen, ja sogar während der Verhandlungen besehen und an dem Duft sich erfreuen! Und am Finger trägt er einen silbernen Ring, an dem noch etwas Unerkennbares hängt! Daß er den Ring nicht vorher abgenommen, fiel so stark auf, daß die Meinung geäußert wurde, er habe in einer kleinen Kapsel den Teufel bei sich. Solche kleinen Züge sind unentbehrliche Farben, wenn man den echten Luther malen will.

Kein Wunder, daß in einer Welt, in der nicht das Sein, sondern der Schein entscheidet, Luther mit seiner entgegengesetzten Art immer wieder zu gering gewertet, ja geradezu verachtet worden ist. Der päpstliche Legat Aleander, dessen unaufhörlichen, auch die unsittlichsten Mittel nicht scheuenden Be-

mühungen endlich in Worms die Verhängung der kaiserlichen Acht über den Ketzer erreichten, berichtet nach Rom über den „besessenen Narren", die Art seines Auftretens habe ihn um alle Achtung gebracht, die die Welt früher vor ihm gehabt habe; in Blicken, Worten, Werken, Mienen und Gang sei er roh. Der Kaiser habe, als er Luther zu sehen bekommen, in höchster Enttäuschung verächtlich geäußert: „Der soll mich nicht zum Ketzer machen." Für unmöglich hielt er, daß die berühmten Schriften, die unter dem Namen des Ketzers ausgegangen, wirklich von diesem selbst verfaßt seien. Ebenso urteilten auch andere, die selbst diese großartigen Schriften gelesen hatten, als sie sein einfaches, natürliches Benehmen zu beobachten Gelegenheit fanden. Ja, noch vierzehn Jahre später, als doch eigentlich kein Mensch mehr an Luthers hervorragenden Fähigkeiten zu zweifeln vermochte, konnte der päpstliche Gesandte Vergerio, der in Wittenberg sich mit Luther unterhalten hatte, nach Rom berichten, ohne Zweifel könnten einige der unter seinem Namen veröffentlichten Bücher gar nicht sein Werk sein.[17])

Es ist Luther nicht verborgen geblieben, wie sehr manche an seiner ungekünstelten Art Anstoß nahmen. Er hat sich oft gefragt, ob er nicht lieber nach der Welt Weise sich in den Nimbus vorsichtiger Zurückhaltung und schweigender Erhabenheit kleiden solle. Aber dann hat er dies als der ihm von Gott verliehenen Eigenart widersprechend erkannt und ist als ein Todfeind aller Verstellung bei seiner Weise geblieben.

Ohne Zweifel wird eine derartige Charaktereigentümlichkeit auch Erscheinungen zur Folge haben, die nicht angenehm berühren. Da Luther gern ohne längere Überlegung ausspricht, was er denkt und empfindet, wird er bei der großen Lebhaftigkeit seines Geistes reichlich viel reden. Wenn er etwa ein Buch schreibt, so wird er, zumal da eine beispiellos große und mannigfaltige Arbeitslast auf ihm liegt, nicht erst eine ins einzelne gehende Disposition anfertigen. So ist er vor Wiederholungen oder Abschweifungen nicht sicher. Freilich ist sein Verstand scharf genug und sein Gedächtnis hinreichend klar,

um hinsichtlich der Hauptgedanken einen bestimmten Plan inne zu halten. Aber es wird ihm leicht nach dem alten Wort ergehen: „Ich wäre kürzer gewesen, wenn ich längere Zeit gehabt hätte.“ Er vermeidet nicht immer eine gewisse Breite. Wohl verfügt er über eine solche Fülle von Gedanken und weiß sie in so fließende Form zu kleiden, daß man auf ihn nicht das Wort anwenden kann, mit dem jener Puritaner einen unaufhörlich schwatzenden Soldaten zur Ruhe zu bringen suchte: „Du machst so viel Lärm wie deine Trommel, die auch hohl ist.“ Aber Luther selbst hat doch in seiner offnen und übertreibenden Art über sich das Urteil gefällt: „Ich bin mehr ein Rhetoriker oder Wäscher.“ So sagt er, indem er sich mit Melanchthon vergleicht, der „enger gespannt sei als er“, der sich durch wissenschaftliche Kürze und Schärfe auszeichne. „Ich liebe meine Psaltererklärung nicht. Es ist ein langes Geschwätz. In früherer Zeit konnte ich so reden, daß ich die ganze Welt wollte zu Tode gewaschen haben. Ich konnte früher mehr von einer Blume waschen, denn jetzt von einer ganzen Wiese.“ [18])

Ein zweiter Übelstand seiner Art, das im Augenblick Gedachte unbekümmert auszusprechen, zeigt sich bisweilen darin, daß er, weil er jeweilig nur die eine Seite einer Sache im Auge hat, die andere Seite nicht berücksichtigt, also einseitig redet. Ein heutiger Leser seiner Gespräche und Schriften kann freilich vor einer Mißdeutung solcher Stellen durch die Vergleichung anderer bewahrt bleiben. Und je gründlicher er Luther studiert, desto öfter wird er darüber erstaunt sein, daß jedesmal, wenn er an einer einseitigen Äußerung Luthers Anstoß genommen hatte, sich anderswo eine klare Ergänzung findet. Seinen Feinden aber hat Luther die bequemste Handhabe geboten, durch Zitate aus seinen Schriften ihm haarsträubende Irrtümer oder schreiende Widersprüche vorzuwerfen.

Wenn er etwa einen über seine Sünde bis zur Verzweiflung Bekümmerten trösten und daher dessen Blick von den Drohungen des Gesetzes abwenden und auf Gottes Gnade hinlenken will, so kann er schreiben: „Wir müssen den ganzen Dekalog uns gänzlich aus den Augen und aus dem Sinn schlagen.“ Ein

andermal aber kann er die andere Seite hervorkehren: „Die zehn Gebote muß man immerdar predigen. Denn unsere Herzen sind gottlos und schwach.“ [19])

Oder er kann über die Bibel schreiben: „Es ist auf Erden kein klarer Buch geschrieben, denn die Heilige Schrift. Die ist gegen alle andern Bücher gleich wie die Sonne gegen alles [sonstige] Licht.“ Ein andermal aber: Wie der Jordan seine Krümmungen hat, so daß man an manchen Stellen nicht zu ihm hinkommen kann, „so ist auch die Heilige Schrift ein krummes und tiefes Wasser, und nicht ein jeglicher kann sie verstehen, sondern sie entzieht sich zuweilen dem Leser“. [20]) Freilich setzt er an anderen Stellen deutlich genug auseinander, inwiefern und für wen die Bibel unklar ist. Aber bei seiner einseitigen Redeweise werden allezeit nicht nur böswillige Kritiker, sondern auch vorurteilsfreie Leser, falls sie nicht genügend in seinen Schriften bewandert sind, an Aussprüchen von ihm Anstoß nehmen.

Ein dritter Übelstand! Aus dem niederen Volke war Luther hervorgegangen. Auch in den ersten Jahrzehnten seines Lebens hatte er, mit Ausnahme der kurzen Zeit seines Aufenthalts in der Familie Cotta in Eisenach, nicht Gelegenheit gehabt, in gebildeten Kreisen zu verkehren und sich an eine feinere Umgangssprache zu gewöhnen. Auch das Kloster wird ihm sicher dazu keine Gelegenheit geboten haben. Zu jener Zeit aber herrschte eine in der Gegenwart selbst im niedrigsten Volk nur noch selten und verhältnismäßig schwach zu findende Offenheit der Redeweise hinsichtlich dessen, was jeder Gebildete unserer Zeit höchstens einem Arzte gegenüber aussprechen mag. Indem nun Luther überhaupt kein Blatt vor den Mund nimmt, macht er auch von dieser, unser ästhetisches Gefühl verletzenden, freien Redeweise jener Zeit keine Ausnahme. Auch er erwähnt ohne Scheu geschlechtliche Dinge und die körperlichen Ausleerungen und was dazu gehört.

Freilich hat Mathesius, der in Wittenberg studiert hat und häufig Luthers Tischgenosse gewesen ist, bestimmt behauptet, niemals „ein unschamhaftiges Wort“ aus Luthers Munde gehört zu haben. [21]) Aber damit meint er nur dies, daß Luther

sich niemals in lüsterner, frivoler Weise über geschlechtliche Dinge ausgesprochen hat. Und dieses Urteil wird durch alles, was wir von den „Tischreden" kennen, glänzend bestätigt. Himmelweit unterscheidet sich Luthers Redeweise von der vieler gebildeter Katholiken jener Zeit.[22])

Es nahmen aber doch manche Anstoß an der derben Ausdrucksweise Luthers, wie auch viele Schriften anderer Männer jener Zeit keine Spur davon aufweisen. Dieser Tadel jedoch bewog ihn nicht, sich zartfühlender auszudrücken, sondern nun gerade erst recht und absichtlich seine Art geltend zu machen. Denn nach seinem Charakter konnte er nicht für richtig halten, wenn man etwas, was jedermann weiß und denkt, nicht auch aussprechen will. Nach seinem Empfinden enthielt das gesellschaftliche Verbot, dieses an sich reine Gebiet zu betreten, eine Unwahrheit, eine Verdächtigung unserer natürlichen Beschaffenheit, als wäre diese unrein. Hiergegen protestierte er durch sein entgegengesetztes Verhalten. Die unverhüllte Redeweise der Bibel schien ihm seine Auffassung für berechtigt zu erklären. Indem er einmal von einer solchen alttestamentlichen Stelle handelte, fügte er ironisch hinzu: „Davon jetzt niemand öffentlich reden darf. So gar viel reiner sind unsere Ohren geworden, denn des Heiligen Geistes Mund. Wir schämen uns, da sich nichts zu schämen ist, und schämen uns nicht, da zu schämen wäre."[23]) Widerwärtig war ihm jene andeutende Art geschlechtlicher Dinge, die nach Kants Ausdruck „der Phantasie erlaubt, im Dunkeln zu spazieren".

Er bleibt um so mehr bei seiner derben, von uns als unanständig empfundenen Art, als er nach seinem Charakter mit allen Mitteln danach strebt, alles beim rechten Namen zu nennen und dafür die schlagendsten Bilder zu wählen. Vieles aber, wogegen er zu kämpfen hat, ist nach seiner Überzeugung gemein, daher tiefster Verachtung wert. Er will etwa Gegner zeichnen, die sich in ihrem Schmutze ungemein wohl fühlen oder die sich an dem, was sie an vermeintlicher Weisheit von sich gegeben haben, voll Wonne ergötzen. So kann er das Bild der „Sau" gar nicht entbehren. Wenn sich ein Papst auf einen volltönenden Erlaß

noch sehr viel einbildet, der doch nach Luthers Urteil nur ein Ergebnis der in seinem Innern rumorenden Aufgeblasenheit ist, so zieht er zur Kennzeichnung Vergleiche aus dem Gebiete der körperlichen Ausleerung herbei. Derartiges kann unser heutiges Gefühl nur verletzen.

Endlich, Luther verfügte über einen glänzenden Witz, fühlte daher auch den starken Drang, diese Gabe anzuwenden. Aber auch der Geistreichste ist bisweilen, etwa infolge von Abspannung, außerstande, nur bewundernswert tiefsinnige Gedanken von sich zu geben. Auch mißlingt ihm wohl einmal ein Witz. Hat er dann wie Luther die Neigung, alles, was er denkt, herauszuschlagen, so kann er auch wohl einmal in seinen Scherzen läppisch werden, kann sich Kalauer erlauben. Er kann dann, besonders auf solche, die keinen Sinn für Humor haben, den Eindruck eines „Possenreißers" machen. Kein Wunder, daß dies auch dem gesprächigen Luther einigemal widerfahren ist. Der würdevollere Melanchthon hat sich daran gestoßen. Er spricht, als Luther sich verheiratet hat, die Hoffnung aus, die neue „Lebensweise werde ihn würdevoller machen, so daß er auch die Possenreißerei ablege, die wir oft tadelten. Denn ein neuer Stand bringt neue Art, wie das Sprichwort sagt." [24])

Nur einen Mangel an Würde, der sich in Luthers Witzen ausspreche, meint Melanchthon. Nicht will er ihm Unanständigkeit vorwerfen. Denn er hat auch über ihn geurteilt: „Sein Mund ist holdselig gewesen und, wie St. Paulus von den Christen fordert, wahrhaftig, ehrbar, gerecht, keusch, lieblich, wohllautend — solches müssen wir alle und viele andere fremde Leute, die ihn gesehen und gekannt, von ihm Zeugnis geben." [25])

Andere freilich dachten über Luthers Witze anders. So schreibt Cordatus in seiner Niederschrift der Tischreden, wer sie sich abschreiben wolle, der möge mit ihm Luthers Aussprüche loben, „nicht nur jene ernsten und theologischen, sondern auch die scheinbar tändelnden und leichtfertigen". [26])

Luther selbst hat sich wohl einmal gefragt, ob es erlaubt sei, sich so gehen zu lassen. Aber weil er es nicht für Sünde halten konnte, erschien es ihm als Unwahrhaftigkeit, nicht seine

natürliche Art zeigen zu wollen. Er bemerkte, wie sehr manche bei einem berühmten Theologen ein zurückhaltendes, vornehmes Wesen lieben. Aber, „mir ist es nicht gegeben", sagte er. Freilich erregte er damit bei einigen Anstoß. Daher konnte er in einer Krankheit „Abbitte leisten für die leichtfertigen Worte, die er oft geredet habe zur Vertreibung der Schwermut seines schwachen Fleisches aus dem Herzen, nicht mit bösem Bewußtsein." [27])

Doch nach seiner Genesung scheint er der Alte geblieben zu sein. Er wollte nun einmal nicht anders scheinen, als er war. Nicht aber so, als hätte er erst auf dem Wege der Reflexion diesen Grundsatz gewonnen und mit Absicht durchgeführt. Darüber nachgedacht hat er erst, als andere ihn darum tadelten. Vielmehr war es eine unwillkürlich sich zeigende Eigentümlichkeit seines Wesens.

Es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, welchem menschlichen Lebensalter diese Art natürlich ist. Das noch nicht künstlich abgerichtete Kind gibt sich ganz, wie es ist. Seine Worte, seine Mienen, sein Handeln — alles ist einfach Ausdruck seines Innern. Es kennt noch nichts von gemachter Würde. Es läßt sich gehen. Es weiß noch nichts von einem vorsichtigen Verschweigen dessen, was Erwachsene nicht aussprechen. Es kann daher auch einmal seiner so ganz anders verfahrenden Umgebung gegenüber ein enfant terrible sein. Diese Kindesart hat Luther in seinem späteren Leben nicht abgeworfen. Er wird ein echter Mann, der wahrlich nichts Kindisches an sich hat, wohl aber echt kindlich ist.

Das Urteil über diese Verbindung des Männlichen und des Kindlichen wird freilich verschieden lauten. Aber jedenfalls liegt auch eine gewaltige Größe darin, wenn ein Mann kindliche Offenheit und Natürlichkeit zu zeigen wagt. Denn warum nehmen so viele eine Würde an, der ihr innerer Wert keineswegs entspricht? Eben um den inneren Mangel zu verbergen. Luther hat den Kaiser Karl V. wegen dessen Schweigsamkeit bewundert. Aber warum hüllte dieser sich gleich vielen andern in ein erhabenes Schweigen? Weil er sich dessen bewußt war, daß er durch Reden sich bloß stellen könnte. Luther braucht nichts

zu scheinen. Er darf sich ungeschminkt zeigen, wie er ist. Denn er ist wirklich etwas Großes. Und eben dies, daß er immer ganz er selbst ist, gehört zu seiner Größe. Denn es ist ein Ausfluß seiner inneren Wahrhaftigkeit.

2.

Wie Luther andern nichts vortäuschen will, so auch nicht sich selbst. Ebenso wie man ihn immer sehen soll, wie er in Wirklichkeit ist, möchte auch er alles sehen, wie es wirklich ist. Wenn man als eine Eigentümlichkeit unserer Zeit ihren Wirklichkeitssinn gepriesen hat, so muß man Luther als den Bannerträger der Neuzeit bezeichnen. Gewiß besitzt das zwanzigste Jahrhundert in vieler Beziehung bessere Mittel, um das Wirkliche zu finden, als das sechzehnte. Aber das Verlangen, die Wirklichkeit und nur sie zu erfassen und einzig von ihr sich bestimmen zu lassen, wird nicht leicht in einem anderen so stark und so rein sich zeigen, wie in Luther. Darum ist ihm alle Unklarheit unerträglich. Der objektiven Wahrheit möchte er um jeden Preis gewiß werden.

Der gefeierte Gelehrte Erasmus, den in der Gegenwart wieder manche als Vorläufer der Neuzeit preisen, hat in seiner gegen Luther gerichteten Streitschrift u. a. ausgeführt, er neige der Meinung der Skeptiker zu, die nichts bestimmt behaupten wollten. Auch in der Bibel stände neben den klaren moralischen Anweisungen vieles, dessen wahre Meinung man nicht sicher wissen könne. Wir dürften also nicht nach religiöser Gewißheit verlangen. Diese Ansicht wird von Luther verabscheut. Er antwortet darauf: „Nicht so steht es um das Herz des Christen daß er an Gewißheit keine Freude hätte. Im Gegenteil, wenn er an ihr keine Freude hat, so ist er kein Christ. Nichts sollen wir Christen zu tun haben mit den Skeptikern und Akademikern, sondern vielmehr mit dem seines Glaubens bis zum Eigensinn gewissen Paulus. Wie oft, ich bitte dich, fordert er jene Plerophorie, d. h. die allergewisseste und festeste Überzeugung des Gewissens! Ein Christ soll so sagen: Der Standpunkt der Skeptiker gefällt mir wahrlich nicht. Wenn meine beschränkte Natur

es nur erlaubte, so würde ich nicht allein der Heiligen Schrift überall und in allen ihren Teilen gewiß sein, sondern auch mich danach sehnen, selbst über das, was nicht zum Heil gehört und nicht in der Schrift gelehrt wird, die vollendetste Gewißheit zu haben. Denn was gibt es Elenderes als Ungewißheit?"

Daher ist es seine jubelnde Freude, daß es eine Möglichkeit gibt, dessen, was zu unserem Heile notwendig ist, gewiß zu werden: „Der Heilige Geist ist kein Skeptiker. Er hat auch nicht einen ungewissen Wahn oder bloße Meinung in unser Herz geschrieben, sondern eine kräftige, große Gewißheit, die sicherer und fester ist, als daß wir leben, und als das, was wir erleben." [28])

Nach solcher persönlichen Erfassung des objektiv wirklichen Unsichtbaren hat er mit einer Rücksichtslosigkeit gegen sich selbst gerungen, wie sie nur durch eine eiserne Wahrhaftigkeit möglich wurde. Das Bewußtsein, daß er nicht war, wie er sein sollte, daß er darum keinen gnädigen Gott habe, hat er nicht irgendwie zu unterdrücken oder sich zu verschleiern versucht, sondern so voll und ganz empfunden, daß es ihn zwang, auf alles, was ihm sonst noch das Leben lebenswert machte, für immer zu verzichten, das frohe, freie Studentenleben und alle goldenen Zukunftspläne zu vertauschen mit dem düstern, einsamen, entbehrungsvollen Klosterleben. Nun wollte er sich das Eine erringen, was ihm fehlte, die Liebe zu Gott und dessen Willen. Durch Verleugnung seiner Eigenliebe, durch willige Übernahme alles dessen, was ihm schwer und widerwärtig war, wollte er sie sich erkaufen. Denn so war er gelehrt: Wenn der Mensch nur tut, was er vermag, so wird ihm die Liebe zu Gott eingegossen.

Er tat, was er nur konnte. So durfte er doch über sich selbst ruhig sein? Millionen vor ihm hatten sich so beruhigt, auch alle seine Klosterbrüder. Er aber nicht. Er war zu aufrichtig gegen sich selbst, um sich verbergen zu können, daß er das Eine, worauf alles ankam, die Liebe zu Gott, doch nicht wirklich besaß. Er sah und er verbarg sich nicht, daß er noch immer sündigte. Wohl waren es so geringe und gewöhnliche Sünden, daß sein Ordensoberer Staupitz, dem er sie klagte, sie als „Puppensünden" bezeichnete. Aber ob klein oder groß, für sein wahres

Auge blieben sie immer doch Sünden. Er beichtete sie, dann sollten sie vergeben sein. Doch, so war er gelehrt, nur dann sollten sie vergeben werden, wenn sie genugsam bereut waren. So quälte sich sein Gewissen ohne Falsch unablässig mit der Frage, ob er denn genügend Reue besitze. Er klagte seinen Ordensbrüdern seine Herzensangst. Selbst Staupitz schüttelte den Kopf: „Magister Martine, ich verstehe das nicht.“ Wenn auch noch so viele sich mit dem Bewußtsein beruhigten, getan zu haben, was sie vermochten, so konnte doch er nur seufzen: „Wann wirst du endlich einmal fromm werden und genug tun, daß du einen gnädigen Gott kriegst?“ Bisweilen freilich konnte er sich in frommen Gefühlen so wohl fühlen, daß er Liebe zu Gott zu besitzen meinte. Danach aber sagte ihm wieder seine Wahrhaftigkeit, daß er sich diese Liebe nur „eingebildet“ habe, daß es nur eine „erzwungene, simulierte“ Liebe gewesen sei.[29] Denn von neuemk lagte ihn sein Gewissen an, und er rief wieder: „O, meine Sünde, meine Sünde!“ Sieben Jahre lang währte dieser entsetzliche Kampf. Es ist staunenswert, daß er ihn nicht aufgab, sondern wahr genug blieb, um der Wahrheit allein die Ehre zu geben.

Endlich ging ihm das Licht auf aus der Finsternis. Er fand die sündenvergebende Gnade Gottes, die jeden, der sie im Glauben ergreift und sich von ihr ergreifen läßt, mit Liebe zu Gott erfüllt. So war er am Ziel. Aber nein, sein Durst nach der reinen Wahrheit und seine Aufrichtigkeit gegen sich selbst war viel zu groß, als daß ihm nicht schon bald hätte klar werden müssen, wie vieles von dem, was er als Christentum gelernt hatte, vor der neu gefundenen Erkenntnis zusammenbrechen mußte. Ein Doppeltes ist es, was wir in diesen Jahren des Vorwärtsdringens auf dem neuen Wege an ihm bewundern müssen.

Schon ehe er den Mittelpunkt der evangelischen Wahrheit gefunden hatte, war ihm vieles in der katholischen Kirche als „absurd und Christo widersprechend“ erschienen. Aber mit diesen Gedanken trat er nicht hervor, sondern legte ihnen über ein Jahrzehnt lang einen Zügel an aus Gehorsam gegen das biblische Wort: „Verlaß dich nicht auf deine Klugheit.“[30] Die gleiche

Sorge, er könne vielleicht etwas angreifen und umstoßen, was doch Wahrheit sei, bestimmt ihn auch später. Der Fortschritt in der Überwindung der ererbten Irrtümer erfolgt nur ganz allmählich, nur Schritt für Schritt. Keiner neu gefundenen Wahrheit gibt er sich eher hin, mit keiner tritt er eher öffentlich hervor, als bis er ihrer völlig gewiß geworden ist. Er kennt nichts von jener beliebten Sucht nach dem Neuen, nichts von der heroischen Lust am Einreißen, nichts von der stolzen Freude, dem Hergebrachten und dessen Verfechtern in selbstbewußter Selbständigkeit zu widersprechen. In ihm brennt nur eins, der glühende Wahrheitsdurst. Durch das hieraus sich ergebende allmähliche Fortschreiten hat er seinen Gegnern die Freude bereitet, ohne viel Mühe ihm Widersprüche zwischen seinen früheren und seinen späteren Schriften nachweisen zu können. Dadurch ist aber auch er der Notwendigkeit überhoben worden, etwas von seiner eigenen Lehre als übereilte Aufstellung zurücknehmen zu müssen.

Sodann bewundern wir an seiner fortschreitenden Entwicklung dies andere: In dem ererbten religiösen Besitz gibt es für ihn nichts, was ihm zu alt und ehrwürdig, zu allgemein geglaubt und gepriesen erschienen wäre, um ihn zu einem Verzicht auf gründliche Nachprüfung bewegen zu können. Man hat freilich gemeint, er habe in seiner Lehre manche mittelalterliche Vorstellungen beibehalten. Aber selbst, falls dieser Vorwurf nicht unberechtigt sein sollte, so hat er doch ohne allen Zweifel nichts aus Gleichgültigkeit oder aus Gewohnheit oder aus Ehrfurcht vor dem Alten ungeprüft stehen lassen, sondern hat es nur darum beibehalten, weil er es in der Heiligen Schrift klar bezeugt fand.

So hat man es ein Festhalten an der katholischen Anschauung genannt, wenn er im Heiligen Abendmahl mehr als Brot und Wein zu empfangen überzeugt war. Und gewiß, wenn er diesen seinen Glauben gegen die Vernunftgründe der „Schwärmer" verteidigte, so hat er auch im Mittelalter erdachte Argumente zu wiederholen nicht verschmäht. Aber daß er der reformierten Anschauung sich nicht anschloß, hat einzig seine auf ernstester

Prüfung der biblischen Aussagen ruhende persönliche Überzeugung, also seine unbedingte Wahrheitsliebe bewirkt. Denn, wie er selbst uns berichtet, er würde, als er über die Bedeutung des Abendmahls zuerst gründlicher nachdachte, nur helle Freude empfunden haben, wenn man ihm hätte nachweisen können, daß darin nur Brot und Wein empfangen werde. War ihm doch damals schon klar geworden, welch eine Entstellung des biblischen Abendmahls die katholische Messe sei, und wie leicht man dies jedermann würde aufdecken können, wenn sich beweisen ließe, daß von einer Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abendmahl keine Rede sein könne. Damit würde man „dem Papsttum den größten Puff geben können". Was denn hat ihn gehindert, diese Anschauung, die ihm von einigen Männern spitzfindig nahe gelegt wurde, anzunehmen? Er schreibt i. J. 1524: „Wenn jemand vor fünf Jahren mich hätte mögen berichten, daß im Sakrament nichts denn Brot und Wein wäre, der hätte mir einen großen Dienst getan. Ja, wenn es noch heutigen Tages geschähe, daß jemand mit beständigem Grund bewiese, daß schlichtes Brot und Wein da wäre, — ich bin allzu bereit dazu, soviel ich meinen Adam spüre [nach meiner natürlichen Neigung]. Aber ich bin gefangen, kann nicht heraus. Der Text [der Worte Christi] ist zu gewaltig da und will sich mit Worten nicht aus dem Sinn reißen lassen." [31])

Er kennt also weder bloße Freude am Alten, noch auch bloße Neigung zur Opposition gegen das verhaßte Papsttum. Er will nur eines, die Wahrheit, ob sie ihm lieb ist oder nicht.

Und welche Wahrhaftigkeit gegen sich selbst, daß er so klar erkennt und so offen sich und andern eingesteht, was der eigentliche Beweggrund seiner Abneigung gegen die herkömmliche Anschauung vom Abendmahl gewesen ist! Wer die Geschichte jener Reformationskämpfe genauer kennt, der weiß auch, wie viele andere Gegner Roms zu ihren neuen Aufstellungen wesentlich nur durch Oppositionslust bewogen worden sind und sich doch niemals dies unsittliche Motiv eingestanden haben. Luther dagegen — im Verwerfen wie im Beibehalten offenbart er seine Wahrhaftigkeit als die alles einzig bestimmende Macht.

Sie hat ihn in sehr schwere innere Kämpfe hineingestürzt. Bei dem Rückblick auf jene Zeit, da er über das Abendmahl Klarheit zu gewinnen suchte, schreibt er: „Ich habe wohl so harte Anfechtung da erlitten und mich [so] gerungen und gewunden, daß ich gern heraus gewesen wäre." Freilich wird so jeder sagen können, den weder Trägheit verleitet, bei dem Alten zu beharren, noch auch Eitelkeit verführt, ohne zwingenden Grund neue Behauptungen aufzustellen. Doch wir kennen keinen Zweiten, der so hart wie Luther darum gekämpft und auch dann, wenn er einer Wahrheit gewiß geworden war, sich noch immer wieder gefragt hätte, ob er sich nicht getäuscht habe. Niemals wollte Luther sich eine Gewißheit einreden, die er nicht besaß.

Wir erwähnten schon sein Bekenntnis vom Jahre 1522, wonach ihn bei seinem Angriff auf das Papsttum sein Gewissen oft gefragt habe, ob er denn allein klug sei *). Freilich hat er hinzugefügt, aus dem gewissen Worte Gottes sei sein Herz darüber fest geworden, so daß es „nicht mehr zappele". Aber damit waren die „Anfechtungen", die bangen Fragen, ob sein Glaube keine Irrtümer enthalte, keineswegs vorüber. Sie kehrten immer wieder, sobald er in dem ererbten Glauben noch andere Punkte fand, die nicht mit dem Worte Gottes übereinstimmten, oder sobald er ein scheinbar gegen seine Überzeugung sprechendes Argument entdeckte oder von anderen geltend machen hörte. Wie oft diese Zweifel über ihn herfielen und wie qualvoll diese Kämpfe waren, können wir nicht voll nachfühlen, wir, die wir die evangelische Wahrheit von Jugend her kennen und von so vielen machtvoll bezeugt wissen. Luther aber war mit dem katholischen Geiste völlig getränkt gewesen und hatte sich diesem so ganz hingegeben, daß er wie „trunken, ja untergegangen war in der Lehre des Papstes, aufs höchste bereit, alle zu ermorden, die dem Papst auch nur in einer Silbe den Gehorsam weigerten." [32] Wenn heute jemand in solcher Weise völlig mit dem ererbten Irrtum brechen soll, so findet er eine starke Hilfe in den Vielen, die vor ihm dasselbe gewagt haben. Luther aber sollte als der Erste diesem Geiste, den er bisher mit Wonne

*) Vgl. oben S. 16.

getrunken hatte, den Abschied geben. Und sobald er damit zu beginnen wagte, überströmte ihn der tosende Widerspruch Unzähliger. Seine Wahrhaftigkeit ließ ihn alles, was gegen ihn zu sprechen schien, tief und klar sehen und fühlen. Lieber wollte er, solange es sein mußte, die Pein der Ungewißheit erdulden, als sich eine Gewißheit vorspiegeln. Ja alles, was sich gegen seine Lehre geltend machen ließ, hat seine Aufrichtigkeit so geflissentlich hervorgesucht, daß er einmal äußerte, er kenne noch viel „spitzere Argumente" als die, welche die katholischen Gegner gegen ihn „wüßten und vorbringen könnten". [33]) Doch dieselbe unbegrenzte Wahrhaftigkeit ließ ihn auch durch alle diese Stürme immer wieder zur Klarheit und zur Gewißheit hindurchdringen.

Es waren aber nicht nur seine der katholischen Kirchenlehre widersprechenden Anschauungen, die er unermüdlich nachprüfte. Vielmehr verbarg er sich nichts, was seinen Glauben als falsch zu erweisen schien, auch dann nicht, wenn es so grundstürzend war, daß die letzten Fundamente zu weichen drohten.

Seinen Freunden hat er einmal gestanden: „Der Teufel hat mir oft solche Argumente gebracht, daß ich nicht wußte, ob ein Gott war oder nicht." [34]) Er sagt gleich darauf: „Wenn mich der Teufel ohne Gottes Wort findet, daß ich gedenke vom Türken, Papst und Fürsten, so hat er bald feurige Pfeile, die er in mich schießt. Aber wenn ich wider ihn die Heilige Schrift ergreife, so habe ich gewonnen." Danach scheint er mit jenen Zweifeln die Fragen gemeint zu haben, wie es einen Gott geben könne, wenn die Türken solche Greuel gegen Christen verüben, der Papst und die Fürsten so ungehindert die evangelische Wahrheit und ihre Bekenner verfolgen dürften. Wie er sogar solche Zweifel nicht einfach niedergeschlagen, sondern in sein Inneres aufgenommen hat, so hat er sie auch nicht fortbestehen lassen, sondern nicht eher geruht, als bis er sie mit der Heiligen Schrift, die uns den wahren Gott und sein wunderliches Weltregiment zeigt, siegreich überwunden hatte. Der Lohn dieser Wahrhaftigkeit war eine immer festere, auch den ärgsten Anfechtungen gewachsene Gewißheit.

Haben wir mit dem Gesagten Luthers Art richtig geschildert, so erhebt sich die Frage, wie es nur möglich ist, daß seine katholischen Gegner zu allen Zeiten in ihm einen „Erzlügner" gesehen haben.

Nun, diese Anklage wird gegen jeden erhoben, der mit rücksichtsloser Offenheit und Energie religiöse Verirrungen bekämpft. Wenn er deren Unhaltbarkeit und Torheit schonungslos aufdeckt, wenn er nachweist, zu welchen Konsequenzen sie führen müssen, so werden die in diesen falschen Vorstellungen Befangenen stets behaupten, er tue ihnen unrecht, er sei ein Lügner. Und nun gar, wenn es sich, wie in dem Kampf Luthers gegen Rom, um Anschauungen handelt, die eine ganze Welt Jahrhunderte hindurch festgehalten und durch unzählige Scheingründe annehmbarer zu machen und durch immer neue einschränkende Nebenbestimmungen gegen den naheliegenden Widerspruch und die konsequente Ausbildung zu schützen gesucht hat! Daher werden echt Evangelische und echt Katholische stets entgegengesetzt über die Frage urteilen, ob Luther die katholische Anschauung richtig dargestellt habe oder nicht.

Begreiflicherweise werden die Katholiken, die ihn in dieser Beziehung als Lügner ansehen, nun auch zur Begründung dieser ihrer Auffassung ihm noch andere Unwahrheiten nachzuweisen suchen. Wenn er etwa behauptet, dies oder jenes sei zu seiner Zeit gepredigt worden, so meinen sie durch den Nachweis, daß die Kirche gar nicht so gelehrt habe, ihn als Lügner entlarven zu können, während doch er gar nicht die Kirchenlehre darstellen will, sondern gegen tatsächliche Vorkommnisse kämpft. Oder Luther besaß ein fabelhaft starkes Gedächtnis. Hierauf verließ er sich dann auch, zumal da ihm bei seiner Überlastung mit Arbeiten die Zeit fehlte, immer erst nachzuschlagen. Wie er daher nicht selten ein Kapitel der Bibel unrichtig zitiert, so kann er auch bei Anführungen von Aussprüchen früherer Kirchenlehrer wohl einmal den Wortlaut nicht genau im Gedächtnis behalten haben oder sie in eine falsche Zeit versetzen oder sie etwas anders verstehen, als sie gemeint sein werden. Dies alles rechnen ihm dann seine Feinde als böswillige Verdrehung an, ohne sich darum zu grämen, daß auch ihnen wohl einmal dasselbe widerfährt.

Doch, auch wenn wir von allem derartigen, als von reinen Verleumdungen absehen, bleibt bei Luther noch etwas übrig, was die Katholiken als Lügen beurteilen. Denn eben Luthers tiefe, innere Wahrhaftigkeit läßt ihn über die formale Genauigkeit der Worte anders denken als seine Gegner. Nach seiner Anschauung bedeutet belügen so viel als den anderen irre führen, mag dies nun mit formal wahren oder unwahren Worten oder auch ohne alle Worte, durch Stillschweigen geschehen. Wahrsein bedeutet nach ihm, dem andern die dem Tatbestand entsprechende Meinung beibringen und die diesem Zweck entsprechenden Worte wählen. Es kommt also bei unserm Reden nicht sowohl auf das an, was wir sagen, als vielmehr darauf, was der andere daraus verstehen muß. Eben weil Luther die reine Wirklichkeit liebt und zur Geltung bringen will, darum ist ihm klar geworden, daß man durch formal wahre Worte eine der Wirklichkeit widersprechende Vorstellung erzeugen kann.

Aus dieser Auffassung Luthers erklärt sich eine Eigentümlichkeit seiner Rede- und Schreibweise.

Handelt es sich darum, einen Leichtsinnigen vor einer drohenden Gefahr zu warnen, so wird man so gut wie gewiß umsonst zu ihm reden, wenn man ihm die Lage mit vollster Objektivität darstellt. Um in ihm die richtige Vorstellung zu erzeugen, muß man einseitig und damit übertreibend reden. Will etwa ein Arzt einen Kranken, der von seinem Leiden nichts ahnt, dazu bewegen, etwas dagegen zu tun, so darf er ihm nicht einen wissenschaftlich genauen Vortrag über die Wahrscheinlichkeit eines schlimmen Ausgangs halten. Er wird vor ihm von den Ausnahmefällen, in denen das Leiden von selbst gehoben ist, völlig schweigen und ihm nur die Regel, nach der ohne eine ernste Kur der Tod zu erwarten ist, ernst vorhalten. Damit wird er sich vor Übertreibung nicht scheuen, weil er ohne diese falsch verstanden wird.

Die Gleichgültigkeit, mit der die Zeitgenossen Luthers bei ihrer ererbten Religiosität beharrten, war über alle Maßen groß. Wie sollte man sie aufrütteln und zur Erkenntnis der wahren Lage bringen? Wohl war es nach Luthers Ansicht nicht unmög-

lich, als Glied der katholischen Kirche selig zu werden. Auch er hat dies oftmals dort, wo es am Platze war, ausgesprochen. Aber wenn es darauf ankam, die trotz aller ihrer grundstürzenden Irrtümer völlig Sicheren aus ihrem Schlafe aufzurütteln, dann mußte er die ihnen drohende Gefahr mit den schwärzesten Farben malen. Würde er dann etwa hinzugefügt haben, man könne auch unter dem Papsttum zum wahren Glauben kommen, so wäre dies dahin verstanden worden, als wäre es gleichgültig, ob man dem Papste folge oder nicht. So würde er geradezu irregeführt haben. Um dies zu vermeiden, um der Wahrheit zu dienen, redet Luther einseitig, übertreibend.

Wie er hiermit etwas verschweigt, um nicht eine falsche Vorstellung zu erzeugen, so hält er dies auch in anderen Fällen für Pflicht der inneren, wesentlichen Wahrhaftigkeit. Wenn etwa jemand, was zu jener Zeit noch häufig vorkam, eine geheime Ehe geschlossen hat, die also nur unter der Bedingung, daß sie vor der Öffentlichkeit nicht gilt, bestehen soll, so muß er auch vor der Öffentlichkeit so reden und sich so benehmen, daß die Ehe nicht öffentlich werden kann. Denn sobald er sie veröffentlicht, führt er die Welt irre, zwingt er sie zu der der Wirklichkeit widersprechenden Meinung, er sei eine öffentliche Ehe eingegangen. Freilich verheimlicht er dann, was geschehen ist, aber zu solchem Verheimlichen kann jeder Christ durch die Liebe genötigt werden.

Und weil das ganze sittliche Verhalten durch einen einzigen Grundsatz, durch die Liebe bestimmt werden muß, so ist auch der Fall nicht ausgeschlossen, daß ein Christ unwahre Worte zu reden hat. Luther erwähnt das oft beigebrachte Beispiel: „Wenn ich sähe, daß jemand der Schamhaftigkeit eines Mädchens oder einer Frau nachstellte, und ich ihm vorredete, ich wüßte nicht, wo sie wäre, so würde ich zum Besten und für die Ehre des Mädchens lügen. Dies muß ein notwendiger Dienst der Liebe genannt werden", indem dadurch der Böse an seinem Verbrechen gehindert und der Unschuldige verteidigt wird.[35])

Zweites Kapitel.

1.

Wie war es Luther möglich, die heißen Kämpfe, in die seine Wahrhaftigkeit ihn hineinführte, standhaft bis zum Siege zu bestehen? Sie haben ihm doch so furchtbare Angst bereitet, daß er von der im Kloster ausgestandenen Seelennot geschrieben hat: „Ich kenne einen Menschen, der diese Pein [die auf die Verdammten in der Ewigkeit wartet] öfter erduldet hat, freilich nur in Zwischenräumen, aber so große und so höllische Pein, daß keine Zunge sie sagen, keine Feder sie beschreiben und keiner, der sie nicht selbst erfahren hat, sie glauben kann.“ Und von seinen späteren Seelenkämpfen hat er einmal geschrieben: „Länger als eine ganze Woche hindurch bin ich im Tode und in der Hölle umhergeworfen worden, so daß ich noch am ganzen Leibe gebrochen bin und meine Glieder zittern.“[36]) Was hat seiner Wahrhaftigkeit ermöglicht, nichts von dem, was er dachte und fühlte, zu leugnen und sich aus dem Sinne zu schlagen? Was hat ihm das andere ermöglicht, sich immer so zu geben, wie er war, niemals besser scheinen zu wollen? Er hat doch gefühlt, daß er sich damit oft bloß stellte. Wie konnte er denn dabei beharren? Nun, warum leugnen so viele vor sich selbst, daß sie nicht sind, wie sie sein sollen? Weil sie nicht gegen sich selbst kraftvoll kämpfen mögen. Warum verbergen sich so viele ihre Glaubenszweifel, die sie doch gefühlt haben? Weil das Ringen nach der vollen Wahrheit und Gewißheit ihnen zu peinlich wird. Warum können so viele vor anderen mit ihren wirklichen Gedanken und Gefühlen hinter dem Berge halten?

Weil es ihr Selbstbewußtsein verletzen würde, wenn man sie genau so niedrig werten würde, wie sie es verdienen. Kurz, die Rücksicht auf die eigene Ruhe, Bequemlichkeit und Ehre macht ihnen die volle Wahrhaftigkeit unmöglich.

Ein völlig anderes Bild zeigt Luther, weil — ihm an ihm selbst nichts gelegen war. Man hat ihn hart und rücksichtslos genannt. Wir werden noch untersuchen, wie weit dieser Vorwurf berechtigt ist. Doch jedenfalls war er in erster Linie rücksichtslos gegen sich selbst.

Solange er freilich noch nach dem gnädigen Gott seufzte, war auch ihm noch das Ich der Mittelpunkt seines Denkens und Strebens: „Wann werde ich endlich einmal einen gnädigen Gott kriegen!“ Aber seitdem er durch den Glauben der Gnade Gottes gewiß geworden war, kannte er keine Rücksicht mehr auf sich selbst, kannte er nur noch Gott und dessen Sache und den Nächsten und dessen Förderung. Wir haben von ihm einen Ausspruch, der schwerlich von jemand herrühren kann, der nicht selbst in seinem Innern das darin Ausgesprochene fühlt und besitzt. Ja, vielleicht ist dieses Wort Luthers nur darum nicht berühmter geworden, weil sein volles Verständnis wenigstens eine ähnliche Stimmung voraussetzt. Wir meinen das Wort: „Mein Gott hat mir unwürdigen und verdammten Menschen ohne Verdienst, lauterlich umsonst und aus eitel Barmherzigkeit gegeben durch und in Christo vollen Reichtum aller Frömmigkeit und Seligkeit, so daß ich hinfort nichts mehr bedarf, denn glauben, es sei also. Ei, so will ich solchem Vater, der mich mit seinen überschwenglichen Gütern also überschüttet hat, wiederum frei, fröhlich und umsonst tun, was ihm wohlgefällt, und will gegen meinen Nächsten auch werden ein Christ, wie Christus mir geworden ist, und will nichts mehr tun, denn was ich nur sehe, daß es ihm not, nützlich und selig sei, dieweil ich doch durch meinen Glauben alles Dings in Christo genug habe.“ Weil der Christ „für sich selbst genug hat durch seinen Glauben“, so „hat er alle anderen Werke und Leben übrig [sein ganzes Leben hat er für den einen Zweck zur Verfügung], seinem Näch-

sten damit aus freier Liebe zu dienen".[37]) Da er für sich selbst nichts mehr gebraucht, will er auch nichts mehr für sich. So denkt er auch nicht mehr an sich.

Hiernach zu handeln, wurde Luther in einer Beziehung durch eine natürliche Anlage erleichtert. Das sinnliche Element in ihm war verhältnismäßig sehr schwach, die Befriedigung heischenden leiblichen Bedürfnisse traten bei ihm stark zurück. Wohl hat man mit Recht von seiner „gesunden Sinnlichkeit" geredet. Aber wenn man bewußt oder unbewußt als damit gleichbedeutend bei ihm eine „starke Sinnlichkeit" annahm, so hat man ihn völlig falsch beurteilt. Zu diesem Irrtum hat man sich dadurch verleiten lassen, daß er die asketische Frömmigkeit des Mittelalters, deren erste Spuren sich bis in die nachapostolische Zeit verfolgen lassen, als falsch erkannt und mit größtem Ernste bekämpft hat. Aus dem griechischen Geiste stammte die Anschauung, als sei der Leib nur eine Fessel der Seele und die Quelle des Bösen. Daher der Mißverstand des in der Bibel gelehrten Gegensatzes von „Geist und Fleisch", als wäre unter „Fleisch" die Leiblichkeit des Menschen, unter „Geist" seine höhere geistige Natur gemeint. Dies hatte zu einer solchen falschen Auffassung der Sittlichkeit geführt, als käme alles darauf an, die doch von Gott gesetzte Leiblichkeit möglichst zu unterdrücken. So war das Mönchtum mit seiner Weltverneinung zum Ideal geworden. Dieser Verirrung gegenüber hat Luther die Wahrheit verfochten, daß Gott den Menschen als geistleibliches Wesen erschaffen hat, daß daher eine Verachtung und Unterdrückung der Sinnlichkeit auf die traurigsten Irrwege führt. So aber hat er nicht um seinetwillen gelehrt, als hätte er eine besonders starke Sinnlichkeit besessen und ihr keine Zügel anlegen wollen, sondern einzig der Wahrheit zu lieb. Denn gerade bei ihm waren die sinnlichen Bedürfnisse auffallend gering.

Und zwar offenbar schon von Natur. Konnte er sich doch das Mönchsleben erwählen und ohne Seufzen alle jene asketischen Opfer auf sich nehmen, in denen er jetzt seine eigentliche Aufgabe sah. Enthalten doch seine späteren Berichte über

sein Leben im Kloster nichts von Klagen über die leiblichen Entbehrungen, die er hatte ertragen müssen. Wohl erwähnt er auch sein Frieren, Wachen, Fasten. Aber nicht in dem Tone dessen, der über erlittene Beschwerden jammert, sondern nur um zu zeigen, wie ernst er es mit seinen mönchischen Werken genommen habe. An Bequemlichkeit und Wohlleben lag ihm nichts. Auch nicht in späterer Zeit. Er fragte nichts danach, wenn er vor seiner Verheiratung niemand hatte, der für seine leiblichen Bedürfnisse sorgte, wenn einmal ein ganzes Jahr hindurch sein Bett nicht gemacht wurde und daher das Stroh in Fäulnis geriet. „Ich war müde", erzählte er später, „und arbeitete mich den Tag ab und fiel also ins Bette, wußte nichts darum." [38])

Mathesius, der lange Luthers Tischgenosse war, teilt uns mit: „Er aß und trank wenig und selten etwas Besonderes, ließ sich an gemeiner Speise begnügen." Als man Luther einmal seltene, kostbare Speisen vorsetzte, äußerte er: „An Leckerbissen habe ich keine Freude. Man darf sie mir nicht verehren. Ich lobe mir eine reine, gute, gemeine Hausspeise." Melanchthon berichtet über Luther: „Obwohl von ansehnlicher Größe und keineswegs schwächlicher Körperkonstitution, hatte er doch, was ich oft bewundert habe, eine Natur, die sehr wenig Speise und Trank verlangte. Ich sah ihn in gesundem Zustande vier Tage hindurch durchaus nichts essen und trinken. Sonst sah ich ihn häufig viele Tage lang mit wenig Brot und Hering sich begnügen." An seinen Freund Spalatin schrieb Luther einmal: „Du weißt ja, daß ich mich um nichts viel bekümmere. Habe ich kein Fleisch und keinen Wein, so kann ich von Brot und Wasser leben." [39])

Auch zur Verehelichung fühlte er kein Bedürfnis. Schon Jahre waren vergangen, seitdem er klar und bestimmt bezeugt hatte, es sei keiner, der zur evangelischen Erkenntnis hindurchgedrungen sei, durch sein Mönchsgelübde zur Ehelosigkeit verbunden. Er freute sich, wenn Freunde von dieser Freiheit Gebrauch machten. Die Frage aber, ob er ihrem Beispiel folgen solle, kam ihm gar nicht. Noch im Jahre vor seiner Ver-

heiratung konnte er in einer Predigt äußern: „Ich bedarf keiner Frau. Ich verlange durch Gottes Gnade nicht nach einem Weibe.“[40])

Man hat sich oft gewundert, daß derselbe Luther, der den Ehestand so hoch erhoben hat, doch auch „die Gabe der Keuschheit“ so warm gepriesen hat. Doch er erklärte später: „Ich habe sie auch gehabt“, wenigstens soweit, daß er keiner Ehefrau bedurfte. Und vor seiner Verheiratung hatte er erfahren: „Wo jemand die Gnade der Keuschheit hat, der hat das feinste Leben und gute Ruhe, als es jemand haben kann.“ Wenn er doch endlich noch in seinem zweiundvierzigsten Lebensjahr in den Ehestand trat, so konnte er gleich darauf schreiben: „Ich bin weder verliebt noch in Leidenschaft entbrannt.“[41]) In der Tat ist bei dieser Heiratsgeschichte von romantischer Liebe, von sinnlicher Leidenschaft nichts zu entdecken. Auch bei diesem Schritt dachte er nicht an sich, sondern nur an die Wahrheit, die zu verfechten er für seines Lebens Aufgabe hielt. Denn der entscheidende Grund, warum er die mit dem Ehestand verbundene Unruhe, Mühe und Sorge auf sich nahm, war dieser, gegen die katholische Erhebung des Zölibats seine Lehre von der Heiligkeit des Ehestandes mit der Tat zu bekräftigen. Höchst charakteristisch ist es, daß er dies schon längere Zeit ins Auge gefaßt hatte und gerade damals ausführte. Er meinte nämlich, sein Lebensende sei nahe.[42]) Bekanntlich verschiebt man gern das, was man für richtig hält und doch an sich lieber unterließe, führt es aber aus, wenn man bald von der Welt scheiden zu müssen annimmt.

Diese in jeder Beziehung zu bemerkende Bedürfnislosigkeit erleichterte es Luther, all sein Denken und Streben auf das Unsichtbare zu richten und nichts nach Geld und Gut zu fragen. Weil er mit seiner schriftstellerischen Tätigkeit nur an andere dachte, sollten seine Bücher für möglichst geringen Preis zu kaufen sein. Darum nahm er niemals irgendwelches Honorar dafür. Und doch hätte er durch seine Schriftstellerei ein reicher Mann werden können. Wurden ihm doch einmal von einem Buchhändler für den Verlag seiner Werke jährlich 400 Gulden geboten, nach heutigem Geldwert etwa 6000 Mark

jährlich. Er aber blieb dabei, nichts für alle diese riesige Arbeit zu nehmen.

Auch seine Vorlesungen hielt er sämtlich „gratis“. Ebenso ließ er sich von dem Wittenberger Magistrat kein Gehalt dafür bezahlen, daß er als Hilfsgeistlicher an der Stadtkirche tätig war, obwohl er als solcher eine ungeheuer große Arbeitslast bewältigen mußte. Weil er schon ein zur Notdurft ausreichendes Professorengehalt bezog, „wollte er nicht eine Predigt um Geldes willen tun“, selbst wenn er „hundert Gulden“ dafür bekommen könnte.[43])

Wer nach Geld und Gut nicht fragt, dem kann eine andere Art der Selbstsucht nahe liegen, das Verlangen nach Ruhm und Ehre vor den Menschen. Auch hiervon kennt Luther nichts. Er weiß, was für eine Lehre er vortragen müßte, um allgemeinen Beifall zu finden. Aber er denkt nicht daran, irgendwelche Rücksicht darauf zu nehmen. „Wir suchen mit unserer Lehre nicht Menschengunst. Denn die Welt kann nicht schwerer und härter erzürnt werden, als durch Verwerfung ihrer Weisheit, Gerechtigkeit, Religion und Macht. Diese besten und höchsten Gaben der Welt zu verdammen, (wie wir tun,) heißt wahrhaftig nicht der Welt schmeicheln, sondern vielmehr ihren Haß und ihre Rache freiwillig suchen und alsbald auch finden.“[44])

Auch die Form seiner Schriften und Predigten ist niemals auf Gewinnung von Beifall und Ehre berechnet. Wohl stehen ihm alle nur erdenkbaren Töne zu Gebote. Er hätte sicher auch so zu reden vermocht, daß das ästhetische Gefühl seiner Hörer und Leser hohen Genuß daran gehabt und seine Kunst gepriesen hätte. Aber ihm liegt so einzig an der Sache, daß er lieber hart und schroff, als süß und einschmeichelnd, lieber nackt und trocken, als geschmückt und geistreich redet. Klar und wahr, überzeugend und eindringlich — dies ist sein einziges Ziel. Er bewundert des Erasmus glatte, kunstvolle, elegante Schreibart. Aber dabei läßt er immer wieder durchblicken, wie sehr er eine solche Form der Darstellung haßt, wenn es sich um die ernste göttliche Wahrheit handelt. Er weiß, wie viele Gelehrte in der Kirche zu seinen Füßen sitzen und ihn bewundern und rühmen werden,

wenn er ihnen neue auffallende Weisheit vorträgt. Aber er fühlt sich durch so hohe Zuhörer nicht geehrt, und deren Wünsche sind ihm gleichgültig. „Wenn ich allhier predige, lasse ich mich aufs tiefste herunter, sehe nicht an die Doktoren und Magister, deren in die vierzig darin sind, sondern auf den großen Haufen junger Leute, Kinder und Gesinde, deren in die hundert oder tausend da sind. Denen predige ich. Nach denselben richte ich mich. Die bedürfens.“[45])

Nichts liegt ihm an seiner Ehre. Melanchthon hatte den Studenten die Weisung gegeben, sich von ihren Sitzen zu erheben, wenn der große Luther ins Kolleg komme. Das war diesem nicht lieb. „Ich muß“, sagte er scherzend, „allemal des Aufstehens halber etliche Vaterunser mehr beten. Ehre ist sehr schädlich.“

Christoph Scheurl hatte ihn in einem Briefe sehr gelobt. Er antwortet: „Das ist das Unglück unseres elendesten Lebens, daß je mehr befreundete Lobredner wir haben, desto schädlicher sie uns sind. O, wie viel heilsamer ist uns Haß und Tadel, als alles Lob und Liebe.“[46]) So im Jahre 1519. Damals fühlte er noch die Versuchung, die für uns in der Ehre von Menschen liegt. Dies dürfte der Hauptgrund gewesen sein, warum er sich anfangs vor allem, was ihm Ehre einbringen konnte, so stark gescheut hat. Welch eine Begabung besaß er zum Predigen! Und doch hat er sich nicht dazu gedrängt, sondern sich im Kloster so sehr „vor dem Predigtstuhl gefürchtet“, daß er nur „gezwungen“ endlich sich dazu verstand, die Kanzel zu besteigen, und dies zunächst nicht in der Kirche zu tun wagte, sondern nur im Refektorium vor den wenigen Klosterbrüdern.[47])

Es wird nicht viele gelehrte Theologen geben, die nicht einen Ruf auf einen theologischen Lehrstuhl mit Freuden willkommen hießen. Luther aber hat sich mit Händen und Füßen dagegen gewehrt, als ihm sein Ordensoberer Staupitz gebot, sich den Grad eines Doktors der Theologie zu erwerben. „Wohl funfzehn Argumente“ brachte er dagegen vor. Um ihn zur Zurücknahme dieses Auftrages zu bewegen, konnte er sogar „die schuldige Ehrfurcht“ gegen diesen von ihm hochverehrten Vorgesetzten „verletzen“. Schließlich rief er wie in Verzweiflung:

„Ihr bringt mich um mein Leben!“ Er war, wie er oft ausgesprochen hat, nur „geneigt, in den Winkel zu kriechen“.[48])

Nachdem er dann ein weltberühmter Mann geworden war, also die Süßigkeit der Ehre zu schmecken Gelegenheit gehabt hatte, konnte er, als die Gegner ihm Ruhmgier nachsagten, an seinen Freund Spalatin schreiben: „Wie sollte ich Armer Ruhm suchen, der ich mir nichts anderes wünsche, denn als Privatmann in vollster Verborgenheit, fern von der Öffentlichkeit leben zu dürfen? Meine Stellung mag haben, wer da will! Meine Schriften mag verbrennen, wer da will!“[49])

Wenn irgend jemand „eitler Ehre geizig“ sein kann, so ein Schriftsteller, zumal wenn er solche weltbewegende Bücher hat ausgehen lassen wie Luther. Welche stolze Freude pflegt ein Schriftsteller zu empfinden, wenn seine Arbeiten auch durch neue Werke anderer nicht verdrängt werden, wenn immer neue Auflagen notwendig sind, wenn nicht daran zu zweifeln ist, daß seine Schriften auch nach seinem Tode nicht in Vergessenheit geraten werden! Luther zeigt von dem allen keine Spur. „Ich fragte nichts danach, möchte es leiden, daß alle meine Bücher schon wären untergegangen.“ Ja, „auf mein Gewissen darf ich sagen, daß ich nichts lieber haben möchte, denn aller meiner Bücher Untergang, welche ich auch nur habe müssen lassen ausgehen, die Leute vor Irrtümern zu warnen und in die Bibel zu führen, daß man *diese* verstehen lernte und dann meine Bücher verschwinden ließe“.[50])

Man meint bemerkt zu haben, daß Schriftsteller erregt werden können, wenn ihre Arbeiten von anderen mehr oder weniger ausgeschrieben werden, ohne daß die Quelle ausdrücklich angeführt wird. Aber wieviele haben alle ihre Weisheit aus Luther geschöpft! Wie oft begegnet man in Schriften jener Zeit nicht nur seinen Gedanken, sondern auch den von ihm gefundenen Beweisen, ja Gleichnissen, Sprichwörtern, Witzen! Er hat sich niemals darüber beklagt, daß man nicht ihn als den Urheber nannte.

Das freilich empfand er als schreiende Ungerechtigkeit und Unwahrhaftigkeit, wenn etwa sein zornsprühender Gegner

Emser die Luthersche Übersetzung des Neuen Testaments zuerst aufs bitterste angriff und verdammte und dann sie dadurch zu verdrängen suchte, daß er selbst ein deutsches Neues Testament herausgab, sich aber nicht die Mühe einer neuen Übersetzung auferlegte, sondern Luthers Werk Wort für Wort beibehielt, nur einige katholische Änderungen anbrachte und dieses Werk unter seinem eigenen Namen ausgehen ließ. Luther schreibt darüber: „Was dasselbe für eine Tugend sei, einem anderen sein Buch lästern und schänden, danach dasselbe stehlen und unter eigenem Namen ausgehen lassen, und also durch fremde verlästerte Arbeit eigenes Lob und Namen suchen, — das lasse ich seinen Richter finden." An seiner eigenen Ehre aber liegt ihm so gar nichts, daß er fortfahren kann: „Ich bin indessen froh, daß meine Arbeit (wie St. Paulus auch rühmt) auch durch meine Feinde gefördert und des Luthers Buch ohne Luthers Namen, unter seiner Feinde Namen, gelesen werden muß. Wie könnte ich mich besser rächen?"[31])

Mit einer noch heute nicht gezählten Unmenge von kleinen und großen Schriften stürzten sich die Gegner aus dem katholischen, dem schwärmerischen und dem Schweizerischen Lager auf Luther. Verhältnismäßig nur sehr wenige waren es, denen er geantwortet hat. Freilich hielt er es nicht für notwendig, sie alle zu berücksichtigen, da sie nach seiner Überzeugung gerade dann, wenn er kein Aufheben von ihnen machte, am ehesten vergessen wurden.[32]) Aber dieses sein Stillschweigen zu den Angriffen mußte doch auch die Ansicht erzeugen, als wisse er nichts darauf zu erwidern, und in der Regel enthielten diese Streitschriften auch die schändlichsten Verleumdungen seiner Person und seiner Lehre. Daher mußte seine Ehre nicht wenig durch sein Schweigen leiden. Doch eben dies war ihm völlig gleichgültig.

Anderen Gegnern freilich meinte er um der Sache willen antworten zu müssen. Aber wenn dann sie aufs neue gegen ihn zur Feder griffen, so fragte er einzig danach, ob sie nun etwas wirklich Neues vorgebracht hätten, und ob er noch Neues zur Sache zu sagen habe. War dies nach seiner Ansicht nicht der Fall, so ließ

er seinen Gegnern unbekümmert das letzte Wort. Wir kennen keinen Schriftsteller, der so oft und so sorglos seinen Feinden das Schlachtfeld überlassen hätte. Selbst wenn es sich um den berühmten und einflußreichen Erasmus handelte: Gegen dessen Streitschrift hatte er sich gewandt, aber die darauf erfolgende scharfe Erwiderung ließ er unbeantwortet. Sogar dann konnte er so verfahren, wenn eine gegnerische Streitschrift so vielen Spott über seine Person enthielt wie die von Zwingli und Ökolampad gegen ihn herausgegebene Schrift „Über Luthers Buch, Bekenntnis genannt, zwei Antworten". Wie wenig er überhaupt durch die von solchen Gegnern ihm zugefügte Kränkung sich verletzt und erregt fühlte, zeigt auch die auffallende Tatsache, daß für ihn, sobald er sich entschlossen hatte, ihnen nicht zu erwidern, die ganze Angelegenheit erledigt war, so daß er auch in den Briefen an seine vertrauten Freude fast nie wieder darauf zurückkam.

So völlig gleichgültig ist ihm seine persönliche Ehre, daß man fragen kann, ob er darin nicht zu weit gegangen ist. Denn wenn er es für die von ihm vertretene Sache für notwendig hielt, konnte er der Gefahr verfallen, die erforderliche Selbstachtung aus den Augen zu setzen.

Am auffallendsten war dies in seinem Verhalten dem Könige Heinrich VIII. von England gegenüber. Man hatte ihm eingeredet, er habe diesem Gegner Unrecht getan, indem er ihn in seiner Streitschrift als einen verstockten, unverbesserlichen Feind des Evangeliums behandelt habe. Tatsächlich sei der König dem Evangelium nicht abgeneigt, nur durch Luthers verletzende Schärfe zu tief beleidigt, um sich für die evangelische Sache erklären zu mögen. Man hatte Luther dringend gebeten und beschworen, den Gekränkten brieflich um Verzeihung zu bitten.

Die gute Wirkung werde nicht ausbleiben. Lange sträubte sich Luther, weil sein Eindruck von dem Könige ein ganz anderer war. Doch der Gedanke, möglicherweise habe er ihn doch falsch beurteilt, also ihm schweres Unrecht getan und dadurch ihn an dem Bekenntnis zur Wahrheit gehindert, zwang ihm endlich die Feder in die Hand. Und indem er nun von dieser Voraus-

setzung aus den König um Verzeihung bittet, kann er in vollster Rücksichtslosigkeit gegen sich selbst auch schreiben: „In tiefster Scham wage ich nicht meine Augen zu Ew. Majestät zu erheben, der ich mich so leichtfertig gegen einen so hohen und großen König habe erregen lassen, der ich doch nur eine Hefe und ein Wurm bin, den man allein durch Verachtung besiegen sollte ... Deshalb werfe ich mich mit meinem Brief zu den Füßen Ew. Majestät und bitte, soviel ich nur demütigst vermag, und flehe um des Kreuzes und der Ehre Christi willen, Ew. Majestät möge geruhen sich herabzulassen und zu verzeihen, womit ich Ew. Majestät beleidigt habe.“[53]) So tief kann er sich selbst erniedrigen, wenn er damit der Sache Gottes dienen zu können meint.

In solchem Falle kann er sogar den falschen Schein, als habe er etwas Tadelnswertes sich zu schulden kommen lassen, bereitwillig auf sich nehmen. Im J. 1526 verfaßte er eine besonders scharfe Schrift „wider den verräterischen und mörderischen Ratschlag“, den die Mainzer katholische Geistlichkeit zur Unterdrückung der Evangelischen gefaßt hatte. Als der Anfang im Druck war, wurde die Sache bekannt. Sein Kurfürst veranlaßte die Einstellung der Drucklegung und die Vernichtung der schon fertig gestellten Bogen. So erschien Luther als der streitsüchtige Polemiker, der nur durch Einschreiten von seiten der Obrigkeit daran gehindert wurde, Unfrieden im Reich zu stiften.

In Wirklichkeit aber ist der Tatbestand ein ganz anderer gewesen. Wie uns in neuerer Zeit aufgefundene Dokumente lehren, hatte der Kurfürst selbst eine Abschrift jenes bösen „Ratschlags“ an Luther gesandt und „von ihm begehrt, dieses unchristliche und eigennützige Vornehmen [in einer Schrift] herauszustreichen, damit dasselbe männiglich kund werde.“[54]) Luther war diesem Verlangen nachgekommen. Als aber der erste Bogen gedruckt war, erfuhr sein großer Feind, Herzog Georg von Sachsen, davon und verlangte von dem Kurfürsten die Unterdrückung des „Schmähbüchleins“. Dieser erschrak, in der Sorge, es könne bekannt werden, daß Luther nur auf Bestellung gearbeitet hatte. Darum bat er diesen um Zurücknahme

der Schrift. Luther war dazu bereit. Um aber nicht den Kurfürsten und damit die evangelische Sache bloßzustellen, hat er weder in der fraglichen Schrift deren tatsächliche Veranlassung erwähnt, noch auch später jemals etwas davon verraten. Daß nun er als der Streitmacher vor der Welt dastand und Herzog Georg von neuem Zorn gegen ihn entbrannte, beschwerte ihn nicht. Denn an seiner Person lag ihm nichts.

Daraus erklärt sich noch ein anderer eigentümlicher Zug bei ihm. So gewaltig und siegreich er für die evangelische Sache, für seinen Glauben zu kämpfen verstand, so unfähig war er, seine Person, seine Ehre gegen Angriffe zu schützen. Weil er hieran kein Interesse hatte, versagte hierbei seine Kraft. Und wenn ein Gegner seine Person mit der Absicht angriff, um seine Sache zu vernichten, so geriet Luther in Verwirrung. Ihm war unmöglich, sich selbst zu verteidigen. So stand er ratlos da.

Auf der Disputation in Leipzig suchte Johann Eck vor allem dadurch über ihn zu siegen, daß er ihn als einen Freund der Hussiten brandmarkte, da bei diesem bloßen Wort jedermann in der Erinnerung an die schrecklichen Hussitenkriege von Grauen geschüttelt wurde. Luther hatte erklärt, es könne auch außerhalb der katholischen Kirche wahre Christen geben. Eck erwiderte, diese Anschauung sei schon auf dem Konzil zu Konstanz gegen Hus verdammt worden, offenbar sei sein Gegner den Hussiten günstig gesinnt. Als Luther einwandte, er billige die Trennung der Böhmen von der Römischen Kirche durchaus nicht, fuhr Eck fort, dann möge er doch eine Schrift gegen sie veröffentlichen. Luther suchte den Kampf von dem persönlichen Gebiet wieder auf das sachliche zurückzuführen. Darum bemerkte er, unter den Behauptungen des Hus seien auch manche sehr christliche und evangelische gewesen. Entrüstet rief Eck aus: „Für jeden Gläubigen ist es entsetzlich zu hören, daß der hochwürdige Vater Luther so gegen das heilige Konstanzer Konzil zu reden sich erkühnt.“ Damit hatte er glücklich Luthers Person gepackt und würgte ihn an der Kehle. Luther war verloren. Er unterbrach seinen hinterlistigen Gegner: „Es ist nicht wahr, daß ich gegen das Konstanzer Konzil geredet habe“. Eck erklärte schaudernd, nun würden sich

ohne Zweifel die verdammten Böhmen auf ihn als ihren Patron berufen. So ratlos war Luther, daß er seinem Gegner wieder ins Wort fiel und rief: „Das ist eine unverschämte Lüge.“ Manche der Anwesenden haben geurteilt, Eck sei als Sieger aus dem Kampfe hervorgegangen. Insofern hatten sie recht, als Luther seine Unfähigkeit, die eigene Person zu decken, klar bewiesen hatte. Nur für die Sache konnte er streiten.

Wie nach Geld und Gut und Ehre, so fragte er auch nichts nach seinem Leben. Man hat an ihm vor allem den großartigen Mut bewundert. Die Hauptquelle dieser Todesverachtung, auf die wir noch zurückkommen werden, war eben diese, daß ihm auch an seinem Leben nichts lag.

Da zuerst die drohenden Wolken am Himmel heraufstiegen, schrieb er an seinen Ordensbruder und Freund Link: „Ich bin ein Schuldner Jesu Christi, der vielleicht auch zu mir sagt: ‚Ich will ihm zeigen, wie er um meines Namens willen leiden muß.‘ Sein heiliger Wille geschehe! Je mehr jene drohen, desto zuversichtlicher werde ich.“ Er habe ja nichts zu verlieren, nachdem auch „sein Ruhm und sein guter Name zerpflückt werde. Eins nur ist mir geblieben, dieser schwache und gebrechliche Leib. Nehmen sie auch den, so werden sie mich vielleicht um zwei oder eine Stunde Lebenszeit ärmer machen, mir aber nicht die Seele nehmen. So singe ich mit Johann Reuchlin: Wer arm ist, fürchtet nichts, kann nichts verlieren, sondern er sitzt fröhlich in guter Hoffnung, denn er hofft zu gewinnen.“[35])

Noch auf der Reise zum Verhör vor dem päpstlichen Legaten in Augsburg ist er vor der ihm dort drohenden Todesgefahr gewarnt und gebeten worden, nicht dorthin zu gehen. Er aber schreibt unterwegs: „Ich bleibe fest. Des Herrn Wille geschehe! Auch in Augsburg, in der Mitte seiner Feinde herrscht Jesus Christus. Es lebe Christus, es sterbe Martinus und jeder Sünder. Es werde aber erhöht der Gott meines Heils.“[36])

Im Oktober 1516 herrschte in Wittenberg die Pest. An manchem Tage raffte sie in der kleinen Stadt zwei oder drei Personen hinweg. Auch in einem Luthers Wohnung benachbarten Hause war sie eingekehrt, ein Sohn dort schon gestorben. Luthers

Freund Lang hatte ihm geraten, die Stadt zu verlassen. Er antwortete: „Ich hoffe, daß die Welt nicht einfallen wird, wenn der Bruder Martinus fällt. Die Klosterbrüder freilich werde ich, wenn die Pest weiter um sich greift, in alle Welt hinaussenden. Ich aber bin hierher gestellt. Der Gehorsam verbietet mir, zu fliehen." Jetzt fügt er noch hinzu: „Nicht, als fürchtete ich den Tod nicht. Denn ich bin nicht der Apostel Paulus, sondern nur sein Ausleger. Doch ich hoffe, der Herr wird mich von meiner Furcht befreien".[57])

Als aber im Jahre 1527 dieselbe Seuche in Wittenberg ausgebrochen war und auf des Kurfürsten Anordnung die ganze Universität nach Jena übersiedelte, verharrte Luther auf seinem Posten, trotzdem ihn der Kurfürst in einem besonderen Schreiben zum Verlassen der Stadt zu bewegen suchte. Er wunderte sich nur über die Furcht, die so manche ergriffen habe. So treu nahm er sich der Kranken an, daß er sich auch nicht scheute, sie trotz ihrer Pestbeulen anzufassen. Er müsse, so erklärte er, schon „um des Monstrums jener Furcht im Volke willen" in der Stadt bleiben.[58]) Dieselbe Nichtachtung seines Lebens zeigte er in den ansteckenden Krankheiten der Jahre 1529, 1535, 1538, 1539.

So hat Luther in jeder Beziehung bewiesen, daß es nicht poetische Begeisterung, sondern wohlüberlegter Ausdruck seiner innersten Gesinnung war, wenn er sang: „Nehmen sie den Leib, Gut, Ehr', Kind und Weib, laß fahren dahin!"

2.

Für sich selbst nichts verlangend, hat Luther sein ganzes ferneres Leben für den Dienst Gottes und des Nächsten zur Verfügung. Freilich muß nach ihm der Glaube, durch den der Christ „alles hat, was er haben soll", „immer zunehmen, bis in jenes Leben". Aber dies geschieht vor allem dadurch, daß man Gott und dem Nächsten in Liebe dient. „Da heben sich nun die Werke an. Hier muß der Christ nicht müßig gehen".[59]) Und Luther konnte nicht müßig gehen.

Leider wissen wir aus der Zeit vor seiner Glaubensgewinnung wenig über ihn. Deshalb vermögen wir nicht mit

Sicherheit festzustellen, wie weit sein gewaltiger Arbeitsdrang eine Naturanlage war oder erst dadurch in ihm geboren worden ist, daß ihm das hohe Lebensziel, Gott und Menschen zu dienen, aufging. Denn sogar zur Trägheit und Beschaulichkeit neigende Menschen können durch eine religiöse Umwandlung mit einem ihnen bisher unbekannten Tatendrang erfüllt werden. Nun hören wir, daß Luther auf der Universität „ein hurtiger, fröhlicher Geselle" und „ein Philosoph" gewesen sei, daß er wohl fleißig seinen Studien obgelegen, doch besondere Freude an den Dichtern des Altertums gefunden habe. Und er selbst bezeugt uns, er sei später „in den Winkel zu kriechen" geneigt gewesen. Danach scheint er doch von Natur freilich gar keine Anlage zum Müßiggehen, aber auch nicht eine hervorragende Neigung zu tatkräftigem Handeln und zum Wirken für andere besessen zu haben. Auch als er zur Rettung seiner Seele ins Kloster trat, dachte er nur an sich selbst.

Hier aber erfolgt der Umschwung. Später hebt er einmal hervor, wie hoch Paulus die Liebe gepriesen und allem anderen vorgezogen habe, und verurteilt das Klosterleben, in dem man sich dem Dienst der Liebe an den Nächsten, selbst an den Eltern entziehe. Da berichtet er auch: „So stumpfsinnig und ungelehrt ich auch war, habe ich doch in meiner Mönchszeit an nichts so schwer zu tragen gehabt, als an dieser Unbarmherzigkeit und dieser gottwidrigen Versagung der Liebe. Nie konnte ich mich überreden lassen, mit ruhigem Gewissen zu glauben, daß der Klostergehorsam, der so unverschämt gegen die Liebe verstößt, recht und erlaubt ist."[60]) Gibt auch Luther nicht näher an, in welcher Zeit seines Klosterlebens ihm die dienende Liebe als das vor allem Geforderte aufgegangen ist, so wird dies doch sicher erst nach seiner Erkenntnis der evangelischen Wahrheit geschehen sein. Denn die Entstehung des Willens zur Nächstenliebe hat er selbst so erklärt: „Weil mein Gott mir unwürdigem und verdammtem Menschen ohne alles Verdienst, rein umsonst und aus eitel Barmherzigkeit durch und in Christo vollen Reichtum aller Frömmigkeit und Seligkeit gegeben hat, so will ich gegen meinen Nächsten auch nichts mehr tun, denn was ich nur

sehe, daß es ihm not, nütze und selig sei. Wie unser Nächster Not leidet und unseres Übrigen bedarf, also haben wir vor Gott Not gelitten und seiner Gnade bedurft. Darum wie uns Gott hat durch Christum geholfen, also sollen wir durch den Glauben und seine Werke nicht anders denn dem Nächsten helfen." [61])

Man hat wohl gemeint, Luther habe großartigen Glauben gehabt, sei aber weniger ein Mann der Liebe gewesen, oder gar, ihm habe die Liebe gefehlt. Wäre dieser letzte Satz richtig, dann wäre jener erste unrichtig. Dann hätte Luther nur das gehabt, was er selbst „erträumten Glauben", „Einbildung des Glaubens" genannt hat. Denn aufs Bestimmteste hat er behauptet: „Wo wir nicht den Glauben scheinen lassen durch die Liebe, wird es gewißlich nichts sein, denn ein lauter falscher Traum von Glauben, damit du dich selbst betrügst." [62]) Wie aber kann der, welcher Luthers Schriften ein wenig näher kennt, auch nur für möglich halten, daß er keine gottgewollte Liebe gekannt habe? Weiß man denn gar nicht, wie oft und wie glühend er die Liebe erhoben hat? Freilich nicht in sentimental süßlichen Flötentönen, wohl aber mit demselben Ernst und derselben Kraft, die dem Apostel Paulus sein Hoheslied von der Liebe diktiert haben.

Nur ein paar Worte von Luther! „Willst du die Summa des Christlichen Lebens hören, auf das allerfeinste und völligste gefaßt, und doch kurz und bald gesagt und wohl zu behalten, daß du weißt, was du tun und lassen und wie du dich dazu schicken sollst, und nicht bedarfst weiter suchen, noch hin und her betteln? Daß du habest die Liebe, die daher fließe und gehe aus reinem Herzen! Da bleibe bei! Daraus sollen alle rechten Predigten gehen. Liebe aber heißt auf deutsch, wie jedermann weiß, nichts anderes, denn von Herzen einem günstig und hold sein und alle Güte und Freundschaft erbieten." [63])

„Nun ist ja keine größere Tugend unter allen, denn die Liebe. Wie wir sehen: Was man lieb hat, da setzt man Leib und Leben daran und wagt dafür gern und willig alles, was man hat. Geduld, Keuschheit, Mäßigkeit usw. sind auch wohl feine Tugenden, aber der Liebe nirgends gleich, die alle anderen

Tugenden in sich schließt und mit sich bringt. Wer fromm und gerecht ist, der tut niemand unrecht und gibt jedem das Seine. Aber wo die Liebe ist, da gibt sich der Mensch gar miteinander und ist willig und lustig zu allem, wozu man sein bedarf."[64])

„Wenn ich durch den Glauben erkenne, wie lieb mich Gott hat, so ist es nicht anders möglich, ich muß ihn wiederum lieb haben und ihm hold sein und alles, was er nur haben will, mit Lust und Liebe tun. So fährt derselbe Mensch zu und gibt sich ganz und gar dem Nächsten, dient, hilft und rät ihm frei umsonst. Der kanns denn nicht lassen, wenn er seinen Nächsten sieht irren oder in Sünden stecken, er weist ihn auf den rechten Weg, führt ihn dahin, wo er selbst Trost und Hilfe gefunden hat, predigt ihm das Evangelium und macht, daß er auch der Sünden los werde. Danach, sieht er ihn nackend, so kleidet er ihn; hungrig, so speist er ihn und so fortan. Summa summarum, was er nur weiß, womit er ihm dienen kann, das tut er willig und gern, ja ehe mans von ihm fordert und begehrt. Und er sieht nichts hierin an, denn daß es also Gott wohlgefalle. Darum hat der Herr Christus seinen Jüngern und uns allen nichts so hoch und teuer befohlen, als eben, daß sie sollten untereinander Liebe haben. Denn dies ist das einige Kennzeichen, dabei man die Christen erkennt. Also sehr sollen wir in die Nächsten geleibet sein, daß wir ganz ihr eigen sein, mit Leib, Seele, Gut und Ehre."[65])

Sollte ein Mann, der so von der Liebe zu reden weiß, selbst der Liebe bar gewesen sein? Es ist gewiß bedeutungsvoll: In dem Briefe, in dem Luther zum erstenmal seinem Glauben an die Gnade Gottes in Christo Ausdruck verleiht und einen Klosterbruder zu dem Glauben ermahnt, daß Christus unsere Sünden auf sich genommen und seine Gerechtigkeit uns geschenkt habe, fährt er fort: „Wenn du dies fest glaubst, so nimm auch die noch sündigenden und irrenden Brüder auf und trage sie geduldig und mache aus ihren Sünden deine, und wenn du etwas Gutes hast, laß es ihnen zugute kommen. Schaue nur an, was er für dich und alle getan hat, damit auch du lernst, was du für andere tun mußt."[66])

Hat man bei Luther Liebe vermißt, so wird wohl immer das Eine daran schuld gewesen sein, daß man sich nicht in seine ungestüme, zornflammende Kampfesweise zu finden vermocht hat. Es sei uns gestattet, hiervon zunächst noch ganz abzusehen und sein gesamtes übriges Verhalten zu prüfen, späterer Erwägung es vorbehaltend, ob jene uns peinliche Art seiner Polemik in Widerspruch zu dem sonst an ihm zu Beobachtenden steht. Denn, um unser Ergebnis voranzustellen: Alles Tun Luthers ist Äußerung seiner Liebe zu Gott und den Menschen. Nur dienen will er in geistlicher und in leiblicher Beziehung.

Suchen wir uns zuerst von dem Umfang dessen, was er an Arbeit geleistet hat, eine Vorstellung zu machen. Greifen wir etwa das Jahr 1523 heraus, in dem er nicht unausgesetzt arbeiten konnte, weil er einige Wochen auf Reisen war und ein nervöses Kopfleiden ihm die Tätigkeit erschwerte. Trotzdem hielt er nicht nur seine akademischen Vorlesungen, sondern auch alle Sonn- und Festtage in der Frühe eine erbauliche Ansprache an seine Klosterbrüder, dann den Vormittagsgottesdienst, endlich die Nachmittagspredigt. Jede seiner Predigten aber war eine neue. Die in diesem Jahre gehaltenen, die sich gedruckt oder in Nachschriften von Zuhörern erhalten haben, füllen in der Weimarer Ausgabe seiner Werke über 500 Seiten. Seine Vorlesung über das 5. Buch Mose hat in derselben Ausgabe über 240 Seiten in Anspruch genommen. Dazu verfaßte er ein paar Dutzende von Schriften, die in der gleichen Ausgabe über 640 Seiten umfassen. Außerdem lieferte er die zeitraubende deutsche Übersetzung der biblischen Bücher Josua bis Esther, die in unseren gewöhnlichen Bibeln etwa 300 Seiten einnehmen. Ferner schrieb er soviele Briefe, daß die Zahl der wenigen, uns zufällig erhaltenen, doch noch 112 ist. Sie nehmen in der Erlanger Ausgabe ungefähr 120 Seiten ein.[67]) Wieviel Zeit dürfte ein Schreiber darauf verwenden, wenn er dies alles auch nur abschreiben wollte! Luther aber hat es alles schaffen müssen und hat fast alles auch niedergeschrieben. Wir kennen keinen Zweiten, der ebensoviel geschrieben hätte, wie er. Und doch wurde daneben noch seine Zeit und Kraft aufs stärkste

dadurch in Anspruch genommen, daß er, wie er es genannt hat, „täglich überlaufen“ wurde.

Wofür nun alle diese kaum vorstellbare Arbeitslast? Geld hat er dafür nicht genommen, Ehre vor den Menschen damit nicht gesucht*). Was ihn trieb, war seine Liebe zu Gott und den Menschen, sein Verlangen, anderen „zur Seligkeit zu dienen“. In seiner humoristischen Weise hat er dies einmal so ausgedrückt: „Meinethalben schreibe ich kein Buch, predige auch nicht meinethalten. Denn ich habs schon im Herzen geschrieben.“[68])

Doppelt groß aber muß uns sein Arbeiten für andere erscheinen, wenn wir bedenken, wie schwer es ihm manchmal geworden ist, da er so oft an körperlichen Gebrechen leiden mußte. Mehr als einmal ist er und seine Umgebung der Überzeugung gewesen, sein Ende sei gekommen. Schon viele Jahre, ehe es da war, fühlte er sich immer wieder abgearbeitet, kraftlos, lebensmüde. Dazu kamen die häufigen trüben Stimmungen, teils Folgen von allerlei körperlichen Leiden, wie Störungen der Verdauung oder des Blutumlaufs, Schwindel, Ohnmachten u. dgl., teils auch ohne derartige Veranlassung, durch seine besondere Gemütsart verursacht. Gerade zu den Zeiten, wo ihn diese inneren Anfechtungen quälten, war seine Arbeitskraft fast vollständig gelähmt. Aber gegen alle solche Hemmnisse an zwang er sich immer wieder zur Tätigkeit und leistete auch in den Wochen körperlicher und seelischer Depression soviel, wie andere auch bei vollkommener Gesundheit und größter Schaffensfreudigkeit nicht zustande bringen. So klagt er von der Wartburg aus in einem Briefe vom 13. Juli 1521, er sei so krank, daß er leichter zehn große Wunden ertragen würde, und, wenn es nicht besser werde, ohne Rücksicht auf die Folgen nach Erfurt reisen müsse, um einen Arzt oder Chirurgen zu konsultieren. Seit acht Tagen habe er nichts mehr schreiben oder studieren können. Und doch schreibt er an demselben Tage an Melanchthon einen Brief, der in der Erlanger Ausgabe fast 5 Seiten umfaßt, schreibt darin über eine Antwort an Emser, über die von ihm beabsichtigte Übersetzung einer Streitschrift

*) Vgl. oben S. 43f.

Melanchthons, über die Veranstaltung der Übersetzung einer Schrift Ökolampads, über seine Postille, an der er arbeite. Darauf folgt eine eingehende Abhandlung über eine von Melanchthon ihm vorgelegte Frage hinsichtlich der Berechtigung der weltlichen Obrigkeit, endlich seine Ansicht über das obrigkeitliche Verbot einer Disputation über Thesen, die er geschickt hatte. An demselben Tage verfaßt er einen langen Brief an Amsdorf, worin er u. a. weitläufig seinen Rat mitteilt über die beste Weise, wie auf eine Streitschrift Emsers zu antworten sei.[69]) Trotz alledem meint er, er „sitze gleichgültig und träge da". Wenn er anderen dienen zu können glaubt, kennt er keine Rücksicht auf sich selbst.

Oder sollte man meinen, seine Schriftstellerei an sich habe ihm doch Freude bereitet? Dann wolle man sich jene andere, unglaublich umfangreiche Tätigkeit näher ansehen, die von ihm geschriebenen Briefe, die ihn in höchst unerfreulicher Weise am Studieren und Produzieren hinderten. Sieht man, an was für Briefe er seine kostbare Zeit wendet, so möchte man nicht selten von Zeitvergeudung reden. Aber anderen zu dienen, erschien ihm nie in solchem Lichte, auch wenn es sich um sehr geringe Dienste handelte. Nur ein paar Beispiele aus einem kurzen Zeitraum! Er bittet Spalatin, bei dem Kurfürsten Kleidungsstücke für einen Notleidenden zu besorgen. Er ersucht seinen Freund Lang, für einen Armen Fürsprache zu tun. Er empfiehlt seiner Unterstützung einige Studenten. Er bittet Spalatin, dem Briefboten Urbanus etwas mehr Geld geben zu wollen, da dieser ohne seine Schuld längere Zeit für den Weg gebraucht habe. Er fragt an, wem er eigentlich ein ihm zur Besorgung zugesandtes Buch zustellen solle, er habe unter der Überfülle von Arbeit es vergessen und nun bei allen seinen Bekannten vergebens danach gefragt. Er bittet um Zusendung einiger Bücher für jemanden. Damit der ehrenwerte, zum Doktor promovierte Pater Johannes Frosch durch den herkömmlichen Doktorschmaus geehrt werde, ersucht er Spalatin, sich bei dem Kurfürsten um Zusendung von etwas Wildbret für die Feierlichkeit zu verwenden, und er schreibt an Melanchthon

einen Einladungsbrief dazu. Er legt bei dem Kurfürsten Fürsprache ein für jemand, der gern der Nachfolger seines Onkels werden möchte, für einen anderen, der eine Pfarrstelle sucht. Er bittet um Gehaltserhöhung für Melanchthon, um die Anstellung eines Stellungslosen in Nürnberg usw.[70])

Dafür aber, daß bei den vielen „Fürbitten", die er für andere schreibt, auch sein ganzes Herz beteiligt ist, ein Beispiel! Im Jahre 1522 verwendet er sich bei seinem Kurfürsten zum zweitenmal für einen gewissen Pfaffenbeck, der (nach des Kurfürsten Meinung durch eigene Schuld) in Not geraten war. In dem Briefe heißt es: „Ich bemühe nicht gern Ew. Kurfürstl. Gnaden mit Fürbitte und Fürschrift für andere Leute. Die Lust, die ich daran habe, möchte ich wohl entbehren. Aber es dringt die Not und zwingt die Liebe, also zu tun. Sein Elend tut mir herzlich wehe. Darum falle ich Ew. Kurfürstl. Gnaden zu Füßen und bitte untertäniglich, Ew. Kurfürstl. Gnaden wolle sich des armen Mannes erbarmen. Es taugt je in keinem Wege, daß man ihn lasse also verderben und betteln gehen Denn ich spüre, daß ihm die Armut so wehe tut, daß er möchte zuletzt von Sinnen kommen. Und Ew. Kurfürstl. Gnaden kann ihm leicht mit einem Tisch, Speise und Trank oder sonst helfen. Gott hat noch mehr Schneeberge [ertragreiche Silberbergwerke], daß Ew. Kurfürstl. Gnaden Fürstentum nicht sorgen darf, es werde arm von vielen Ausgaben, ist auch bisher nicht arm davon geworden. Denn es ist wahr: Gebet, so wird euch gegeben. Wo das ‚gebet' reich ist, da ist das ‚gegeben werden' noch viel reicher. Ew. Kurfürstl. Gnaden soll gewiß sein, daß ich den Mann nicht werde also lassen. Ich werde eher selbst für ihn betteln und, wo das nicht will helfen, auch rauben und stehlen, was ich am nächsten finde, allermeist dem Kurfürsten zu Sachsen. Denn Ew Kurfürstl. Gnaden ist es schuldig, ihn zu ernähren. Darum bitte ich, Ew Kurfürstl. Gnaden wolle auch meinethalben hierin mich gnädig erhören, daß mir nicht not sei, nun anzufangen stehlen und nehmen."[71])

Sodann alle die vielen Trostbriefe, zu denen er noch Zeit findet. Sei es, wenn ein Prediger in seinem Amt Trübes er-

lebt hat, sei es bei Todesfällen, sei es, „wenn es einer Frau in Kindesnöten übel ergangen", sei es, wenn jemand von Schwermut oder Verzagtheit geplagt wird, und zwar nicht nur, wenn er seinen Freund Melanchthon aufrichten will, sondern auch, wenn er gehört hat, daß ein Student an Melancholie leidet usw.

Welch eine bedrückende Last mußte diese bunte Korrespondenz vor allem zu den Zeiten für ihn werden, wo sich die Anfragen und Gesuche so häuften, daß auch seine ungeheure Arbeitskraft sie nicht alsbald erledigen konnte! Er schreibt einmal an Link nach Nürnberg: „Du beklagst Dich in Deinem letzten Briefe, daß ich Dir auf Deine Fragen nicht geantwortet habe. Wundere Dich nicht darüber. Denn ich werde täglich so mit Briefen überschüttet, daß mein Tisch, meine Stühle, Bänke, Schemel, Fenster, Truhen, Bücherborte und alles voll liegt von Briefen, Anfragen, Rechtssachen, Klagen, Bittschriften usw."[72])

Seine Liebe aber treibt ihn auch dazu, alles was er an irdischen Gütern besitzt, anderen zu Dienst zu stellen. Keinen Notleidenden, der sich an ihn wendet, kann er abweisen, auch wenn er darum Ringe, Becher und andere „Kleinodien" verpfänden oder verkaufen muß. Wohl muß er oftmals später erfahren, daß er auch Unwürdigen gegeben hat. Doch dadurch wird er nicht verbittert oder hart, sondern bleibt bei seiner schrankenlosen Wohltätigkeit. Wir wissen keinen zu nennen, der darin ebenso weit gegangen wäre, wie er.

Seinen alten, lahmen, ungeschickten und schläfrigen Diener Wolf Sieberger zu entlassen, kam ihm nicht in den Sinn. Die Muhme Lene pflegte er treu bis an ihr Ende. Nicht nur nahm er eine Anzahl von Neffen, Nichten und anderen Verwandten in sein Haus auf, sondern ließ dieses auch Fremden, die in Not waren, immer offen stehen. Monatelang beherbergte er einen aus dem Kloster entflohenen Mönch, der vergebens auf irgendeine Anstellung hoffte. Dem Fräulein Else von Kunitz, einer stellenlosen früheren Nonne, wollte er es erleichtern, als Lehrerin an der Mädchenschule in Wittenberg tätig zu sein. Daher lud er sie ein: „Bei mir sollt Ihr zu Hause sein und zu Tisch, daß Ihr

keine Gefahr noch Sorge haben sollt. So bitte ich nun, daß Ihr mir solches nicht wollt abschlagen."[73])

Der evangelische Prediger Michael Stiefel mußte aus Österreich flüchten. Luther nahm ihn, bis er eine andere Stelle gefunden habe, in sein Haus auf. Nach einiger Zeit erfuhr er, daß sein Gast sich scheute, ihm noch länger lästig zu fallen, daher heimlich eine ihm befreundete Frau um etwas Geld gebeten hatte. Da schrieb Luther an diese: „Es ist nicht notwendig, daß Ihr ihm etwas schickt, so er doch bei mir wohl haben mag, was ihm not ist, was ich ihm befohlen habe, zu fordern. Dennoch ist er vor mir scheu, daß ich es ihm muß aufdringen, was er bedarf." Nach Monaten empfiehlt er den Flüchtling seinem Kurfürsten zur Anstellung in Lochau: „Denn der gute Mensch macht sich ein Gewissen, als beschwerte er mich, daß er bei mir ist, und will immer weg, daß ich, ihn zu halten, genug [Mühe] habe." Über sieben Monate hindurch hat Luther ihn in seinem Hause gehabt.[74])

Der Eislebener Prediger Johann Agricola hatte sich mit seinem Patron, dem Grafen Albrecht von Mansfeld überworfen und zog nach Wittenberg, wo er auf Anstellung hoffen durfte. Er konnte hier aber nicht sofort eine passende Wohnung finden. Da nahm Luther ihn mit Weib und Kind in sein Haus auf. Und doch war der neue Gast mit nicht weniger als neun Kindern gesegnet. Offenbar gefiel es ihm sehr gut in Luthers Haus. Denn er blieb mit all den Seinigen ein paar Monate lang. Luther aber war damit zufrieden.[75])

Und doch war es nicht nur die pekuniäre Frage, die in solchen Fällen eine Rolle spielte. Denn was für eine Unruhe, was für Störungen mußte es dem aufs äußerste beschäftigten Professor bereiten, sein Haus so voll von Menschen zu haben und allen Ansprüchen gerecht zu werden! Er hat tatsächlich schwer darunter gelitten. Dies können wir schon daraus schließen, daß er einmal einem verwitweten Prediger von der Wiederverheiratung abrät und unter anderen Gründen auch den ihm vorhält, die Verwaltung des Hauswesens sei in dieser Welt bei weitem das Lästigste und erfordere eine besondere

Anlage. „Wenn ich noch jung wäre," setzt er hinzu, „doch aber schon die Schlechtigkeit der Welt erfahren hätte, würde ich lieber sterben, als nochmals heiraten, auch wenn mir nach meiner Käte eine Königin angeboten würde."[76]) So schwer lastete die Unruhe und Mühe des weitläufigen Haushalts auf ihm. Und doch nahm er, wenn er damit dienen konnte, mit Freuden noch immer mehr dieser Lasten auf sich.

Wie rücksichtslos er gegen sich selbst sein konnte, um nur anderen Gutes zu erzeigen, kann uns auch seine letzte Reise lehren. Die Grafen von Mansfeld waren untereinander in Streit geraten und ersuchten Luther, nach Eisleben zu kommen und Frieden zwischen ihnen zu stiften. In jenen Tagen schildert er selbst sich in einem Briefe: „Alt, abgelebt, unlustig, müde, kalt, und nun gar auf einem Auge erblindet, der ich gehofft habe, es werde mir, als einem Erstorbenen, die, wie mir scheint, im höchsten Maße verdiente Ruhe vergönnt werden."[77]) Schon zweimal hatte er in diesem Herbst und Winter umsonst sich auf die Reise gemacht, um diesen Streit zu schlichten. Aber er meint, obwohl er viel zu tun habe, dürfe es auf acht Tage nicht ankommen, „damit ich mich mit Freuden in meinen Sarg legen möge, wo ich zuvor meine lieben Landesherrn vertragen und freundlichen, einmütigen Herzens gesehen habe."[78]) Nur mit bangster Sorge ließ ihn seine Käte ziehen und gab ihm zu seiner Pflege ihre drei Söhne mit. Daß es mitten im kalten Winter war, hielt Luther nicht zurück.

Bei Halle war die Saale mit ihren Eisschollen so hoch angeschwollen, daß die Reisenden ein paar Tage warten mußten, ehe sie, und auch jetzt noch nicht ohne Gefahr, über den Fluß setzen konnten. Kurz vor Eisleben wurde Luther so krank, daß man sein Ende nahe glaubte. Aber sein Wunsch, noch vor seinem Tode ein Friedenswerk ausrichten zu können, ließ ihn in seiner qualvollen Atemnot sagen: „Das tut mir der Teufel allewege, wenn ich etwas Großes vorhabe, daß er mich also anficht." So müde er sich auch fühlte, hat er doch noch einmal in Halle und viermal in Eisleben gepredigt. Bei der letzten Predigt war er so schwach, daß er sie nicht zu Ende führen konnte.

Wohl erlebte er noch die Freude, den Friedensvergleich abgeschlossen zu sehen, aber am anderen Tage war sein Leben zu Ende. Man wird nicht daran zweifeln dürfen, daß diese Reise mit ihren Beschwerden und Aufregungen das Ende beschleunigt hat. Nachdem das Dienen in Liebe all seine Kräfte aufgerieben, hat es ihn getötet. Luther hat gefunden, was sein Charakter ihn suchen ließ, — nicht für sich, sondern nur für andere zu leben.

3.

Blicken wir noch einmal auf die bisher an Luther beobachteten Züge zurück. Seine Wahrhaftigkeit hat ihm ermöglicht, das, woran ihm alles lag, ganz und rein zu erfassen, daß nämlich alles darauf ankommt, und auf welchem Wege es möglich ist, einen gnädigen Gott zu bekommen*). Damit kennt er und besitzt er, was vor Gott, also in Wahrheit *groß* ist und dem Menschen das Größte, ja alles sein soll. Und von diesem Kern und Stern des Christentums aus vermag er vermöge seiner Wahrhaftigkeit sich darüber klar zu werden, wie nahe oder wie fern alle Einzelfragen diesem Mittelpunkt des Christentums liegen, also wie *wichtig* oder unwichtig sie sind. Freilich wird unser Urteil hierüber nur zu oft durch unsere subjektiven Wünsche und Neigungen getrübt. Für Luther aber ist das eigene Ich wie verschwunden vor dem Großen, was er als Christ hat. Darum will er nichts mehr nach seiner Vernunft fragen, noch nach seinen Gefühlen, noch nach seinen Neigungen. Nur für die *große Sache* lebt und strebt er**). Auf solche Weise bekommt all sein Denken und Wollen *einen großzügigen Charakter*. So erklären wir uns den bewundernswerten Zug bei ihm, daß er *niemals kleinlich* ist.

Und doch lag ihm die Versuchung dazu sehr nahe. Denn die katholische Kirche hatte durch eine unzählbare Menge von „Kirchengeboten" vieles an sich Gleichgültige für Sünde erklärt. Das Essen gewisser Speisen an gewissen Tagen, das Unterlassen des Messehörens, das Berühren der Abendmahls-

*) Vgl. oben das 1. Kapitel, bes. S. 30 f.

**) Vgl. oben das 2. Kapitel, bes. S. 43 f.

elemente durch Laienhände, den ehelichen Verkehr zu bestimmten Zeiten usw. Wie leicht hätte Luther in dem Kampf gegen das römische System dazu kommen können, ebenfalls auf derartiges Gewicht zu legen.

Ist doch die ganze schwärmerische Richtung jener Zeit auf diese falsche Bahn geraten, sind doch auch die Schweizer nicht davon frei geblieben. Als Beweis eines echten Christentums forderte man eben das, was Rom verboten hatte. Etwa die Zertrümmerung von Bildern, oder daß man beim Abendmahl das Brot und den Kelch selbst in die Hand nehmen müsse. In demselben kleinlichen Geiste erklärte man vieles an sich Gleichgültige für Sünde, beurteilte es etwa als einen Beweis von mangelnder Bekehrung bei Luther, wenn dieser „bunte Bändlein" am Hemde trug, die Laute schlug oder Bier trank.

Vor dieser traurigen Verirrung blieb Luther bewahrt, weil er in seiner Wahrhaftigkeit die große Hauptsache rein erfaßt hatte, und weil er nicht nach der Ehre verlangte, seine Gegner auf jede nur erdenkbare Weise ins Unrecht zu setzen. Wohl muß er sich mit manchen an sich kleinlichen Fragen beschäftigen, weil die Gegner ihnen so große Bedeutung beimessen. Aber in diesem Kampfe führt er ihre Verirrungen immer auf die zugrunde liegenden falschen Grundsätze zurück und hat als Ziel seiner Darlegungen immer das eine Große vor Augen: Die Wahrheit von der Gnade Gottes in Christo.

Man hat ihm vorgeworfen, er sehe alles nur in dem Lichte des Artikels von der Rechtfertigung aus dem Glauben. Aber solange man nicht nachweisen kann, daß dieser nur ein Nebenpunkt im Christentum ist, solange dieser in Wahrheit der Mittelpunkt ist und bleibt, solange ist jener Vorwurf nur eine hohe Ehre für ihn.

So kämpft er etwa gegen jene Verirrung, da man rein Äußerliches bestimmende Gebote der Kirche für gewissensverbindlich erklärt hatte, stets von dem großen Grundsatz aus, daß ein Christenmensch durch seinen Glauben frei ist von allen Menschensatzungen, und sucht die Herzen nur dazu von dem Kleinen loszureißen, damit sie das Große suchen und finden

können. Oder wenn er gegen das Papsttum mit solcher Energie streitet, so tut er es nie, als käme etwas auf die bloße Form an, ob man unter dem römischen Bischof stehe oder nicht, sondern nur deshalb, weil das Papsttum die seligmachende Wahrheit verdammt und verfolgt. Ja, immer bleibt er bereit, sich und seine Anhänger den katholischen Bischöfen zu unterstellen, wenn nur diese den Evangelischen gestatten wollen, ihres Glaubens zu leben. Denn allein dieses Große ist ihm entscheidend.

Die Schrift „Vom freien Willen", die Erasmus gegen ihn gerichtet hat, ist ihm freilich ihrer „aalglatten" Art wegen widerlich. Doch aber ist ihm *eins* an ihr hocherfreulich, daß nämlich darin eine wirklich *große* Frage aufgeworfen wird. Er schreibt in seiner Erwiderung: „Dies lobe und preise ich an dir gar sehr, daß du allein unter allen *die Sache selbst* angefaßt hast, d. h. die Hauptsache, und mich nicht mit jenen kleinlichen Fragen über das Papsttum, das Fegfeuer, den Ablaß und ähnliche Lapalien belästigst, mit denen mich bisher fast alle gehetzt haben. Du allein hast den Angelpunkt des Streits gefunden und mir nach der Kehle gegriffen. Dafür danke ich dir von Herzen. Mit dieser Hauptsache beschäftige ich mich mehr als gern."[79])

Welche Mühe hat es ihn gekostet, seine Anhänger zu gleicher Höhe der Anschauung emporzuheben! Aus ihrer katholischen Zeit her waren sie das Gewichtlegen auf äußere Nebendinge zu sehr gewohnt. Daher erschienen vielen unter ihnen die in der katholischen Kirche gebräuchlichen Zeremonien als ein entscheidendes Merkmal der Zugehörigkeit zu ihr, und deshalb meinten sie, diese gänzlich abtun und neue dafür einführen zu müssen. Nur sehr schwer erfaßten sie das große Prinzip Luthers, daß nur Glaube und Liebe entscheidend sind, daß der Christ vermöge seines Glaubens über alle menschlichen Ordnungen und Gebräuche erhaben ist, doch aber um der Liebe willen sich ihnen unterstellt, weil sie der notwendigen Ordnung dienen.

Der Kurfürst Joachim II. von Brandenburg wollte i. J. 1539 in seinem Lande die Reformation einführen, aber von den

katholischen Gebräuchen alles beibehalten, was nicht geradezu sündlich sei, so die Prozessionen und die priesterlichen Prachtgewänder. Hieran nahmen manche seiner evangelischen Untertanen Anstoß. Der Berliner Propst Buchholzer fragte deshalb bei Luther an, ob man sich des Kurfürsten Willen fügen und daran beteiligen dürfe. Er erhielt die Antwort, wenn der Kurfürst erlaube, daß das Evangelium Jesu Christi lauter, klar und rein gepredigt, die Sakramente nach Christi Einsetzung gereicht und die sündlichen katholischen Gebräuche abgetan würden, „so geht in Gottes Namen mit herum und tragt ein silbernes oder goldenes Kreuz und Chorkappe oder Chorrock von Samt, Seide oder Leinwand. Und hat euer Herr, der Kurfürst, an einer Chorkappe oder Chorrock, die ihr anzieht, nicht genug, so zieht davon drei an, wie Aaron, der Hohepriester, drei Röcke übereinander anzog. Haben auch Ihre Kurfürstl. Gnaden nicht genug an einer Prozession, so geht siebenmal mit herum, wie Josua mit den Kindern von Israel um Jericho ging. Und hat euer Herr ja Lust dazu, so mögen Ihre Kurfürstl. Gnaden vorher springen und tanzen mit Harfen, Pauken, Zymbeln und Schellen, wie David vor der Lade des Herrn tat, da die in die Stadt Jerusalem gebracht ward. Ich bin damit sehr wohl zufrieden. Denn solche Stücke, wenn nur der Mißbrauch davon bleibt, geben oder nehmen dem Evangelium gar nichts. Doch daß nur nicht eine Not zur Seligkeit und das Gewissen damit zu verbinden, daraus gemacht werde! Könnte ich es mit dem Papst und den Papisten soweit bringen, wie wollte ich Gott danken und so fröhlich sein! Wenn mir der Papst diese Stücke [reine Predigt und Sakramentsverwaltung] frei ließe gehen und predigen, und hieße mich eine Hose um [die Schultern] hängen, ich wollte es ihm zu Gefallen tragen.“ [80])

Dieselbe großzügige Art zeigt Luther bei der Frage nach der Verfassung der kirchlichen Gemeinschaft. Er weiß, das Große, worauf es in ihr allein ankommt, ist die reine Predigt des göttlichen Wortes und die rechte Verwaltung der Sakramente. Wer dann die äußere Leitung dieses kirchlichen Gemeinwesens in Händen hat, ob die einzelne Gemeinde oder der Rat

einer Stadt oder der Landesherr, ist an sich ganz gleichgültig. Nur daß überhaupt Ordnung herrscht und diese richtig gehandhabt wird, ist notwendig. Also nicht auf die Form kommt es an, sondern auf die Sache; nicht auf ein Verfassungsprinzip, sondern auf die rechte Person. Er kann also seinen Kurfürsten bitten, für die Herstellung einer neuen kirchlichen Ordnung zu sorgen, weil hierzu unter den obwaltenden Verhältnissen kein anderer imstande ist. Er kann „Superattendenten" wünschen, da sich ein solches Aufseheramt als notwendig erwiesen hat. Er kann die Errichtung eines Konsistoriums für gut halten, nachdem sich ein Bedürfnis danach gezeigt hat. Aber er kann auch gegen dieses scharf auftreten, sobald es Entscheidungen gegen Gottes Wort trifft. Denn dem Großen muß das Kleine weichen.[81])

Drittes Kapitel.

1.

Schon unsere bisherigen Untersuchungen haben zur Beantwortung der Frage, ob Luther hochmütig oder demütig zu nennen ist, wertvolle Beiträge liefern können. Doch begegnet man noch so manchmal unklaren und unrichtigen Vorstellungen von dem Wesen der christlichen Demut, und Luthers Charakter zeigt auch in dieser Beziehung soviel im höchsten Maße Auffallendes, daß wir diesen Punkt noch gesondert behandeln müssen.

Bekanntlich hat er seine weltbewegenden Gedanken aus der Heiligen Schrift geschöpft. Beobachten wir ihn einen Augenblick bei seinem Bibelstudium! Im J. 1518 hat sein Freund Spalatin ihn um eine Anweisung zum fruchtbringenden Lesen der Bibel gebeten. Er antwortet: „Du forderst etwas, was weit über meine Kräfte hinausgeht, da ich in einer so großen Sache mich selbst nicht zu führen weiß. Willst Du aber durchaus meine Weise zu studieren hören, so will ich Dir als meinem besten Freunde nichts verheimlichen, doch nur unter der Bedingung, daß Du mir nicht ohne selbständige Prüfung folgst. Zunächst ist völlig gewiß, daß wir die Heilige Schrift nicht durch unser Studieren und unseren Verstand erfassen können. Darum kommt es zuerst darauf an, mit Gebet zu beginnen, und zwar mit einem solchen Gebet, Gott möge Dir aus grundlosem Erbarmen den rechten Verstand seiner Worte schenken, falls es ihm gefalle, daß durch Dich etwas zu seiner, nicht aber zu Deiner oder irgendeines Menschen Ehre ausgerichtet werden

solle. Denn es gibt keinen anderen Lehrer der göttlichen Worte als den Urheber seines Worts selbst, wie er sagt: ‚Sie werden alle von Gott gelehrt sein'. Darum mußt Du an Deinem Studieren und Verstande verzweifeln und einzig auf den Einfluß des Geistes vertrauen. Glaube es mir, der ich es erfahren habe!" Dann aber soll er nicht in Hochmut sich einbilden, Gott werde ihn auf wunderbare Weise vom Himmel herab lehren, sondern er soll demütig die Hilfsmittel, die Gott schon zum Verständnis der Bibel gegeben hat, benutzen, nämlich die von Christen in früherer Zeit gelieferten Schrifterklärungen, sowohl die, welche uns den Buchstaben der Bibel verstehen lehren (wie den Hieronymus), als auch und vor allem die, welche „zur Erkenntnis Christi und der Gnade Gottes anleiten" (wie Ambrosius und Augustin).[82] Wir meinen, darin spricht sich tiefste Demut aus.

Hochmut und Eitelkeit machen unmöglich, die Leistungen anderer anzuerkennen. Luther aber hat die Gaben und die Tätigkeit seiner Mitarbeiter so hoch eingeschätzt, daß man von diesen geradezu ein falsches Bild gewinnt, wenn man sie nach seinen Äußerungen über sie beurteilt. Über Joh. Brenz sagte er: „Es ist keiner unter den Theologen zu unserer Zeit, der die Heilige Schrift also erklärt und handelt wie Brenz, auch also, daß ich sehr oft mich verwundere über seinen Geist und an meinem Vermögen verzweifle. Und ich glaube, daß keiner unter uns vermöchte zu tun, was er in der Auslegung des Evangeliums Johannis getan hat." Von Amsdorf meinte er: „Er lehrt rein und sagt seine Meinung fein rund und aufrichtig. Also geht er auch gleich [geradezu] in den Disputationen. Er ist Theolog von Natur." Creuziger nennt er „einen trefflichen Theologen". Über Bugenhagen urteilt er: „Er ist ein großer Theologe. Er hat große Kraft der Rede." Über dessen Psalmenkommentar schreibt er: „Ich wage zu sagen, daß er der erste auf der Welt ist, der ein Erklärer des Psalters genannt zu werden verdient. Darum hast du keine Veranlassung, noch länger auf meine Psalmenauslegung [deren Herausgabe längst gewünscht wurde] zu warten."[83]

So anerkennend kann er sich über Männer aussprechen, die doch nach dem Urteil jedes Kenners der Reformationsgeschichte im Vergleich zu ihm nur recht kleine Geister waren. Und nun gar über Melanchthon! Es soll schon vorgekommen sein, daß Professoren sich geärgert haben, wenn Kollegen auffallend viele Zuhörer hatten. Luther aber schreibt an Spalatin, der die Interessen der Universität am Kurfürstlichen Hofe zu vertreten hatte: „Laß Dir den Melanchthon, diesen großen Griechen, diesen höchst Gelehrten und Gebildeten, aufs dringendste empfohlen sein. Sein Kolleg ist voll von Hörern. Er begeistert alle Theologen für das Griechische, von den ältesten bis zu den jüngsten."[84])

Obwohl Melanchthon nicht der theologischen, sondern der philosophischen Fakultät angehörte, auch nicht Doktor der Theologie war, ließ er doch eine evangelische Dogmatik ausgehen. Eine derartige Grenzüberschreitung soll wohl schon übelgenommen worden sein. Luther jedoch fällte über dies theologische Werk des Philosophen Melanchthon das Urteil: „Ihr findet kein Buch unter allen anderen Büchern, da die Summe der Religion und die ganze Theologie so fein beieinander ist. Nach der Heiligen Schrift gibt es kein Buch, das besser wäre. Philippus [Melanchthon] ist enger gespannt als ich. Er kämpft und lehrt. Ich bin mehr ein Rhetoriker oder Wäscher."[85])

Als Luther sich auf der Wartburg verbergen muß, klagt ihm Melanchthon, man könne in Wittenberg ohne ihn, der unersetzlich sei, nicht fertig werden. Luther antwortet: „Mich verwirrt und quält Deine hohe Meinung von mir. Du trittst jetzt an meine Stelle, reicher und lieblicher an Gaben als ich. Ich sehe keinen Grund ein, warum ihr mich so herbeiwünscht, und wozu meine Hilfe euch notwendig ist. Ihr braucht mich durchaus nicht." Später äußerte er einmal über Melanchthon: „Wer ihn nicht als Lehrer anerkennt, der muß ein rechter Esel und Bachant sein, den der Dünkel gebissen hat. Es ist auf Erden keiner, den die Sonne bescheint, der solche Gaben hätte. Darum laßt uns den Mann groß achten. Wer ihn verachtet, der muß ein verachteter Mensch vor Gott sein."[86])

Derartige günstige Urteile über seine Freunde spricht er aber nicht aus, um ihnen zu schmeicheln. Denn ebenso offen redet er von ihren Fehlern. Bugenhagen könne beim Predigen kein Ende finden, Jonas räuspere sich dabei zu oft, Melanchthon sei zu weich und zaghaft. Es sind andererseits auch nicht einzig seine Mitarbeiter, deren Begabung er neidlos anerkennt. Freilich hatten fast alle seine katholischen Gegner nur sehr unbedeutende Leistungen aufzuweisen, besonders deshalb, weil sie auf die durch Luthers Behauptungen geschaffene neue Fragestellung durchaus nicht einzugehen vermochten. Darum war ihre Weisheit in seinen Augen nur „Geschwätz". Doch hat er auch einmal geäußert: „Latomus [Professor in Löwen] ist der beste unter allen, die gegen mich geschrieben haben. Sehr gewandt behandelt er die Heilige Schrift, nur zieht er alles auf die Werke." [87])

Besonders auffallend ist das hohe Lob, das Luther einigen vor seiner Zeit erschienenen Arbeiten spendet. So schickt er die aus dem 14. Jahrhundert stammende, von ihm zum Druck beförderte „Deutsche Theologie" an Spalatin mit der Bemerkung: „Ich würde die Zusendung an Dich bereuen, wenn Du sie nicht sorgfältig lesen würdest. Mir ist nichts Ähnliches, so überaus Theologisches in die Hand gekommen." Sodann empfiehlt er ihm aufs dringendste die Predigten Taulers: „Ich beschwöre Dich, mir wenigstens dieses eine Mal blind zu glauben und sie Dir zu kaufen. An diesem Buche wirst Du sehen, wie eisern, ja irden die Gelehrsamkeit unseres Jahrhunderts ist." [88])

Ohne Zweifel enthalten doch diese Schriften auch manches, was er nicht unbeanstandet gelassen hätte, wenn er eine wissenschaftliche Kritik über sie hätte schreiben wollen. Freilich war seine Theologie damals noch in der Entwicklung begriffen, und so boten ihm diese Schriften eine willkommene Anregung. Aber dabei hat er sich die in ihnen zu findenden ungesunden Gedanken nicht angeeignet, und doch hat er auch später derartige Schriften der Vergangenheit hoch gelobt. Beides erklärt sich aus seiner aufrichtigen Demut. Manche seiner Zeitgenossen haben aus diesen mystischen Arbeiten gerade mit dem darin enthaltenen

Schädlichen sich berauscht. Seine Demut ließ ihn diese Gefahr vermeiden und doch das darin zu findende Gute dankbar anerkennen und rühmen.

Wie er anderer Schriften hoch erhebt, so ist er mit seinen eigenen recht wenig zufrieden. Im J. 1515 war ihm der Befehl zugegangen, als sein erstes Buch sein Kolleg über den Psalter drucken zu lassen. Bekanntlich begrüßen andere einen so ehrenvollen Auftrag mit großer Freude. Luther dagegen schrieb: „Obwohl ich dringend wünschte, daß es nie und nirgends herausgegeben werde, will ich mich doch, durch den Befehl dazu gezwungen, an diese Arbeit machen. Muß es aber durchaus herausgegeben werden, so wünsche ich, daß es mit kleinen Lettern gedruckt werde, weil es nach meiner Überzeugung nicht der Art ist, daß daran tüchtige Setzer mit besseren Lettern sich abmühen. Denn es sind Lapalien, nur des [auslöschenden] Schwammes würdig.“[89]) Tatsächlich hat er diese Arbeit niemals drucken lassen. Erst i. J. 1876 ist sie herausgegeben worden.

Von seinen i. J. 1517 erschienenen „Bußpsalmen“ ist er so wenig befriedigt, daß er an Spalatin schreibt: „Mir würde es am meisten gefallen, wenn sie niemandem gefielen. Sie sind so schwach und ohne Schriftzeugnisse, ferner ungeheuer wortreich, und die Erklärung ist noch nicht wörtlich genug.“[90])

Wenn Luther sich anfangs nur schwer zum Predigen und zur Schriftstellerei verstand und mit seinen Leistungen nicht zufrieden war, so kann sich darin möglicherweise auch ein Rest von natürlicher Eitelkeit kund geben, die nur mit vollendeten Leistungen vor die Öffentlichkeit treten will. In der Tat scheint Luther vermöge seiner Wahrhaftigkeit hierüber so gedacht zu haben. Denn indem er später davon erzählt, wie er sich zuerst vor dem Predigen gescheut habe, fügt er die Warnung hinzu: „Du willst gelehrter sein wie die anderen, willst vielleicht Ehre suchen. Du sollst aber unserem Herrgott predigen und nicht ansehen, was die Leute davon halten und urteilen. Kann's jemand besser, der mach's besser. Solche Weisheit wird dich erheben über aller Menschen Urteil. Christus bedarf deiner, daß du ihn helfest preisen. Darauf bestehe du fest! Laß loben

und schelten, wer da will. Das geht dich nichts an.“ Seitdem ihm dies klar geworden war, hat er frisch und fröhlich gepredigt und Bücher geschrieben, ohne sich um der Menschen Urteil zu grämen.

Aber auch in späterer Zeit redet er über seine Predigten und Schriften stets mit höchster Bescheidenheit: „Mir geschieht es oftmals, daß ich mich meiner Predigt schäme, bald wenn sie aus ist.“ Ja, „ich habe mich oft selber angespien, wenn ich vom Predigtstuhl gekommen bin: pfui dich an, wie hast du gepredigt!“ Als er dann später eine solche Predigt, die Creuziger nachgeschrieben hatte, wieder durchlas, „verwunderte er sich, wie er so geredet hätte und lobte Creuzigers Geschicklichkeit und sagte: ich halte, er hat's besser gemacht, denn ich es gepredigt habe.“[91])

In seiner Vorrede zu Melanchthons Erklärung des Kolosserbriefes schreibt er: „Ich habe selbst, das ist wahr, solche Bücher Melanchthons lieber, denn die meinen, sehe dieselben auch lieber auf dem Platze, denn die meinen.“[92]) Brenz hatte ihm seine Erklärung des Propheten Amos zugeschickt mit der Bitte, darin „zu ändern, zu streichen, hinzuzufügen, wie es ihm gut scheine“. Luther antwortet: „Fern sei es von mir, darin Dir zu willfahren. Unerträglich ist es unter Christen, sich eine Herrschaft über Schüler desselben Geistes anzumaßen. Es ist genug, die Geister zu prüfen, ob sie aus Gott seien [1. Joh. 4, 1], dann aber, wenn sie bewährt sind, alsdann sie zu ehren und zu küssen, den strengen Ernst des Vorgesetzten abzulegen und vielmehr ein lernbegieriger Schüler zu werden. Ich denke über Deine Schriften so, daß die meinigen mir ganz verächtlich werden im Vergleich mit den Deinigen und den ihnen ähnlichen. Ich schmeichle nicht, noch heuchle ich. Ich scherze nicht, noch täusche ich mich. Ich rühme nicht den Brenz, sondern den Geist, der in Dir lieblicher, friedsamer und ruhiger ist [als in mir]. Außerdem fließt Deine kunstvolle Sprache reiner, klarer und heller und ergreift und ergötzt deshalb mehr. Die meinige aber ist in rednerischer Kunst unerfahren und speit nichts anderes als einen Wald und ein Chaos von Worten aus. Daher sind mir

selbst, geschweige denn anderen, Deine Schriften und Worte lieber [als die meinigen]. Doch tröste ich mich damit, daß ich glaube, ja weiß, jener himmlische Familienvater bedürfe infolge der Größe seines Haushalts auch eines oder des anderen Knechtes, der hart ist gegen die Harten [wie ich es bin] und rauh gegen die Rauhen, wie ein grober Keil für grobe Klötze."[93])

Im J. 1533 gab Luther endlich den Bitten seiner Freunde nach und ließ einen „Catalogus oder Register" über alle von ihm herausgegebenen Schriften ausgehen. In der Vorrede dazu bemerkt er: „Meinethalben möchte ich wohl leiden, daß sie alle untergingen, als der ich damit nichts gesucht habe, denn daß die Heilige Schrift und Wahrheit an den Tag käme, welche nun gottlob so hell und gewaltig allenthalben scheint, daß man meiner und meinesgleichen Bücher wohl entraten könnte."[94])

Schon bald drängte man Luther von verschiedenen Seiten, eine Gesamtausgabe seiner Werke zu veranstalten. Für die darin liegende hohe Ehre ist er unempfänglich. Er habe, so schreibt er, den Heißhunger des Saturn [der seine eigenen Kinder verschlang] und würde sie lieber alle auffressen mögen. „Denn keines meiner Bücher findet bei mir Gnade, höchstens das vom freien Willen und der Katechismus."[95]) Als er dann endlich nicht mehr „wehren konnte, daß man ohne seinen Dank seine Bücher durch den Druck sammelte", begann er seine Vorrede dazu mit den Worten: „Gern hätte ich es gesehen, daß meine Bücher allesamt wären dahinten geblieben und untergegangen." Er „bittet freundlich: Wer meine Bücher zu dieser Zeit ja haben will, der lasse sie sich bei Leibe nicht ein Hindernis sein, die Schrift selbst zu studieren". So kann er den Rat erteilen: „Kitzelst du dich mit deinen eigenen Büchern, als habest du es selber köstlich gemacht und trefflich gepredigt, gefällt es dir auch sehr, daß man dich vor anderen lobt, würdest du sonst trauern oder ablassen? Lieber, so greif dir selber an deine Ohren. Greifest du recht, so wirst du finden ein Paar großer, langer, rauher Eselsohren. So wage vollends die Kosten daran und schmücke sie mit goldenen Schellen, auf daß, wo du gehst,

man dich hören könne, mit Fingern auf dich weisen, und sagen: Seht, seht, da geht das feine Tier, das so köstliche Bücher schreiben und trefflich wohl predigen kann.“ [96]) So demütig denkt Luther über seine eigenen Fähigkeiten.

Selbstverständlich wurden dem hochverehrten Manne auch wohl einmal Schmeicheleien gesagt. Vielleicht ist es schon bedeutsam, daß dies, nach den „Tischreden“ zu urteilen, nur sehr selten vorgekommen zu sein scheint. Seine Freunde haben ja seine große Demut hervorgehoben. Weil sie diese kannten, wagten sie nicht leicht, ihm mit Lobhudeleien zu kommen. Vermutlich war auch nichts davon beabsichtigt, als einmal anwesende Gäste von dem wunderbaren ersten Anfang der Reformation redeten. Weil aber darin doch eine Anerkennung dessen, was Luther dabei getan, liegen sollte, erwiderte er sofort, ihm komme dabei durchaus kein Verdienst zu. Denn nicht habe er sich die Reformation vorgenommen. Vielmehr sei er anfangs ein großer Verehrer des Papstes gewesen. „Es ist alles durch Gottes Rat geschehen. Denn ich wäre nimmermehr so kühn gewesen, daß ich den Papst und alle Menschen hätte angegriffen und erzürnt. Aber Gott hat mich hineingeführt wie einen Gaul, dem die Augen geblendet sind.“ [97])

Am Pfingstfeste 1540 kam die Rede darauf, wem man „in soviel Gefahren“ die Rettung des evangelischen Glaubens zu danken habe. Voll Entrüstung erklärte Luther: „Wer da sagt, Melanchthon und ich und andere, der lügt uns an. Gott tut's um des Christus willen, von dem heut die Apostel predigen: Den ihr vor sieben Wochen gehenkt habt, der lebt!“

Ein andermal wurde ihm erzählt, es habe ihn jemand nicht nur mit den Aposteln verglichen, sondern in gewisser Weise ihnen vorgezogen. „Ach nein“, rief er beschämt aus. „Die Apostel sind große, teure Leute gewesen. Wenn mich Gott nur ließe seinen Kalefaktor [Stubenheizer, geringsten Diener] sein und hinter der Tür stehen! Aber das bin ich noch nicht einmal.“ [98])

Während des Reichstages zu Augsburg auf der Feste Koburg weilend, widerfährt ihm die Ehre, daß hochgestellte Persönlichkeiten ihn dort aufsuchen. Völlig unempfänglich ist

er für solche Huldigungen. Er klagt nur darüber in seinen Briefen und schreibt: „Wir müssen an einen anderen Ort. Es will zu gemeiner Wallfahrt hierher werden.“ [99])

Wir sahen, wie völlig offen Luther von seinen Schwächen, Fehlern und Zweifeln reden konnte *). Welch eine Demut gehörte dazu! Ebenso, wenn er so oft das Bedürfnis fühlte, jemandem unter vier Augen ein Bekenntnis abzulegen! Hat es nicht etwas tief Ergreifendes, ja fast etwas Verwirrendes, sich den Führer der ganzen reformatorischen Bewegung, den heldenhaften Streiter gegen die halbe Welt, den von Unzähligen als gottgesandten Propheten verehrten Mann so vorzustellen, wie er zu einem der tatsächlich tief unter ihm stehenden Prediger oder christlichen Brüder geht, um sich von ihm für sein Gewissen Trost und Rat zu holen! Und dies nicht aus Gewohnheit, nicht um einer kirchlichen Ordnung zu genügen, sondern von seinem innersten Herzensbedürfnis getrieben. In seiner Demut aber schämt er sich dessen so wenig, daß er immer wieder die Beibehaltung der Beichte mit dem Hinweis auf den Segen, den sie ihm selbst gewährt habe, begründet hat. „Die Beichte“, so läßt er i. J. 1533 drucken, „soll unser Herz trösten und stärken wider das böse Gewissen. Und um dieses Stücks willen brauche ich der Beichte am allermeisten und will und kann ihrer nicht entbehren. Denn sie mir oft und noch täglich großen Trost gibt, wenn ich betrübt und bekümmert bin.“ Die Schwärmer freilich bedurften dessen nicht. Aber „sind sie satt, so sollten sie die Hungrigen doch essen lassen. Sind sie heilig, so sollten sie die Sünder auch heilig werden lassen. Bedürfen sie Gottes und seines Wortes nicht mehr, so sollten sie es denen doch lassen, die es noch bedürfen.“ [100]) So rechnet er sich selbst zu den Hungrigen, den Sündern, den Bedürftigen, und fühlt sich so sehr als ein solcher, daß er ohne Stärkung durch andere nicht auskommen kann.

Dies ist freilich ein anderer Luther, als der hoffärtige, trotzige, alle Welt verachtende Stürmer, den manche in ihm gesehen haben. Wer in näherem Verkehr mit ihm stand, hat

*) Vgl. oben S. 14f.

mit Bewunderung auch seine Demut hervorgehoben. Mathesius schreibt: „Von Natur hatte der Doktor ein Mannesherz und -mut, wiewohl er der demütigste Mann war, der seiner Leute gutem Rate gerne folgte, wie er sich dies Jahr bereden ließ, daß er dem Agricola [mit dem er in Streit geraten war] nachging, Friede zu stiften.“ [101])

Freilich haben gerade den hiermit hervorgezogenen Zug manche an ihm vermißt. Er hat auf sie wohl gar den Eindruck eines eigensinnigen, rechthaberischen Menschen gemacht, der sich auch durch begründete Vorstellungen nicht von seiner vorgefaßten Meinung abbringen ließ.

Doch diesem Vorwurf wird keiner entgehen, der so viele und heiße Kämpfe wie Luther durchmachen muß. Wer von so vielen Gegnern der verschiedensten Art mit den verschiedensten Waffen angegriffen wird, kommt nicht selten in Lagen hinein, wo er nicht schon sogleich den vollen und klaren Beweis für seine Anschauungen und gegen die dawider erhobenen Einwände zu liefern imstande ist. Ist er dann von dem Unrecht seiner Gegner völlig überzeugt, so bleibt ihm zunächst nichts anderes übrig, als eisern auf seiner Ansicht zu bestehen, trotzdem er sie nicht genügend rechtfertigen kann. Denn würde er seinen Gegnern auch nur ein wenig zustimmen, so würden sie ihn für überwunden erklären, und damit wäre auch die von ihm vertretene Wahrheit besiegt. So wird er den Eindruck eines Eigensinnigen machen, während in Wirklichkeit die Liebe zur Wahrheit ihn vor deren Preisgabe zittern macht. Über die Frage, wie oft dies Luther widerfahren ist, werden freilich die Ansichten weit auseinander gehen. Je fester man von der Richtigkeit der Lehre Luthers überzeugt ist, desto mehr wird man ihn dafür preisen, daß er auch rechthaberisch zu erscheinen nicht sich gescheut hat. Jedenfalls aber sollte man auch alle die Fälle hervorheben, da er den Vorstellungen anderer nachgegeben hat, wenn er selbst seiner Sache nicht völlig gewiß war, und die Fälle, da er seine Ansichten und Urteile ohne Rücksicht und Zögern, als wäre es selbstverständlich, aufgegeben oder geändert hat, sobald er sich von ihrer Unrichtigkeit überzeugt hatte.

Dem Rate guter Freunde folgend, hat er auf dem Reichstage zu Worms nicht so schroff geredet, wie er selbst es für das Richtigste hielt. Durch anderer Vorstellungen hat er sich bewegen lassen, Entschuldigungsschreiben an Heinrich VIII. von England und an Herzog Georg von Sachsen zu richten, obwohl er von einem solchen Schritte keine guten Folgen erwartete.*)

Längere Zeit hindurch hatte er behauptet, wenn der Kaiser die Evangelischen um ihres Glaubens willen mit Waffen angriffe, so dürften sie ihm als ihrem Oberherrn keinen Widerstand leisten. Als aber die Juristen ihm nachwiesen, daß dieser Ansicht eine falsche Auffassung von der rechtlichen Stellung des Kaisers zu den deutschen Fürsten zugrunde liege, hat er seine Anschauung aufgegeben, trotzdem er wußte, man werde ihm diesen Meinungswechsel vorwerfen.

Die Süddeutschen hatten sich von ihm abgewandt und waren Zwingli zugefallen. Schließlich wünschten sie sich doch wieder mit den Wittenbergern zu vereinigen. Luther hatte sich aufs schärfste hiergegen ausgesprochen, solange man nicht wirklich in der Lehre untereinander einig sei, und hatte lange ein starkes Mißtrauen gegen die Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit der Süddeutschen gehegt. Aber sobald er durch neue Verhandlungen einen anderen Eindruck von ihnen gewann, überwand er jedes Mißtrauen und nahm jetzt ohne jede Rechthaberei sich des Einigungsversuchs mit warmem Herzen eifrigst an. Es wurde eine Zusammenkunft und Besprechung verabredet.

Doch plötzlich änderte sich wieder die ganze Lage. Denn es erschienen Schriften, aus denen Luther erkennen zu müssen glaubte, die Süddeutschen hielten doch noch an ihren Irrtümern fest. Um die Sache zur Entscheidung zu bringen, bestellte er die beabsichtigte Zusammenkunft nicht ab, trat aber den Abgesandten mit solcher Schärfe gegenüber, daß sie alle ihre Hoffnungen begraben zu müssen glaubten. Ausdrücklich widerrufen müßten sie ihre frühere Abendmahlslehre. Dann wolle auch er seine Fehler bekennen, die allzu große Härte in seinen gegen sie erlassenen Streitschriften. Nur auf solchem Wege sei

*) Vgl. oben S. 17f. u. 48f.

eine wahre Einigung möglich. Denn von „einer gefärbten, erdichteten Konkordie“ wolle er nichts wissen. Als man kleinlaut zu erwidern wagte, man habe gar nicht das gelehrt, was er verstanden habe, stellte er mit jedem der auswärtigen Abgeordneten ein Verhör an. Dann zog er sich mit seinen Wittenberger Freunden in ein Nebenzimmer zurück und fragte sie um ihre Meinung. Zu den sorgenvoll Wartenden zurückgekehrt, erklärte er: „Weil es denn also bei euch steht, so sind wir eins, erkennen und nehmen euch auf als unsere lieben Brüder in dem Herrn.“

Den fremden Herren war es, als dürften sie ihren Ohren nicht trauen. So wenig hatten sie eine so vollständige und unverhüllte Preisgabe seines Urteils über sie für möglich gehalten, daß einige unter ihnen vor Staunen und Ergriffenheit in Tränen ausbrachen. Auch sie hatten ihm Rechthaberei, eigensinniges Bestehen auf seiner Meinung zugetraut.[102]) Einen Luther nicht falsch zu beurteilen, ist eben nicht leicht.

Wir haben Luther von seinen Anfechtungen, von den seinen Glauben bedrängenden Zweifeln sagen hören. Sie waren ihm unendlich schwer zu tragen und doch hat er sich niemals über sie beschwert, hat sie vielmehr willkommen geheißen. Denn — sie erhielten ihn in der Demut. Öfter hat er dies ausgesprochen: „Ich wäre in den Abgrund der Hölle durch Hochmut gefallen, wenn die Anfechtungen nicht gewesen wären. Unser Herrgott lehrte mich so, daß meine Gaben nicht mein seien, sondern sein.“[103]) Welch eine Demut liegt darin, vor anderen auszusprechen, daß man solcher Züchtigung von Gott bedarf!

Wenn man bei einem Menschen annehmen könnte, daß er für sich eine entscheidende Autorität in religiösen Fragen beanspruchte und von anderen Unterwerfung unter seine Lehre und Weisungen erwartet habe, so bei Luther. Wie nahe lag dies zu jener Zeit, wo die meisten noch so weit in der religiösen Erkenntnis zurück waren, daß man ihnen die Gewinnung einer selbständigen religiösen Überzeugung gar nicht zutrauen konnte.

Nun hat freilich Luther aufs bestimmteste seine Lehre für göttliche Wahrheit erklärt. Niemals aber hat er eine solche Autorität

beansprucht, die anderen, ihm blind zu folgen, auch nur gestattete. Vielmehr fordert er unablässig, jeder solle der Wahrheit persönlich gewiß werden, so selbständig gewiß, daß er sagen könne: „Ich verdamme alles, was wider mich ist, als sei ich klüger, denn die ganze Welt. Also muß es gehen, sonst ist es nicht recht.“ [104]) Er weiß, daß manche sich nicht dazu aufschwingen können, sondern, wie sie früher „um der Kirche willen“ geglaubt haben, so nun einfach seiner Lehre ohne eigene Prüfung folgen. Im Blick auf sie schreibt er: „Viel sind ihrer, die um meinetwillen glauben. Aber jene sind allein die Rechtschaffenen, die darin blieben, ob sie auch hörten, daß ich selbst es verleugnete und abträte. Sie glauben nicht an den Luther, sondern an Christum selbst. Das Wort hat sie, und sie haben das Wort. Den Luther lassen sie fahren, er sei ein Bube oder heilig. Mit denen halte ich es auch. Denn ich kenne auch nicht den Luther, will ihn auch nicht kennen. Der Teufel mag ihn holen, wenn er kann“ [105]).

Derartige Äußerungen sind auch nicht bloße Abwehrwaffen gegen die römischen Gegner, die ihm unermüdlich vorwarfen, er wolle ein evangelischer Papst sein. Vielmehr kann man es geradezu als ein Hauptziel seines Wirkens bezeichnen, allen auf eine menschliche Autorität, auch auf seine eigene, sich stützenden Glauben zu vernichten. Demgemäß hat er stets verfahren. Nur zwei Beispiele!

Während er auf der Wartburg weilt, haben seine Klosterbrüder in Wittenberg ihre katholischen Privatmessen abgestellt. Er schreibt ihnen, dies habe ihn nicht wenig erfreut. Trotzdem aber macht er ihnen eine ernste Vorhaltung. Wie ist dies möglich, wenn doch ihr Vorgehen an sich unzweifelhaft richtig ist? Er kann „die Besorgnis“ nicht unterdrücken, sie möchten „doch nicht alle mit gleicher Festigkeit und aus freiem Gewissen diese ernste Sache unternommen haben“. Es bedarf aber „einer solchen persönlichen Gewißheit und Zuversicht, daß man nicht nur der ganzen Welt Urteil für lose Blätter und bare Hülsen hält, sondern auch im Tode gegen die Pforten der Hölle gewappnet ist. Unser Gewissen muß durch das gewisse, mächtige

und heilsame Wort Gottes auf allen Seiten gefestigt, auf den Felsen gegründet sein. Dies ist die unfehlbare Gewißheit, die wir suchen." [106])

Im J. 1524 hatte Karlstadt in Straßburg „mit seiner Schwärmerei einen Rumor angerichtet". Einige aus der Stadt hatten darüber an Luther geschrieben. So sucht dieser sie in einem Briefe vor ihm und seinen Irrtümern zu warnen. Aber zu dem Zweck setzt er ihnen nur auseinander, auf welche Weise sie selbst den Grundirrtum in Karlstadts neuen Aufstellungen erkennen könnten. Und er schreibt: „Nun, meine allerliebsten Freunde, ich bin euer Prediger nicht, niemand ist mir schuldig zu glauben. Ein jeglicher sehe auf sich! Warnen mag ich jedermann, wehren kann ich niemandem. Ich bitte eure Evangelisten, daß sie euch von dem Luther und Karlstadt [fort] weisen und immer auf Christum richten." [107])

Wie er erfuhr, brüsteten sich manche damit, „gut lutherisch" zu sein. In zorniger Erregung schrieb er: „Du Narr, höre und laß dir sagen: Ich bitte, man wolle meines Namens schweigen und sich nicht lutherisch, sondern Christen nennen. Was ist Luther? Ist doch die Lehre nicht mein. So bin ich auch für niemand gekreuzigt. Wie käme ich armer, stinkender Madensack dazu, daß man die Kinder Christi sollte nach meinem heillosen Namen nennen. Die Papisten haben billig einen Parteinamen, weil sie sich nicht begnügen mit Christi Lehre und Namen, wollen auch päpstisch sein. So laßt sie päpstisch sein, der ihr Meister ist. Ich bin und will keines Meister sein. Ich habe mit der Gemeinde die einige, gemeine Lehre Christi, der allein unser Meister ist." „Wer mir zu Dienst und Ehren oder um meinetwillen glaubt, dem danke es der leidige Teufel." [108])

Selbst in Einzelfragen wollte er nicht Autorität für andere sein. Auf dem Reichstage zu Augsburg hatten seine Anhänger einmal nach seinem Rat gehandelt. Melanchthon schrieb ihm, sie wären „seiner Autorität gefolgt". Darüber spricht Luther ihm sein „Mißfallen" aus: „Ich will nicht Autorität sein oder genannt werden in dieser Sache. Obwohl dies sich so deuten läßt, daß es unanstößig ist, will ich doch das Wort nicht. Wenn es nicht

zugleich und ebenso gut eure Sache ist [wenn ihr nicht persönlich mit mir übereinstimmt], so will ich nicht, daß es meine Sache genannt werde, als wäre sie von mir euch auferlegt."[109])

Wer Luther nicht genauer kennt, kann ihm wohl eine „gewaltige Herrschernatur" zutrauen, die Gabe und die Neigung, auf andere mit der Macht seiner Persönlichkeit Eindruck zu machen und sie in seine Gefolgschaft zu zwingen. Und gewiß hat er einen ungeheuren Einfluß ausgeübt, und sicher werden viele außerstande gewesen sein, ihm gegenüber ihre Selbständigkeit zu behaupten. Aber dies letztere war nicht nach seinem Sinn. Er wollte nicht herrschen, sondern einzig durch die Wahrheit wirken. Und weil er allen anderen Einfluß haßte, darum fehlte ihm auch die Fähigkeit zum Herrschen und Regieren. Er selbst hat einmal von sich gesagt: „Ich regiere nicht gern. Es gibt meine Natur nicht [mir fehlt dazu Neigung und Begabung]. Ich wollte nicht, daß ich wäre ein Bischof geworden."[110])

Wie unendlich fern er davon war, anderer „Meister" sein zu wollen, zeigt auch seine eigentümliche Predigtweise. Wenn Einer eine Gewalt der Rede besaß, dann er. Wenn Einer seine Zuhörer mit suggestiver Kraft hätte in seinen Bann ziehen können, so er. Jeder methodistische Prediger müßte ihn um seine Begabung beneiden. Aber er verschmäht es auf das bestimmteste, durch ein anderes Mittel zu wirken, als durch die bloße Wahrheit. Bekanntlich machen heute seine Predigten auf viele wohlgesinnte Christen nur noch einen sehr geringen Eindruck. Dies aber rührt nicht allein von den ganz veränderten Zeitverhältnissen her, sondern vor allem davon, daß Luther nichts von der überredenden, faszinierenden, stürmischen Art an sich hat, die in neuerer Zeit wieder durch die „Erweckungsprediger" beliebt geworden ist. Nie erschüttert er seine Zuhörer durch die Forderung augenblicklicher Bekehrung. Nie redet er so, als wären sie verloren, wenn sie nicht diese durch seine Predigt ihnen gewährte Gnadenstunde benutzten. Nie sucht er ihnen Gewalt anzutun. Nein, nur überzeugen will er,

jedem die volle Freiheit der Entscheidung lassen. Nur das Wort Gottes soll wirken, nicht seine Persönlichkeit, nicht sein Geist, nicht seine Kunst. Denn er weiß, daß die von Gott gewollte Wirkung nicht durch seine Kraft ausgerichtet wird. Darum ermahnt er die Prediger: „Sucht in aller Einfalt allein Gottes Ehre, nicht Ruhm und Zufall von Menschen und betet, daß euch Gott Verstand und Mund und den Zuhörern ein recht reines Gehör verleihe, und laßt es Gott walten. Denn das wollt mir glauben, daß Predigen nicht Menschenwerk ist. Denn ich, wiewohl ich nun ein alter und geübter Prediger bin, doch fürchte ich mich, wenn ich predigen soll." „Oft habe ich mich entsetzt und gefürchtet, daß ich vor Gottes Angesicht habe sollen und müssen reden von der großen Majestät und göttlichem Wesen."[111])

Endlich: Es gibt manche Christen, die infolge eines ihnen selbst nicht bekannten Hochmuts sich und andere bei wichtigen, auch wohl bei recht unwichtigen Entscheidungen mit der Frage quälen, was wohl jetzt Gottes Wille für sie sei, die wohl gar nach Zeichen vom Himmel verlangen, um gewiß zu werden, ob sie hier oder dorthin gehen, diesen oder jenen Antrag annehmen sollen, während es vielleicht in Wirklichkeit sehr wenig ausmacht, was sie erwählen. Auch meint man schon beobachtet zu haben, daß sie schließlich doch für das sich entscheiden, wohin ihre eigene Neigung sie zieht, für das Angenehmere, für das Ehrenvollere. Luther kennt diese Wichtigtuerei nicht.

Muß er sich auf der Wartburg verbergen, nun, so hat es Gott so gefügt, daß er außer Tätigkeit gesetzt ist, und er klagt darüber nicht. Wenn dann seine Freunde darüber jammern, daß er in Wittenberg unentbehrlich sei, er aber nicht weiß, ob oder wann er dahin zurückkehren kann, so erklärt er ihnen, es sei ja ganz gleichgültig, was oder wo er wirke: „Mir macht es nichts aus, wo in der Welt ich mich aufhalte. Obwohl ich sehr gern bei euch wäre, würde es mich nicht quälen, wenn mir der Herr in Erfurt oder Köln oder anderswo die Tür auftäte." Auf der Wartburg erkrankt, schreibt er: „Wer weiß, ob dies nicht das Ende meines Dienstes ist? Habe ich nicht genug Unruhe

erregt?" „Ich weiß, daß Christus meiner nicht bedarf und ohne mich das, was seiner Kirche heilsam ist, verkündigen wird." [112])

Als den Gipfel der Demut Luthers wird man bezeichnen dürfen, daß er selbst sich ihrer nicht bewußt war, daher nicht nach dem Ruhm der Demut verlangte, vielmehr nicht selten ohne Scheu sich so gab und aussprach, daß man ihn für hochmütig halten konnte. Schon frühzeitig hatte er erkannt, daß es eine widerliche und doch sehr beliebte und weit verbreitete Karikatur der Demut gibt: der hochmütige Pharisäer kleidet sich in das demütige Gewand des Zöllners, um den Ruhm der Demut zu genießen. Schon damals, als er Doktor der Theologie werden mußte, war ihm dies klar geworden. Indem er nämlich seinen Erfurter Ordensbrüdern mitteilt, daß er auf Befehl seines Vorgesetzten Staupitz diese hohe Würde sich erwerben müsse, und sie zu der Feierlichkeit einlädt, weiß er, daß sie von ihm auch eine demutvolle Äußerung, wie unwürdig er einer so ehrenvollen Stellung sei, erwarten werden. Aber dazu ist er nicht imstande. Er schreibt vielmehr: „Ich unterlasse es, mich [als vermessen] zu beschuldigen und von meiner Untüchtigkeit zu reden, damit man nicht meine, ich suchte sogar mit meiner Demut noch Ruhm und Ehre." [113])

Es wurde ihm auch klar, daß in der katholischen Kirche gerade eine solche Scheindemut befördert wurde. Denn von denen, die Gottes Willen vollkommen oder gar in überflüssigem Maße erfüllt zu haben meinten, forderte man, sie sollten trotz ihres Bewußtseins, „alles getan zu haben, was sie zu tun schuldig gewesen", nach dem Worte Christi sagen: „Wir sind unnütze Knechte gewesen." Diese erlogene Demut haßt er aus tiefstem Herzen. Er warnt davor, „den Träumen jener fadesten Menschen zu folgen, die da schwatzen, nur der Demut wegen habe Christus dies gefordert, nicht der Wahrheit wegen. Damit machen sie Christum zum Lügner, damit sie nur nicht [mit ihrer erheuchelten Demut] als unwahr zu stehen kommen." „Der Heuchler Demut ist die allergrößte Hoffart." [114]) Es ist zugleich ein unwillkürlicher Protest gegen diese Verirrung,

wenn nun er gerade entgegengesetzt handelt und völlig offen ausspricht, was er von sich Gutes zu sagen weiß.

2.

Bekanntlich hält es wenigstens jeder Gebildete für Pflicht, nicht selbst von seinen Fähigkeiten und Erfolgen zu reden. Wird man von anderen gelobt, so meint man bescheiden abwehren, höchstens dazu schweigen, aber doch nie zustimmen zu dürfen. Luther verfährt geradezu entgegengesetzt. So hat seine Art etwas wahrhaft Verblüffendes. Doch wird eine Mißdeutung für jeden Verständigen dadurch unmöglich gemacht, daß Luther genau ebenso freimütig auch von seinen Schwächen und Fehlern gesprochen hat. Infolge seiner naiven Lauterkeit verbirgt er sich das eine wie das andere nicht. Infolge seiner vollkommenen Offenheit spricht er beides ohne Zaudern anderen gegenüber aus.

Stellt man aber alle Äußerungen seines Selbstbewußtseins, die sich in der Wirklichkeit auf Jahrzehnte verteilt haben, auf ein oder ein paar Blättern zusammen, so wird man zu dem Schluß kommen: „So wie Luther hat niemals ein Sterblicher von sich geredet.“ Man sollte aber hinzufügen: Auch nicht so demütig. Es gehört zu den staunenswerten Charaktereigentümlichkeiten Luthers, dieses beides, tiefste Demut und hohes Selbstbewußtsein, nebeneinander in sich zu tragen und keines durch das andere abschwächen zu lassen.

In einer dreifachen Beziehung hat Luther von sich selbst Großes ausgesagt. Er hat erstens gewußt, daß er als Christ durch den Glauben unaussprechlich Herrliches besitze.

Nach den sorgenvollen Tagen seines Verhörs vor Cajetan in Augsburg schreibt er an seinen Freund: „Daß Du es nur weißt, mein Spalatin, ich fürchte mich in all diesem nichts. Sollte ihre Schmeichelei oder Macht es erreichen, mich bei allen verhaßt zu machen, so bleibt meinem Herzen und Gewissen das Eine, daß ich alles, was ich habe und was jene bekämpfen, von Gott zu haben erkenne und bekenne.“ [115]) Wohl weiß er, wie er in demselben Briefe ausspricht, daß auch er irren kann. Aber

ebenso ist er davon überzeugt, daß er die Grundlehren, die z. B. Cajetan für irrig erklärt hatte, von Gott selbst empfangen habe.

Bei seiner Rückkehr von der Wartburg schreibt er an seinen Kurfürsten: „Ew. Kurfürstl. Gnaden weiß — oder weiß sie es nicht, so lasse sie es hiermit kund sein —, daß ich das Evangelium nicht von Menschen, sondern allein vom Himmel, durch unseren Herrn Jesum Christum habe." Dieselbe Behauptung seinen Feinden gegenüber: „Ich bin gewiß, daß ich meine Lehren vom Himmel habe, die ich auch siegreich gegen den [Teufel] verfochten habe, der in seinem kleinsten Finger mehr Macht und List besitzt, als alle Päpste, Könige und Doktoren."[116])

Im Blick auf das Wort Jesu, daß der rechte Glaube dem Petrus „nicht durch Fleisch und Blut", sondern durch Jesu Vater im Himmel „geoffenbart" worden sei, hätte Luther von seiner neuen Erkenntnis auch sagen können, sie sei ihm offenbart worden. Doch scheint er gefürchtet zu haben, man könne dies dahin verstehen, als sei ihm, und nur ihm, eine besondere Offenbarung durch wunderbare Inspiration zuteil geworden, etwa so, wie dem Apostel Paulus durch sein Erlebnis bei Damaskus, während er doch einen klaren Unterschied sieht: „Paulus will sagen, er habe das Evangelium nicht durch menschlichen Dienst oder menschliche Vermittlung erhalten, während wir alle es durch menschlichen Dienst oder irgendeine andere menschliche Vermittlung erhalten haben."[117]) Darum vermeidet er von sich jenen Ausdruck.

Als aber sein Gegner Cochläus bei einer Unterredung in Worms ihm seine feste Überzeugung von der Wahrheit durch die Frage erschüttern will, ob sie ihm denn geoffenbart worden sei, zögert er freilich einen Augenblick mit der Antwort, weil er die Schlinge sieht, in der er gefangen werden soll. Dann aber erwacht sein christliches Selbstbewußtsein, und trotzdem er weiß, daß sein Gegner es mißdeuten wird, antwortet er mit fester Stimme: „Es ist mir geoffenbart!"[118])

Und so schreibt er etwas später: „Durch göttliche Offenbarung bin ich dazu berufen worden", zu den Bekämpfern des Papsttums zu gehören. Und seine Wittenberger erinnert er daran:

„Ich bin der gewesen, dem es Gott zum ersten geoffenbart hat, euch solch sein Wort zu predigen und anzusagen.“ [119])

Er hat damit einen bestimmten Tag seines Lebens im Auge. Jahrelang hatte er den rechten Heilsweg mit höchster Anstrengung, sowohl durch Studieren und Nachdenken, wie auch durch gute Werke zu finden gesucht. Aber umsonst. Auch die Heilige Schrift hatte er an einem entscheidenden Punkte nicht verstehen können. Indem ihm dann plötzlich das Licht darüber aufging, was Paulus damit meine, wenn nach ihm ‚Gottes Gerechtigkeit im Evangelium geoffenbart wird‘, daß nämlich Gott uns durch Vergebung der Sünden gerecht machen will, wurde ihm plötzlich die Heilige Schrift von diesem Mittelpunkt aus völlig klar. Und weil ihm das niemand hatte sagen können, und er selbst trotz aller Anstrengung es nicht hatte finden können, darum mußte er *Gottes Wirken* darin sehen. „Diese Kunst hat mir der Heilige Geist allein gegeben.“ [120]) Diese Stunde war so entscheidend für seine Auffassung vom Wesen des Christentums, daß er noch im Alter sich auch des Orts, wo es geschehen war, erinnerte: „Die Schrift hat mir der Heilige Geist in diesem Turme [des Klosters in Wittenberg] geoffenbart.“ [121])

Indem sich ihm von jenem neuen Verständnis des Apostels Paulus aus durch gründliches Studium der Heiligen Schrift und durch eigene Erfahrung die Wahrheit der Lehre von der Gerechtigkeit allein aus dem Glauben bestätigte, wurde er ihrer *gewiß*.

Immer wieder spricht er diese Gewißheit mit *stolzer Freude* und trotziger Zuversicht aus. Man forderte von ihm, er solle seine Lehre dem „Gericht“ der kirchlichen Autoritäten unterwerfen und solle widerrufen, was sie verurteilten. Diese echt römische Zumutung weist er voll Entrüstung zurück: „Ich lasse euch hiermit wissen, daß ich euch hinfort nicht mehr die Ehre antun will, daß ich mich herablassen wollte, euch oder auch einen Engel vom Himmel, über meine Lehre zu *richten* und zu verhören. Ich will mich hören lassen und meiner Lehre Ursach und Grund beweisen vor aller Welt und sie

ungerichtet haben von jedermann, auch von allen Engeln. Denn sintemal ich ihrer gewiß bin, will ich durch sie euer und auch der Engel Richter sein, wie St. Paulus spricht Gal. 1, 8, daß, wer meine Lehre nicht annimmt, daß der nicht möge selig werden. Denn sie ist Gottes und nicht mein. Darum ist mein Gericht auch Gottes, und nicht mein." Da ihm aber damals der Papst und der Kaiser alle seine Titel abgesprochen hatten, nannte er sich zu Anfang dieser Schrift „Ecclesiastes [Diener der Kirche] zu Wittenberg", und schreibt dazu: „Ob ich mich einen Ecclesiasten von Gottes Gnaden nenne, traue ich, dasselbe eher [als zutreffend] zu beweisen, denn euer einer seinen bischöflichen Titel oder Namen beweisen könnte, und bin des gewiß, daß mich Christus selbst also nennt und dafür hält, der meiner Lehre Meister ist und auch Zeuge sein wird am jüngsten Tage, daß sie nicht mein, sondern sein lauteres Evangelium ist." [122])

Dabei hebt er noch einen besonderen Zug an seiner Auffassung des Christentums hervor, der ihm klar zeigt, daß sie nicht von Menschen, sondern von Gott ist. „Ich erinnere mich", äußerte er, „daß zu Anfang meiner Sache Doktor Staupitz, damals der Höchste und Vikar des Augustinerordens, zu mir sagte: ‚Dies gefällt mir, daß deine Lehre, die du predigst, die Ehre und alles allein Gott zuerteilt, den Menschen nichts. Gotte aber, das ist klarer als das Licht, kann man gar nicht zuviel Ehre, Güte usw. zuerteilen'. Dieses Wort hat mich damals ungemein getröstet und gestärkt. Und es ist wahr, die Lehre des Evangeliums nimmt dem Menschen alle Ehre, Weisheit, Gerechtigkeit usw. und gibt sie allein dem Schöpfer, der alles aus nichts macht. Viel sicherer aber ist es, Gott zuviel zuzusprechen, als den Menschen. Denn dann kann ich mit Zuversicht sagen: Würde es auch geschehen, daß Augustin und die übrigen Gelehrten, auch Petrus, Apollo, selbst auch ein Engel vom Himmel, etwas anderes lehrten, so ist doch meine Lehre derart, daß sie allein Gottes Gnade und Ehre ins Licht stellt und predigt." Diese Erkenntnis macht ihm unmöglich, sich durch die ihm vorgehaltenen, anders-

lautenden Lehren berühmter Männer früherer Zeit erschüttern zu lassen. Er kann gewiß bleiben, daß er „nicht Menschliches anempfiehlt, sondern Göttliches“.[123])

Diese seine Gewißheit von der Wahrheit der durch Rom verdammten Lehre konnte freilich die Gefahr mit sich bringen, daß er eine Annahme seiner Lehre mit der Begründung forderte, sie sei ihm geoffenbart und er sei ihrer gewiß. Aber niemals ist er dieser Gefahr erlegen. Vielmehr hat er mit eiserner Beharrlichkeit von jedem Christen gefordert, er müsse persönlich durch Gebet und Gottes Wort der Wahrheit ebenso gewiß werden, wie er selbst, Luther, es geworden sei: „Weder dem Papst, noch den Vätern, noch dem Luther ist zu glauben. Ein jeder muß zusehen, daß er völlig gewiß sei über seine Berufung und Lehre, damit er mit Paulus völlig sicher und gewiß zu sagen wage: ‚Wenn auch wir oder ein Engel vom Himmel euch ein anderes Evangelium predigen würden, der sei verflucht.‘ Daher soll ein jeder fromme Christ mit ganzem Ernst und aus allen Kräften danach streben und kämpfen, diese Lehre zu lernen und zu bewahren, und zu dem Zweck demütig zu Gott beten und das Wort fleißig studieren und erwägen.“[124]) Jeder Christ, der „den Glauben und das Bekenntnis zu Christo“ hat, „soll wissen, daß auch er die Offenbarung des Vaters vom Himmel hat“, „daß er von dem Heiligen Geist gelehrt worden ist.“[125])

Luther hat also „den Ruhm“, den er sich selbst so bestimmt beilegt, nicht sich vor anderen zugesprochen, sondern er hat erwartet, daß jeder wahre Christ sich ebenso rühmen werde, wie er getan: „Ein jeglicher, der Christi Wort redet, mag sich frei rühmen, daß sein Mund Christi Mund sei.“[126]) Das Besondere bei Luther ist also nur dies, daß er sein christliches Wahrheitsbewußtsein mit vollster Offenheit ausspricht, ohne danach zu fragen, ob man ihn deshalb hochmütig schelten wird.

Das Zweite, das Luther von sich auszusagen keine Scheu trägt, sind die ihn auszeichnenden Gaben. Auch hier ist auffallend, wie er dieses Bewußtsein der ihm eignenden Vorzüge neben dem Gefühl seiner Mängel ungeschwächt

festhalten und geltend machen kann. Er schreibt einmal: „Ich habe nicht eine so alberne Demut, daß ich die mir von Gott verliehenen Gaben leugnen möchte. Von mir selbst habe ich genug und übergenug, was mich demütigt und mich lehrt, daß ich nichts bin. Aber in Gott soll man ohne Zweifel stolz sein, über seine Gaben sich freuen, mit ihnen triumphieren und sich ihrer rühmen. Nicht will ich meine Gaben denen anderer vorziehen. Aber doch rühme ich mich mit heiliger Arroganz dessen, was ich, wie jener sagt, nicht um alle Throne und Reiche der Welt entbehren möchte.“ [127]) Oder: „Ich für meine Person weiß nichts Gutes von mir zu sagen, viel weniger zu rühmen. Ich bin, wie alle Menschen, in Sünden und Tod geboren, unter dem Teufel; lebe auch noch, daß ich's gern besser hätte. Nur daß ich nicht mehr unter dem Teufel bin. Ist etwas Gutes in mir, so ist es ja nicht mein, sondern meines lieben Herrngottes und Heilandes Jesu Christi, des Gaben ich nicht leugnen soll, nämlich daß ich die Heilige Schrift (wiewohl wenig, so doch) viel besser verstehe, als der Papst samt all den Seinen.“ [128])

Ebenso unverhohlen erwähnt er auch sonst seine Vorzüge. Etwa: „In Gott darf ich mich vermessen und ohne Hochmut und Lügen rühmen, daß ich etlichen der Kirchenväter wollte nicht viel zuvorgeben [nicht nachstehen], wenn es sollte Büchermachens gelten.“ [129]) Bei Tisch erzählte er einst: „Da der alte Dr. Zoch zu Halle meine Bücher wider die Sakramentierer hatte gelesen, hat er gesagt: Nun glaube ich, daß dieser Mann mit dem Heiligen Geist erleuchtet sei. Denn kein Papist hätte das tun können [was Luther ausgerichtet hat]. Und so kam er zum Evangelium. Und ich sage frei, daß die Papisten allzumal auf einen Haufen nicht vermocht hätten, weder mit ihrer Gewalt und Ansehen, noch mit Schreiben, der Sakramentierer Irrtum zu widerlegen.“ [130]) „Bei einem solchen Überfluß von Gaben Gottes (von denen ich bekennen und sagen muß, daß es Gottes Gaben sind, weil sie nicht mein sind) wäre ich in den Abgrund der Hölle durch Hochmut gefallen, wenn nicht die Versuchungen gewesen wären.“ [131])

Das Dritte, das Luther mit Verwunderung vor seinen Freunden und mit Stolz vor seinen Feinden frei heraus sagt, ist das Große, das Gott durch ihn gewirkt hat, und damit die hohe Bedeutung, die er, der in dem stillen Kloster versteckte, unbekannte Mönch, in der Geschichte der Kirche erlangt hat. Solche Äußerungen von ihm machen fast immer den Eindruck, als wenn er gar nicht von sich, sondern von einer beliebigen anderen Person redete.

Bei Tisch äußerte einmal ein Gast, die Erfahrung lehre, daß die Kinder berühmter Männer auch etwas Großes würden. Luther antwortete: „Das Gegenteil ist wahr", und als naheliegenden Beweis hierfür setzte er in größter Unbefangenheit hinzu: „Ich bin eines Bauern Sohn."[132])

Er spricht dann auch wohl gern von sich in der dritten Person, nennt sich etwa den großen Doktor. Im J. 1531 warnte er die Führer der Katholiken davor, durch einen mörderischen Religionskrieg die Evangelischen ausrotten zu wollen. Sie könnten sicher sein, daß, wenngleich er selbst dabei den Tod finden sollte, doch auch nicht wenige von ihnen ihr Leben würden lassen müssen. Dies drückt er so aus: „Wenn ich in solchem päpstlichen und pfäffischen Aufruhr ermordet werde, da will ich einen Haufen Bischöfe, Pfaffen und Mönche mit mir nehmen, daß man sagen soll, Dr. Martinus sei mit einer großen Prozession zu Grabe gebracht. Denn er ist ein großer Doktor über alle Bischöfe, Pfaffen und Mönche. Darum sollen sie auch mit ihm zu Grabe gehen, auf dem Rücken, daß man davon singen und sagen soll. Und wollen also zum Schluß ein Wallfährtlein miteinander tun: Sie, die Papisten in den Abgrund der Hölle, zu ihrem Lügen- und Mordgeist, dem sie mit Lügen und Morden gedient; ich zu meinem Herrn Jesu Christo, dem ich in Wahrheit und Friede gedient habe."[133])

Staunend hat er immer wieder die Tatsache erwogen, daß er, der nach Stille und Einsamkeit sich sehnende, einfache Mönch, ein so großer Doktor geworden sei, bekannt auf Erden, im Himmel und in der Hölle. „Ich las", so erzählt er, „zu Erfurt im Kloster allein die Bibel. Da schickte es Gott wunder-

lich, wider aller Menschen Gedanken, daß ich von Erfurt gen Wittenberg mußte. Da ward ich wohl deponiert [promoviert] und bin nun ein wunderbarlicher Mönch worden, der den Teufel zu Rom, den Papst, von Gottes Gnaden deponiert [absetzt]. Ja, nicht ich, sondern Gott durch mich, sein armes, schwaches Werkzeug; welches kein Kaiser noch Potentat hätte können tun." Daß Gott durch ihn, einen so geringen Menschen, etwas so Großes ausgerichtet hat, erscheint ihm so wunderbar, daß ihm die Erinnerung daran eine Beruhigung in der damals von den Türken drohenden Gefahr ist: „Darum kann Gott auch leicht durch ein Mittel den Türken vertreiben und stürzen."[134])

Seinen Gegnern erschien es wie die höchste Frechheit, daß ein solcher Bettelmönch die Kirche reformieren wolle. „Sie wollen", schreibt er, „ungereformiert sein, wie sie sagen, von einem solchen Bettler. Doch hat derselbe Bettler (ich muß mich schon ein wenig rühmen, doch heimlich, daß sie es ja nicht erfahren) sie ziemlich gereformiert. Ich habe Gottlob mehr reformiert mit meinem Evangelium, denn sie vielleicht mit fünf Konzilien hätten getan."[135])

Und doch ist sein gewaltig großer Einfluß auf die Gestaltung der äußerlichen kirchlichen Zustände eigentlich nur eine Nebensache. Viel Größeres ist ihm gelungen: „Andere, die vor mir gelebt haben, die haben des Papstes böses und ärgerliches Leben angegriffen und gestraft. Ich aber habe seine Lehre angegriffen und zu der Möncherei und zu der Messe eingestürmt, auf welchen zwei Säulen das ganze Papsttum steht. Dessen hätte ich mich selbst nie versehen dürfen, daß diese zwei Säulen würden einfallen. Denn das war gleichviel, als wenn einer hätte Gott und die Kreatur angegriffen."

Alles aber, was durch ihn bewirkt worden ist, hat nicht er sich vorher vorgenommen, es auch nicht im voraus kommen sehen. Denn sonst würde ihn niemand dazu gebracht haben: „Hätte ich es zuvor gewußt, es hätte Mühe bedurft, daß er [Gott] mich dazu hätte gebracht. Ich wollte nicht die ganze Welt dafür nehmen, daß ich es jetzt sollte anfangen, um der

überaus schweren Sorge und Angst willen. Wiederum, wenn ich auf den sehe, der mich dazu berufen hat, so wollte ich auch nicht, daß ich es nicht angefangen hätte.“ [136])

Schon diese Worte Luthers können uns vor einer völlig falschen Vorstellung von der Entstehung seiner Überzeugung, daß seinem Wirken eine ungeheuer große Bedeutung in der Geschichte der christlichen Kirche zukomme, sicher bewahren. Man hat wohl gemeint, diese Ansicht Luthers von seiner eigenen Größe sei nicht frei von „Schwärmei“ gewesen, sei aus einer Autosuggestion entstanden. In gärenden Übergangszeiten, wie die damalige es war, könne man oft beobachten, daß Ideen von einem überirdischen Berufe gleichsam in der Luft lägen. Wer außerordentliche Kräfte in sich fühlte und Bewegungen der Zeit an sich fesseln wollte, machte in solchen Perioden nicht selten Anspruch auf einen höheren providenziellen Beruf. So auch sei es Luther ergangen. Er habe in sich überschäumende Kräfte gefühlt, und um sie nicht brach liegen zu lassen oder unterdrücken zu müssen, habe er sich in den süßen Gedanken hineingeredet, daß er von Gott zu gewaltigen Taten berufen sei.

Aber die nackten historischen Tatsachen widersprechen dieser Auffassung schnurstracks. Nicht am Anfang seines Wirkens steht bei ihm der Gedanke, Gott habe ihn zu großen Dingen bestimmt. Als er den ersten Schritt zum offenen Hervortreten tat, war ein halbes Jahrzehnt verflossen, seitdem er seine neue Auffassung vom Heilswege gefunden hatte. Nie war ihm in diesen Jahren der Gedanke gekommen, daß besondere Kräfte in ihm schlummerten. „Nur in den Winkel zu kriechen geneigt“, wurde er widerwillig Prediger, widerwillig Doktor der Theologie. Als er aber endlich seine 95 Thesen an die Kirchtür anschlug, trieb ihn nichts weniger als eine Überzeugung von seiner Größe, nichts weniger als das Bewußtsein einer besonderen göttlichen Mission. Nur das Gewissen des Beichtvaters war es, dem im Beichtstuhl die schrecklichen Folgen des Ablaßhandels vor Augen getreten sind, dem eine klare kirchliche Lehre über den Ablaß fehlt, der daher durch

eine auf Universitäten allgemein übliche Disputation Klarheit über diesen Lehrpunkt zu erlangen hofft. So wenig denkt er daran, dieser Schritt könne die erste kühne Tat eines von Gott gesandten Reformators sein, daß er die Thesen nicht einmal an alle seine Bekannten nach auswärts verschickt, und als ihm dies übel genommen wird, die Erklärung gibt: „Es war weder mein Plan, noch mein Wunsch, sie in weiteren Kreisen zu veröffentlichen, sondern mit wenigen hier und in der Nähe über sie zu verhandeln." Daß sie dann wider seinen Willen gedruckt und verbreitet wurden, war ihm unangenehm, weil er sie ganz anders gestaltet haben würde, wenn er an diese Möglichkeit gedacht hätte.[137])

Auch jede neue Erkenntnis und jeder weitere Schritt Luthers wird ihm nur durch den scharfen Widerspruch, den er gefunden hat, gleichsam aufgezwungen. Er muß sich über die Berechtigung dieses Kampfes gegen seine Aufstellungen klar zu werden suchen, und so muß er auch die kirchlichen Festsetzungen prüfen. Das Ergebnis ist die unvorstellbare Vermutung, „in der römischen Kurie herrsche nach Paulus jener wahre Antichrist".[138]) Die Anstrengungen seiner Feinde, gerade ihn aus dem Wege zu räumen, mußten ihn wohl schließlich zu der Frage zwingen, welche Stellung denn er nach Gottes Willen in diesem, zu einem Riesenbrande gewordenen Kampfe einnehme. Doch noch nachdem er seine gewaltige Schrift „An den christlichen Adel" verfaßt hat, ist ihm nur der bescheidene Gedanke gekommen, ob er vielleicht durch seinen Sturmangriff einem von Gott dazu bestimmten Reformator freie Bahn zu machen habe: „Über mich selbst vermag ich in dieser Sache nichts bestimmt zu behaupten. Vielleicht bin ich der Vorläufer Melanchthons, dem ich nach dem Vorbilde des Elias den Weg bereiten soll in Geist und Kraft."[139])

Als aber der ganze Haß der Gegner in erster Linie ihm galt, als dann die offizielle Kirche seine Lehre nannte, indem sie die evangelische Wahrheit verdammte, als aber auch die rücksichtsloseste Verfolgung seiner Lehre sie nicht zu vernichten

vermochte, da mußte er wohl endlich erkennen, daß Gott durch ihn das Evangelium von Jesu Christo wieder auf den Leuchter gestellt und damit eine völlig neue Epoche in der Geschichte der Kirche heraufgeführt habe. Dies sprach er seinen Feinden gegenüber freimütig aus, indem er sich (im J. 1522) einen „Evangelisten von Gottes Gnaden" nannte, „unseres Herrn Jesu Christi unwürdigen Evangelisten".[140] So ist unzweifelhaft Luthers Überzeugung von der hohen Bedeutung seines Wirkens nicht der Anfang seines Auftretens gewesen, sondern erst nachträglich haben die unleugbaren Tatsachen ihm diese Einsicht aufgenötigt.

Ein zweites Wort, in dem Luther seine religiöse Bedeutung kurz zusammenfaßt, hat auch bei Evangelischen Befremden erregt. Er hat sich als den Propheten der Deutschen bezeichnet. Offenbar hat er anfangs selbst eine Scheu davor gehegt. Denn der Ausdruck kann mißdeutet werden, insofern die biblischen Propheten, anders als er, auch unmittelbarer göttlicher Offenbarungen gewürdigt worden sind. Aber wenn seine Gegner ihm vorwarfen, wie er erwarten könne, daß man auf ihn, ‚diesen einzelnen Mann', hören solle, so legte ihm die Bibel nahe genug, etwa zu antworten: „Lesen wir nicht, daß Gott gemeiniglich nur einen Propheten auf eine Zeit auferweckt im Alten Testament? Moses war allein im Auszug aus Ägypten, Elias allein zu Ahabs Zeiten usw." Doch fügt er noch hinzu: „Ich sage nicht, daß ich ein Prophet sei" und macht seine Vergleichung mit biblischen Propheten dadurch wieder gut, daß er auch hinzufügt: „Es waren gar viele Esel in der Welt zu Bileams Zeiten. Doch redete Gott durch keinen, denn allein durch Bileams Esel. Gott achtet nicht hohe Menge, Größe, Kunst oder Gewalt."[141]

Dennoch aber beansprucht er, in einem Sinne ein Prophet zu sein, insofern nämlich, als er göttliche Wahrheit verkündigt. Denn „welche an Christum glauben, die sind alle Propheten. Denn sie haben das rechte Hauptstück, das die Propheten haben sollen, ob sie gleich nicht alle die Gabe der Weissagung haben. Denn wie wir durch den Glauben des Herrn Christi

Brüder, Könige und Priester sind, also sind wir auch durch Christum alle Propheten. Denn wir können alle sagen, was zur Seligkeit und Gottes Ehre und christlichem Leben gehört, dazu auch von zukünftigen Dingen, soviel uns Not zu wissen ist." [142]) Und weil er der ist, dem dieses, was alle wahren Christen verkündigen können, in Deutschland zuerst geoffenbart worden ist, konnte er sich der Deutschen Prophet nennen.

In der Tat hat er dies später einige Male getan. Er erklärt aber auch, warum er sich nicht davor scheue. Er tue es nur seinen Papisten und Eseln zu Nutz und Gefallen. Damit man es jedoch nicht falsch verstehe, fügt er hinzu, wie er diese Bezeichnung meine. Er will die Päpstlichen vor dem blutigen Religionskriege warnen. Er fürchtet einen solchen freilich für sich nicht. Aber „weil ich der Deutschen Prophet bin, so will mir gleichwohl als einem treuen Lehrer gebühren, meine lieben Deutschen zu warnen vor ihrem Schaden und Gefahr." [143]) Nachdem es einmal so gekommen ist, daß durch ihn viele die evangelische Wahrheit gefunden haben und darum in dieser schwierigen Lage auf einen Rat von ihm warten, darf er auch nicht schweigen. Sodann hat Luther am Schluß seiner „Predigt, daß man Kinder zur Schule halten solle", auch geschrieben: „Wohlan, ihr lieben Deutschen, ich hab's euch genug gesagt, ihr habt euren Propheten gehört." [144])

Über die Frage nun, ob alles das, was Luther von sich Großes ausgesagt hat, richtig oder falsch ist, werden seine Feinde und seine Freunde stets entgegengesetzt urteilen. Jene werden ihn stets des „Größenwahns" anklagen. Die aber auf demselben religiösen Grunde stehen wie er und die Geschichte der christlichen Kirche kennen, werden davon überzeugt sein, daß von Übertreibung bei ihm nur hinsichtlich der von ihm ausgesprochenen Schwächen und Mängel die Rede sein kann. In der Tat hat kein anderer seit der Apostel Tagen eine solche Bedeutung für die Entwicklung der christlichen Kirche gehabt wie er. Wenn er sich dies nicht verbirgt, auch nicht vor anderen davon ganz schweigt, so ist dies in seiner wunderbaren

Wahrhaftigkeit und Offenheit begründet. Von aller Prahlsucht ist er dabei völlig frei. Denn wie schon die bisher erwähnten Fälle vermuten lassen, redet er niemals hiervon, um sich zu erheben; vielmehr bewegt ihn jedesmal ein ganz besonderer Grund. Er will anderen einen Dienst damit erweisen. Seine Gegner will er warnen, so, wenn er schreibt: „Wer weiß, ob ihnen nicht zu fürchten ist, daß sie Gott in mir verachten.“[145]) Seine Freunde will er ermutigen, sich durch nichts an der Wahrheit ihres Glaubens irre machen zu lassen und auch in den schwersten Anfechtungen nicht zu verzagen.

Wir möchten zum Schluß dieser Erwägungen noch auf einen Brief Luthers hinweisen, der von seinen Feinden mit besonderer Vorliebe benutzt worden ist, der uns aber klar zeigen kann, was Luther zu dem Reden von der eigenen Größe bewogen hat. Als er auf der Feste Koburg weilte, war ihm mitgeteilt, sein Schüler und Hausgenosse, Hieronymus Weller, leide an grüblerischer Schwermut. Er schrieb ihm am 19. Juni 1530 einen aufmunternden Brief. „Die Traurigkeit über unsere Sünden habe die Verheißung der Gnade“; aber die ihn bedrückende Schwermut sei nicht von Gott, sondern zwecklos und gefährlich. Der Brief erreichte seine Absicht nicht. Denn nach einem Monat versucht Luther nochmals, den Anfochtenen aufzurichten. Jetzt führt er einen neuen Gedanken ins Feld: „Liebster Hieronymus, Du mußt Dich freuen über jene Anfechtung des Teufels, weil sie ein sicheres Zeichen dafür ist, daß Du einen gnädigen und erbarmenden Gott hast. Diese Anfechtung ist Dir notwendiger als Speise und Trank.“

Er weiß, dies wird Weller in seiner trüben Stimmung für sinnlos halten. Daß solche Kämpfe unserem inneren Menschen großen Gewinn bringen können, ist uns einfach undenkbar, solange wir noch in dem Kampfe stehen. In der Hoffnung, dem Weller zu helfen, scheut sich Luther nicht, fortzufahren: „Ich will Dir mitteilen, was ich einst, als ich ungefähr in demselben Alter, wie Du jetzt, war, erlebt habe.“ Er habe im Kloster dem Dr. Staupitz eröffnet, von was für entsetzlichen Gedanken

er gequält werde. Darauf habe Staupitz geantwortet: „Du weißt nicht, Martinus, wie nützlich und notwendig dir diese Anfechtung ist. Denn nicht ohne guten Grund übt Gott dich so. Du wirst sehen, er wird bei der Ausführung von großen Dingen dich als Diener gebrauchen.“ „So“, fährt Luther fort, „ist es auch geschehen. Denn ich bin (ich darf dies ja von mir selbst sagen) ein großer Doktor geworden, was ich doch damals, als ich jene Anfechtung erlitt, niemals für möglich gehalten hätte. So wird es auch Dir ohne Zweifel gehen. Du wirst ein großer Mann werden. Sieh nur zu, das Du derweil einen guten und starken Mut habest, und sei überzeugt, daß derartige Worte, die solche Gelehrte und große Männer äußern, etwas von einem Orakel und Vorahnung an sich haben. Ich erinnere mich, daß einmal ein Mann, den ich über den Verlust seines Sohnes tröstete, zu mir sagte: ‚Du wirst sehen, Martinus, daß du ein großer Mann werden wirst.‘ An dieses Wort habe ich oft gedacht. Denn wie gesagt, derartige Aussprüche haben etwas wie Orakel und Vorahnung an sich.“ [146])

Über zwanzig Jahre waren vergangen, seitdem Staupitz, von der Überzeugung aus, niemand könne ohne innere Kämpfe ein erfolgreicher Diener Gottes in der Kirche werden, mit jenem Worte den verzagten Luther über seine Seelenkämpfe zu beruhigen suchte. Nie hat dieser etwas davon geäußert. Hierzu lag kein vernünftiger Grund vor. Jetzt aber, wo er dadurch einen fast verzweifelten Schüler zu trösten hofft, erzählt er ganz unbefangen davon, in der Erwartung, dem Weller werde seinerzeit noch ebensoviel im Reiche Gottes zu wirken aufgetragen werden wie ihm selbst. Ohne Zweifel würde er bei dieser Sachlage auch dann nicht davon geschwiegen haben, wenn er hätte für möglich halten können, daß dieser allervertraulichste Brief öffentlich bekannt werden würde. Freilich konnte er sicher sein, daß man darin seinen „unbändigen Hochmut“, „die Lächerlichkeit und Verächtlichkeit der aus seinem Munde hervorschießenden Selbstüberhebung und Anmaßung“ lesen werde. Aber danach fragte er nicht. Denn an dem Ruhm der Demut lag ihm nun einmal nichts. Dazu war er einerseits

zu einfältig demütig, andererseits zu hoch über das Urteil seiner Feinde erhaben.

Die Erkenntnis, daß er von sich selbst nichts sei, aber von Gott Großes empfangen habe, daß er aus eigener Kraft nichts vermöge und daß doch so Großes durch ihn gewirkt werde, erfüllte ihn auch mit der Zuversicht, daß das von ihm Angefangene nicht wieder vernichtet werden könne: „Wir wissen, daß es Gottes Sache ist. Der hat's angefangen, bisher selbst geführt, und wird's hinausführen. Wer nicht hernach [nicht mitgehen] will, der bleibe dahinten. Der Kaiser, der Türke und alle Teufel dazu, sollen hier nichts gewinnen, es gehe darüber, wie Gott will. Gott, der's angefangen hat ohne unsere Kraft und Verstand, wird's hinausführen, wie er weiß." [147]) Diese Überzeugung war das eigentliche Fundament seines heldenhaften Mutes, den, wie wir sahen *), seine Rücksichtslosigkeit gegen sich selbst ihm möglich gemacht hatte.

*) Siehe oben S. 51 f.

Viertes Kapitel.

1.

Unter allen Charakterzügen Luthers ist sein Mut am meisten bekannt und verherrlicht. Doch hat man sich auch manche unrichtige Vorstellung davon gemacht.

Beachten wir den Knaben Martin Luther, wie er mit einigen Schulgenossen zu Weihnachten auf die Dörfer zieht, um sich für mehrstimmigen Gesang vor den Haustüren mit kleinen Würsten beschenken zu lassen. Sie kommen zu einem am äußersten Ende eines Ortes einsam liegenden Gehöft. Auf ihr Singen erscheint der Bauer mit einigen Würstchen und ruft mit seiner etwas rauhen Stimme: ‚Wo seid ihr, ihr Buben?' Ein paar Knaben laufen spornstreichs davon, obwohl sie sich nachher selber gesagt haben, daß „durchaus kein Grund zur Furcht vorlag, da der Bauer ihnen seine Gabe mit größter Bereitwilligkeit vorhielt". Unter den Davonlaufenden war auch Luther. Und zwar scheint er sich selbst die eigentliche Schuld an der Flucht zuzumessen. Denn er schreibt: „Ich und mein Geselle", während man doch nicht ohne Grund sich selbst zuerst zu nennen pflegt. Das war freilich nichts weniger als heldenhaft. „Wer blöde ist, taugt nicht zum Betteln", hat Luther später mit dieser Geschichte zu zeigen gesucht. Er meint weiter, sie seien so leicht von plötzlicher Angst ergriffen worden, vielleicht auch „infolge des beständigen Drohens und der Grausamkeit, womit die Lehrer in der Schule zu wüten pflegten".

Wenn er uns dann auch erzählt, daß ebenfalls seine Eltern

ihn sehr hart erzogen hätten, so sagt er freilich, er sei „dadurch sehr schüchtern geworden". Aber er fügt noch hinzu: „Sie konnten nicht einen Unterschied machen unter der verschiedenen Gemütsart, nach der man sich bei der Erziehung richten muß. Ich war zaghaft."[148])

Wäre Luther von Natur so selbständig und selbstbewußt gewesen, wie man ihn sich vielfach vorgestellt hat, so hätte ihn die Härte seiner Erziehung in Haus und Schule nicht eingeschüchtert, sondern nur trotzig und eigensinnig gemacht. Dann würde er auch später mit Groll und Bitterkeit an das Elternhaus zurückgedacht, nicht aber geurteilt haben: „Sie haben es doch herzlich gut gemeint."

Dieser ihm angeborene Mangel an Selbstbewußtsein und Selbstvertrauen, durch die Erziehung noch verstärkt, mußte ihm als heilige Pflicht erscheinen, als er sich im Kloster den pflichtmäßigen „Verdemütigungen" unterzog. Wenn er sich niemals über all dies Erniedrigende beklagte, vielmehr es in übertreibendem Maße auf sich nahm, so ist ihm das offenbar gar nicht schwer geworden, weil er eben nichts weniger als ein selbstbewußter Held war. Schließlich konnte und mochte er gar nicht mehr anders.

Entsetzlich war ihm, als er Tätigkeiten ausüben sollte, zu denen doch etwas Selbstvertrauen und die Bekämpfung der natürlichen Schüchternheit unerläßlich ist. Nur eins konnte ihn schließlich dazu bewegen, Prediger und theologischer Professor zu werden. Der blinde mönchische Gehorsam. Dieser Verzicht auf ein eigenes Urteil und einen eigenen Willen war ihm keineswegs lästig und beschwerlich, vielmehr so zusagend, daß ihm dieses angenehme Gefühl totaler Unselbständigkeit über das Unangenehme des ihm Befohlenen hinweghalf.

Durch die sein ganzes Denken und Wollen umgestaltende Erkenntnis und persönliche Ergreifung der göttlichen Gnade wurde ein mächtiges Gegengewicht gegen jene Schüchternheit und Unselbständigkeit in seinem Innern geschaffen. Doch ein in der Naturanlage begründeter und Jahrzehnte hindurch ausgebildeter Mangel läßt sich nicht so leicht völlig überwinden.

Noch lange können wir bei Luther ein Nebeneinander seiner natürlichen Blödigkeit und Zaghaftigkeit und eines durch seine religiöse Erfahrung ihm gewordenen kühnen Mutes beobachten. Manche Äußerung und manches Handeln Luthers in den ersten Jahren nach seinem öffentlichen Auftreten bleibt ganz unverständlich, wenn man nicht diese beiden gegeneinander ankämpfenden Strömungen in ihm in Anschlag bringt.

So zurückhaltend seine berühmten 95 Thesen auch sind, enthalten sich doch auch manche im höchsten Grade „paradoxe Sätze". Er weiß, ihm wird vorgeworfen werden, er habe „allzu voreilig und hochmütig geurteilt und andere Meinungen verdammt". Aber er erklärt auch, danach durchaus nichts zu fragen.[149]) Er sendet die Thesen an den Erzbischof Albrecht von Mainz und bittet ihn, dem von den Ablaßverkäufern getriebenen Unfug zu steuern. Dieser Brief ist zwar in dem erforderlichen unterwürfigen Ton gehalten, spricht aber auch die feste Überzeugung aus, der Erzbischof könne etwas aus diesen Thesen lernen und werde danach die den Ablaßkrämern erteilte Instruktion zurücknehmen.[150]) Dies alles ist der Luther, der in jenem Turm zu Wittenberg seine Neugeburt erlebt hat.

Doch als diese Thesen „schier in vierzehn Tagen durch ganz Deutschland laufen", als selbst seine Ordensbrüder und seine Wittenberger Freunde die schlimmsten Folgen von seinem Schritte weissagen, da „bereut" er schon, sie nicht anders abgefaßt zu haben und arbeitet neue Sätze aus, durch die er seine Thesen zurechtstellen und decken will.[151]) Er gibt diese „Resolutionen" aber noch nicht in die Druckerei, sondern sendet sie zuvor an seinen Bischof Scultetus von Brandenburg, mit dem Ersuchen, darin nach Belieben zu streichen, oder auch das Ganze zu verbrennen. „Denn ich weiß, daß Christus meiner nicht bedarf und ohne mich das seiner Kirche Heilsame verkündigen wird. Ist das Werk nicht sein, so ist es mein fester Wille, daß es auch nicht mein, sondern nichts und keines sei."[152])

Offenbar würde es ihm nicht unlieb sein, wenn ihm von seinen Vorgesetzten Stillschweigen auferlegt wäre. Dann

hätte er sich von der Verantwortung frei gefühlt und wäre in seinen Winkel zurückgekrochen. Dem darauf erfolgenden Ersuchen seines Bischofs, die Veröffentlichung noch aufzuschieben, kommt er gehorsam nach: „Ich bin damit ganz einverstanden. Ich will lieber gehorchen, als Wunder tun, auch wenn ich dies könnte.“ [153]) Sehr bezeichnend ist es, daß er selbst diese seine Unterwürfigkeit auch auf „die tiefe Beschämung“ zurückführt, die er darüber empfunden habe, „daß ein so großer Kirchenfürst sich herabgelassen habe, einen so großen Abt, den von Lerin, mit jenem Auftrage zu ihm zu senden“. Der schüchterne, sich verdemütigende Mönch, hat in Luther wieder die Führung überkommen.

Seine Glaubensüberzeugung kann freilich dadurch nicht mehr angetastet werden. Dies beweisen die Thesen, die er bald darauf in Heidelberg verteidigt, die Resolutionen, deren Druck jetzt sein Bischof gestattet hat, und die Schriften, mit denen er auf die Angriffe Ecks und Tetzels antwortet. In den Resolutionen stellt er auch den Satz auf: „Die Kirche bedarf einer Reformation.“ Aber nicht sich sieht er als den Reformator oder auch nur als den Veranlasser einer Reformation an, sondern er schreibt, sie sei „die Sache der ganzen christlichen Welt, ja die Sache Gottes allein. Die Zeit dafür aber kennt der allein, der die Zeiten geschaffen hat.“ Möglicherweise also soll in der Jetztzeit noch alles bleiben, wie es gewesen ist.

Weil seine Gegner ihn durch das Geschrei, er greife die Autorität des päpstlichen Stuhles an, zu vernichten suchten, sendet er seine Resolutionen auch direkt an den Papst, damit dieser Luthers wirkliche Anschauungen kennen lerne. Welches die Folgen dieses kühnen Schrittes sein werden, weiß er nicht. Gewiß hofft er, Christus werde nicht zulassen, daß der Papst die Wahrheit verwerfe. Wenn aber dieses Entsetzliche dennoch geschehen sollte, nun, noch ist Luther keineswegs frei von der mönchischen Unterwürfigkeit. Noch ist sein Selbstvertrauen und sein Mut viel zu schwach, um für möglich zu halten, er, der eine, werde diese Wahrheit gegen den tobenden Widerstand seiner Feinde und gegen den Papst selbst aufrecht erhalten

können. Sollte sie also von diesem verdammt werden, nun, dann ist nach Gottes Urteil die Zeit der Reformation der Kirche noch nicht gekommen. Dann wird er den Tod des Ketzers erleiden müssen und ihn in der Gewißheit willig ertragen, daß „der Herr seiner nicht bedarf".

So schreibt er an den Papst: „Ich werfe mich zu den Füßen Eurer Heiligkeit und biete mich an mit allem, was ich bin und habe. Mache lebendig oder töte, rufe oder widerrufe, billige oder verwirf nach Gutdünken. Ich werde darin die Stimme Christi anerkennen, der in Dir der Kirche vorsteht und redet. Habe ich den Tod verdient, so werde ich mich nicht weigern zu sterben."

Wie wenig verstehen die Luther, die hierin eine Unwahrhaftigkeit zu lesen meinen! Er bittet seinen Ordensobersten Staupitz, dem Papste diese Schrift zustellen zu wollen. In diesem Schreiben an den väterlichen Freund, dem er immer sein ganzes Herz offenbart hat, heißt es auch: „Christus mag sehen, ob das, was ich gesagt habe, sein oder mein ist. Ihn erwarte ich als Richter, der aus dem römischen Stuhl redet." Müsse er sterben, so schade ihm das nichts. „Mir genügt der süße Erlöser und Versöhner, mein Herr Jesus Christus, dem ich singen werde, solange ich sein werde. Wenn aber jemand nicht mit mir singen will, was geht's mich an? So möge er, wenn er will, für sich heulen." [154])

Je mehr Luther erkennt, wie völlig unbegründet der Widerspruch seiner Gegner ist, desto mehr erstarkt in ihm die männliche Selbständigkeit und der rücksichtslose Kampfesmut. Doch aber bricht auch in diesen Jahren (von etwa 1518—1521) seine natürliche Unterwürfigkeit, seine Neigung, vom Kampfplatz abzutreten, immer einmal wieder hindurch.

Die gegen ihn gerichtete Schrift des Sylvester Prierias, eines der höchsten Herren in Rom, hat ihn aufs tiefste erregt, da sie die damals noch nicht kirchlich festgesetzte Lehre von der päpstlichen Unfehlbarkeit als unzweifelhafte Wahrheit vortrug. Und doch kann er in seiner Erwiderung auch schreiben: „Auch jetzt noch disputiere ich nur und warte auf den verdammenden

Spruch eines Konzils", als sei es selbstverständlich, daß er sich diesem fügen werde.[155])

In Augsburg wehrt er sich Cajetan gegenüber aus aller Kraft gegen die Zumutung, seine Lehre einfach zu widerrufen. Trotzdem kann er in einer schriftlichen Rechtfertigung seiner Anschauungen, die er dem Kardinal überreicht, die Bitte aussprechen: „Ew. Väterlichen Hochwürden wolle bei unserm allerheiligsten Herrn, Leo X., für mich Fürsprache tun, daß er nicht in ungnädiger Härte gegen mich vorgehe und in Finsternis meine Seele hinabstoße, die nur das Licht der Wahrheit sucht und durchaus bereit ist, alles zu widerrufen, wenn sie eines bessern belehrt wird. Ich bin nicht so anmaßend und nach eitler Ehre verlangend, daß ich mich schämen sollte, falsch Gesagtes zu widerrufen."[156])

Im Januar 1519 sucht der weltgewandte päpstliche Kammerherr, Karl von Miltitz, den lodernden Streit friedlich beizulegen. Unter Tränen hält er in einer Unterredung Luther vor, wieviel Schaden dessen Vorgehen der römischen Kirche gebracht habe. Und dieser erbietet sich, „auf das allerdemütigste zu tun, was er zur Erstattung [Wiedergutmachung] zu tun vermöge". Er kann sich zu dem Versprechen verstehen, „in dieser Materie hinfort still zu stehen und die Sache sich zu Tode bluten zu lassen, sofern auch der Widerpart schweige". Sodann kann er versprechen, einen „demütigen" Brief an den Papst zu schreiben, mit dem Bekenntnis, er sei „zu hitzig und zu scharf gewesen", habe jedoch nicht der römischen Kirche zu nahe treten wollen. Endlich kann er sich bereit erklären, in einer öffentlichen Schrift das Volk zu ermahnen, „der römischen Kirche gehorsam und ehrerbietig zu sein".[157]) Da haben wir noch einmal wieder den Luther, der Ruhe und Frieden haben möchte, dem es recht ist, wenn der ganze Streit einschläft.

Ja, noch im Juli 1520 kann seine angeborene Neigung wenigstens für den Augenblick wieder hervortreten. Er schreibt an Spalatin, er „wünsche nichts anderes, als daß man ihm in vollster Verborgenheit zu leben erlaube. Er sei damit zufrieden, wenn seine Pflichten einem anderen auferlegt würden, wenn

seine Schriften verbrannt würden." Nur fügt er hinzu, wolle man ihn aber nicht von seinem Lehr- und Predigtamt entlassen, so müsse man ihm auch Freiheit in seiner Tätigkeit zugestehen. „Ich bin mit hinreichend vielen Sünden beladen. Ich werde nicht noch die unvergebbare Sünde hinzufügen, daß ich, in ein Amt gestellt, dieses Amt vernachlässige und mich gottlosen Schweigens und eines Unrechts gegen die Wahrheit schuldig mache. Was ich getan habe und tue, das tue ich [durch meinen Beruf] gezwungen, immer bereit, damit aufzuhören, wenn sie nur nicht verlangen, daß die evangelische Wahrheit aufhöre. Alles sollen sie von mir haben, ja freiwillig biete ich ihnen alles an, wenn sie nur erlauben, daß den Christen der Heilsweg freistehe. Erlange ich dies nicht, so mögen sie mich aus meinem Amte entlassen und mich in einsamem Winkel leben und sterben lassen." [158])

Luthers natürliche Schüchternheit und Verlegenheit wurde naturgemäß immer stärker überwunden, je mehr er durch ausgedehnteren Verkehr, durch Reisen und Disputationen sich vor der breiteren Öffentlichkeit zu bewegen lernte. Sie konnte sich aber doch noch einmal wieder geltend machen, wenn er in eine völlig ungewohnte und ein festes, sicheres Auftreten erfordernde Lage hineinversetzt wurde. So in jener entscheidungsvollen Stunde, als der einfache Mönch zum erstenmal in die erhabene Versammlung des deutschen Reichstages hineingeführt wurde und dem gewaltigen Kaiser samt allen deutschen Fürsten und höchsten kirchlichen Würdenträgern mit ihrem glänzenden Gefolge gegenüberstand. Es kam hinzu, daß er ein paar Stunden über die zu seinem Verhör angesetzte Zeit hatte warten müssen. Solch ein unerwartetes, zweckloses Herumstehen vor einer großen Entscheidung hat besonders für schüchterne Charaktere eine niederdrückende, zermürbende Macht. Dazu kam noch, als er endlich vorgelassen wurde, die schroffe Eröffnung, daß er nur reden dürfe, wenn er gefragt werde.

Als er endlich sprechen durfte, redete er „mit fast niederer, gelassener Stimme [in einem ganz verschleierten, gehorsamst ergebenen Tone], daß man ihn auch in der Nähe nicht wohl

hören mochte, und als ob er erschrocken und entsetzt wäre". So berichtet der anwesende Frankfurter Gesandte. Der Eindruck, den Luther machte, löste größte Enttäuschung aus. Er war wieder einmal im höchsten Maße verlegen, so sehr, daß er in seinem Benehmen und in seinem Reden die ihm doch sicher vorher eingeschärften Formen der einer so hohen Versammlung gegenüber notwendigen Höflichkeit außer acht ließ.

Am nächsten Tage, bei seinem zweiten Verhör, begann er seine längere, vorher ausgearbeitete Rede mit der ganzen Reihe von notwendigen Titulaturen und mit der Bitte, „ihm gnädigst zu verzeihen, wenn er wegen seiner Unerfahrenheit jemandem seinen gebührenden Titel nicht geben oder mit einigen Weisen und Gebärden wider die höfische Sitte handeln würde, als einem, der nicht an fürstlichen Höfen, sondern in Mönchswinkeln verkehrt habe". Jetzt war die Schüchternheit des gestrigen Tages glücklich überwunden.

Vor allem der Aufenthalt auf der Wartburg, wo er als „Junker Jörg" sich ein ritterliches, selbstbewußtes Benehmen und die Gesellschaftsformen der höheren Stände angewöhnen mußte, werden jenen letzten Rest einer angeborenen Schwäche für immer vertrieben haben.

Um jedoch Luthers Mut und Selbständigkeit richtig zu beurteilen, werden wir noch eine zweite ihm angeborene Eigentümlichkeit, eine an sich wertvolle Gabe, in Betracht ziehen müssen. Wie mag es gekommen sein, daß Luther als Knabe von jenem Bauernhof davonlief, obwohl durchaus kein Grund zur Furcht vorlag? Die Schuld trug seine starke Phantasie, die aus der zufällig etwas groben Stimme des Bauern herauszuhören meinte, „er wollte uns schlagen". Oder wie war es möglich, daß der Knabe infolge einer vom Vater erhaltenen allzu scharfen Züchtigung diesen „floh und ihm gram ward", so daß der Vater „ihn wieder zu sich gewöhnen mußte"?[159] Des Knaben starke Einbildungskraft malte sich ein der Wirklichkeit nicht entsprechendes, Ungerechtigkeit und Grausamkeit zeigendes Bild von dem Vater.

Diese vorwiegend dem Kindesalter eignende Eigentüm-

lichkeit, eine lebhafte Phantasie, hat Luther sein Lebenlang beibehalten. Nie vermochte er ein tollkühner Held zu sein, der sein Auge gegen ihm drohende Gefahren verschließt, oder falls er sie nicht übersehen kann, sie verachtet. Wie er vermöge seiner Wahrhaftigkeit sich nichts Wirkliches verbergen wollte, so suchte seine Phantasie sich das, was er sah, genau auszumalen, so daß er auch das nur Mögliche im voraus fühlte und schmeckte.

Zu dem Verhör nach Augsburg reist er mit dem Gedanken: „Nun muß ich sterben." Und er schaut dieses Schreckliche so sehr mit all seinen Einzelheiten, daß er nicht allein die Gerichtsstätte vor sich sieht, sondern sich auch vorstellt, was seine armen Eltern dabei empfinden werden, wenn ihr Sohn, auf den sie so große Hoffnungen gesetzt, öffentlich als Ketzer verbrannt werden wird: „Ich stellte mir den zugerichteten Scheiterhaufen vor Augen und sagte oft: Ach, wie eine Schande werde ich meinen lieben Eltern sein." [180])

Erst wenn man die natürliche Schüchternheit und die lebhafte Phantasie Luthers mit in Anschlag bringt, erscheint der Mut, den er tatsächlich bewiesen hat, in dem rechten Lichte. Es ist nicht schwer, in brandende Wogen hineinzugehen, wenn man eine natürliche Lust daran hat, sich gegen gewaltigen Wogendrang zu behaupten, und wenn man sich nicht klar macht, daß man alsbald keinen Boden mehr unter den Füßen hat und von den wütenden Wellen gegen die Steinmauer geschleudert werden kann. Aber vor allem Neuen eine natürliche Scheu zu empfinden und die drohende Gefahr völlig klar zu sehen und sich das Schreckliche vorher auszumalen, und dann doch nicht davor zurückzuschrecken, sondern festen Schrittes, rücksichtslos gegen die Folgen, hineinzugehen, — dies ist wahre Heldengröße. Dies ist Luthers beherzter Mut.

2.

Man braucht nur an „Luther in Worms" zu erinnern, um bei allen Urteilsfähigen staunende Bewunderung für seine männliche Tapferkeit auszulösen. In der Überzeugung, daß es

Bilder gibt, die man, auch wenn man sie schon öfter gesehen hat, doch gern noch einmal wieder beschaut, gehen auch wir an Luther in Worms nicht vorüber.

Als zuerst der Gedanke auftaucht, ob man ihn vor den Reichstag laden solle, muß der Geheimschreiber seines Kurfürsten Friedrich an ihn die Anfrage richten, was er zu tun gedenke, wenn der Kaiser ihn dorthin rufen werde. Er kann ja nicht im geringsten darüber unsicher sein, in welch eine Gefahr er sich begibt, wenn er, der vom Papst Gebannte, sich dorthin wagt, wo des Papstes Legaten kein Mittel unversucht lassen werden, auch die Reichsacht, die ihn vogelfrei macht, über ihn zu erwirken.

Und was will er dort? Er bildet sich doch nicht ein, durch ein paar mündliche Worte auf dem Reichstage einen Umschwung der Stimmung erreichen zu können, den er mit all seinen Schriften nicht zu erzielen vermocht hatte? Ohne Zweifel wird es doch sein Kurfürst nur weise finden, wenn er sich nicht zwecklos der Gewalt seiner Feinde preisgibt.

Aber — wenn der Kaiser ihn ruft! — Der Kaiser ist die von Gott ihm gesetzte Obrigkeit, der man gehorsam sein muß, solange sie nicht etwas gegen das Gewissen fordert. Damit sieht Luther seinen Weg klar vorgeschrieben und kennt kein Fragen mehr. Noch an demselben Tage, an dem er die Anfrage erhält (21. Dezember 1520), antwortet er: „Ich darf nicht daran zweifeln, daß ich von Gott gerufen werde, wenn der Kaiser mich ruft. So werde ich, soviel an mir liegt, kommen, auch wenn ich mich müßte krank hintragen lassen. Greifen sie dann zur Gewalt, wie es wahrscheinlich ist, so muß man die Sache dem Herrn befehlen. Will er meinen Kopf nicht erhalten, nun, so ist dies etwas Geringes gegen das, was Christo widerfahren ist. Hier darf man nicht nach Gefahr oder Errettung fragen. Nur auf das Eine kommt es an, daß die Gottlosen sich nicht gegen uns rühmen können, wir wagten nicht zu bekennen, was wir gelehrt, wir fürchteten uns, unser Blut dafür zu vergießen. Jedenfalls haben nicht wir zu bestimmen, ob aus unserem Leben oder aus unserem Tode mehr oder weniger Gefahr für das Evangelium und das allgemeine Wohl er-

wachsen wird. Alles sollst du mir zutrauen, nur nicht Flucht oder Widerruf." [161])

Mit diesem Briefe ist die ganze Frage für Luther erledigt. Während in Worms die Verhandlungen, die doch im letzten Grunde seinen Kopf betreffen, wochenlang hin und her fluten, kann er in seiner stillen Zelle zu Wittenberg unermüdlich schriftstellerisch tätig sein, als gehe ihn die ganze Wormser Angelegenheit nichts an. Er kann, als lebte er im tiefsten Frieden, eine der innigsten und zartesten seiner Schriften verfassen, die Erklärung des Lobgesangs Mariä *). Selbst seine Briefe an Spalatin, der in Worms die Verhandlungen über die evangelische Sache zu führen hat, enthalten kaum je ein Wort über die schwarzen Wolken, die über Luthers Haupt hängen. In vollendeter Seelenruhe wartet er, ob sein Kaiser ihn rufen wird oder nicht.

Seinen väterlichen Freund Staupitz aber, der durch die päpstliche Bannbulle erschreckt, sich ängstlich zurückzieht und zur Bescheidenheit ermahnt, sucht er mit Mut und Zuversicht zu erfüllen: „Jetzt ist nicht die Zeit, sich zu fürchten, sondern laut zu rufen, wo unser Herr Jesus Christus beraubt, verdammt, gelästert wird. Darum, soviel Du mich zur Unterwürfigkeit mahnst, soviel ermahne ich Dich zum stolzen Selbstgefühl. Du bist zu unterwürfig, wie ich zu selbstbewußt bin. Doch, die Sache ist ernst. Wenn auf der ganzen Welt er, der teuerste Erlöser, der sich für uns gegeben hat, zum Gespötte wird, — ich beschwöre Dich, müssen wir nicht dann für ihn streiten, müssen wir nicht den Nacken aufwerfen? Jetzt hebt das evangelische Wort seinen Lauf an: Wer mich bekennt vor den Menschen, den werde ich auch bekennen vor meinem Vater; wer sich meiner schämt, dessen werde ich mich auch schämen." [162])

Mitte März war es, als Luther aus einem Briefe Spalatins ersah, daß nur ein Widerruf ihn würde retten können. Der geistliche Berater des Kaisers nämlich, dessen Beichtvater Glapio, wünschte Luther zu erhalten, um dessen wertvolle literarische Hilfe im Kampfe gegen die päpstlichen Übergriffe nicht zu verlieren. Darum hatte er eine Reihe von Sätzen aus

*) Einige Auszüge daraus, siehe unten S. 169 f.

zwei Schriften Luthers zusammengestellt, die dieser, als gegen den allgemeinen katholischen Glauben gerichtet, zurücknehmen müsse. Spalatin sandte sie an Luther und berichtete gleichzeitig von der bevorstehenden Veröffentlichung eines kaiserlichen Mandats [vom 10. März], das alle Schriften Luthers, als vom Papste verdammt, zur Vernichtung an die Obrigkeiten abzuliefern gebiete.

So gefährlich also war die Lage geworden! Luther aber antwortet: „Die zu widerrufenden Artikel, mein Spalatin, und die Vorschriften für mein Handeln habe ich erhalten. Zweifle nicht daran: Nichts werde ich widerrufen. Ich werde also dem Kaiser Karl antworten, ich würde nicht erst kommen, falls ich nur um zu widerrufen zitiert würde. Denn widerrufen könnte ich auch hier. Wenn er aber dann mich rufen will, um mich zu töten, so werde ich mich zum Kommen erbieten; denn mit Christi Hilfe werde ich nicht fliehen oder das Wort in der Schlacht verlassen. Völlig überzeugt aber bin ich, daß jene Bluthunde nicht eher ruhen werden, als bis sie mich getötet haben. Des Herrn Wille geschehe! Das kaiserliche Mandat habe ich noch nicht gesehen.“ [163]) Ein paar Tage später schreibt er an einen Freund: „Ich bitte Dich, mit den Deinen nicht für mich, sondern für das Wort Gottes zu beten. Denn um mich gräme ich mich nicht. Des Herrn Wille geschehe! Christus wird mir den Geist geben, daß ich diese Diener des Satans verachte, wenn ich lebe, und besiege, wenn ich sterbe. Mein [von mir geforderter] Widerruf wird lauten: Früher habe ich den Papst Christi Stellvertreter genannt, jetzt widerrufe ich und sage: Der Papst ist Christi Widersacher und des Teufels Apostel.“ [164])

Doch welche Freude, als er am 29. März den ihn nach Worms rufenden Brief des Kaisers erhielt! Darin stand kein Wort von Widerruf. Der Kaiser wollte nur Näheres über Luthers Schriften von ihm selbst erfahren, und das ganze Schreiben war so freundlich gehalten, daß nichts Schlimmes zu befürchten schien. Luther reiste ab.

Unterwegs wurde er soviel von körperlichen Leiden ge-

quält, daß er kaum weiter konnte und meinte, der Teufel wolle ihn nicht zu seinem mutigen Bekenntnis nach Worms kommen lassen. Aber schon bald, in Weimar oder in Erfurt, wurde ihm die Gewißheit, daß jenes kaiserliche Mandat, durch das alle seine Schriften als „wider unsern bisher gehaltenen christlichen Glauben" verstoßend, dem Feuertode überantwortet wurden, in der Tat veröffentlicht worden war. Er konnte natürlich nicht ahnen, was den Kaiser hierzu nach Absendung jenes freundlichen Briefes bewogen habe. Um nämlich den Papst den kaiserlichen Wünschen gefügig zu machen, sollte diesem gezeigt werden, daß es noch immer in des Kaisers freiem Belieben liege, sich für oder gegen Luther zu entscheiden. Luther aber konnte dieses Vorgehen des Kaisers nicht anders verstehen, als daß er schon jetzt verurteilt sei. Selbst der kaiserliche Herold, der ihn begleiten mußte, fragte ihn, ob er auch jetzt noch nach Worms zu ziehen wage. Und nach seiner besonderen Art sah Luther mit offenem Auge, was ihm jetzt drohte. Einen Augenblick überfiel ihn ein Zittern. Aber ein Schwanken kannte er nicht. Er wußte auch den drei mit ihm reisenden Freunden Mut einzuflößen. Von Frankfurt aus schrieb er an Spalatin: „Wir kommen, obwohl der Teufel mich durch mehr als eine Krankheit zu verhindern gesucht hat. Auf der ganzen Reise von Eisenach bisher bin ich krank gewesen und bin es noch so stark, wie nie zuvor. Auch sehe ich, daß das Mandat des Kaisers veröffentlicht ist, um mich zu erschrecken. Aber Christus lebt, und wir werden in Worms einziehen trotz allen Pforten der Hölle und allen bösen Geistern der Luft [Eph. 2, 2]. Sorge also für die Herberge!" [165])

Sie setzen ihre Reise fort. Aber noch einmal sucht man den Kühnen zurückzuhalten. Denn will er nichts widerrufen, so rennt er geradenwegs in sein Verderben hinein, — dies die allgemeine Überzeugung. Der Gesandte Frankfurts am Reichstage berichtete: „Es möchte den Mönch ein Teil gar ans Kreuz schlagen. Ich fürchte, er wird ihnen kaum entrinnen." Der kursächsische Kanzler Brück meinte, die Römischen würden den Kaiser leicht überreden, daß er das dem Luther gegebene „freie Geleit mit guten Ehren und Fug brechen dürfe, ja mit gutem

Gewissen gar nicht halten könne". Daher war es der Wunsch aller, die nicht Luther verwünschten, er möge doch in irgendeiner Form ein wenig nachgeben.

Des Kaisers Beichtvater Glapio eilte auf die Ebernburg, wo sich die beiden Ritter aufhielten, die für die mächtigsten Beschützer Luthers galten, Sickingen und Hutten. Seiner Überredungskunst gelang es in der Tat, diese Männer davon zu überzeugen, Luther habe neben sehr viel Gutem doch auch vieles vorgetragen, was den allgemeinen Glauben antaste. Sickingen, der sich so oft mit Hutten an des großen Wittenbergers Schriften erbaut hatte, erklärte jetzt erregt, „wenn Luther im Glauben übel geredet, da wolle er der erste sein, das Feuer auszutreten". Man einigte sich dahin, den in der Nähe vorüberreisenden Luther zu einer Unterredung auf der Ebernburg aufzufordern, um ihm klarzumachen, daß er etwas von seinem Widerspruch gegen die Kirchenlehre aufgeben müsse, um das übrige siegreich zu erhalten. Die Boten erreichten ihn auf seinem Wege. Der Glapio also wünschte ihn zu sprechen, der ihn vor kurzem zur teilweisen Verleugnung der Wahrheit hatte überreden wollen. War dies der von Gott gewiesene Weg? Nach Worms war er von seinem Kaiser zitiert. „Wenn des Kaisers Beichtvater mir etwas zu sagen hat, so mag er es wohl zu Worms tun," antwortete er den Boten und hieß den Wagen weiterfahren.

Den für Deutschlands Freiheit schwärmenden und kämpfenden Ulrich von Hutten hatte Glapio auf der Ebernburg durch ein hohes Geldangebot für des Kaisers Dienst gewinnen können. Den trotzigen, vor keiner kühnen Unternehmung zurückschreckenden Franz von Sickingen hatte er für das Losungswort „Nachgeben" gewinnen können. Der echte Ritter ohne Furcht und Tadel ist doch nur Luther, der seinen von Gott gewiesenen Weg fortsetzt, ohne nach rechts oder links zu blicken, ohne nach den Folgen zu fragen.

Doch noch ein Versuch, ihn vor dem Untergange zu bewahren! Wenige Stunden vor seinem Ziel wurde Luther von einer Botschaft Spalatins erreicht, er möge „sich nicht in solche Fährlichkeit begeben", sondern an das Schicksal des Hus denken.

Aber Luthers Antwort war: „Wenn soviel Teufel in Worms wären, als Ziegel auf den Dächern, doch wollte ich hinein.“ Wenngleich „Hus zu Feuer verbrannt worden sei, so sei doch die Wahrheit nicht verbrannt“. Sie wird auch ihn überdauern.[166])

„Gott wird mit mir sein!“ Mit diesem Wort steigt er in Worms aus seinem Wagen. Dem Glapio läßt er melden, jetzt sei er zu einer Unterredung bereit. Dieser antwortet, nun sei es umsonst. Er macht aber dem Kurfürsten Luthers einen neuen Vorschlag. Den schwersten Anstoß habe Luthers Schrift „von dem babylonischen Gefängnis“ gegeben. Er sei noch zu retten, wenn er nur „zu diesem Buche sich nicht bekenne, welches er leicht und mit gutem Fug und Ehren tun könne“.[167]) Also mit dieser kleinen Unwahrheit konnte Luther sich und Gottes Sache und seine Anhänger retten. Wie mancher hat schon Bücher unter einem fremden Namen ausgehen lassen! Erasmus gab als Verfasser einer von ihm angefertigten Schrift, damit sie größere Verbreitung fände, einen Kirchenvater an. Mehr als einmal sind Schriften, die Luther gar nicht verfaßt hatte, unter seinem Namen veröffentlicht. Man legte eben mehr Gewicht auf den Inhalt, als auf den Urheber. Wenn nun jene eine Schrift Luthers so wenig verstanden worden war, wenn es sich damit gezeigt hatte, daß für solche Gedanken, wie Glapio sich ausdrückte, „die Zeit und die Leute unschicklich waren“, — sollte es dann ein Unrecht sein, dieses eine Buch gleichsam vorläufig zurückzuziehen, sich nicht dazu zu bekennen?

Nach langem Warten wird Luther endlich in den Reichstag geführt. Verlegen ist sein Benehmen, schüchtern klingt seine Stimme. Aber nur um so heller leuchtet auf diesem unschönen Hintergrunde seine innere Festigkeit, seine Scheu vor jeder Möglichkeit eines Verleugnens.

Zwei Fragen soll er beantworten. Erstens, ob er die dort auf der Bank liegenden Bücher für die seinen anerkenne. Welch eine Frage! Hatte doch der Kaiser in jenem Mandat die Auslieferung aller Schriften Luthers gefordert, ohne auch nur auf

den Gedanken zu kommen, es könne zweifelhaft sein, welche Schriften er verfaßt habe. Was also wollte jene Frage? Sie wollte Luther einen Steg bieten, auf dem er über den brausenden Strom des ihm drohenden Todes hinüberschreiten könnte.

Ein ihm als Berater beigegebener Jurist forderte die Verlesung der Titel. So hörte er auch „von dem babylonischen Gefängnis". Verleugnete er nur diese eine Schrift, dann war zu erwarten, daß der beste, vielleicht der größte Teil aller Deutschen, wohl gar unter der Führung des Kaisers selbst, ihm zufallen würde, daß eine gründliche Reformation der deutschen Kirche herbeigeführt und er die erste Stelle bei diesem Segenswerke einnehmen würde. Dann konnte er später seinen Deutschen auch das noch zumuten, was er jetzt zu frühzeitig in jenem einen Buche ausgesprochen hatte. Sonst aber? Nur sicherer Untergang für ihn und seine Sache! „In der Tat", so schrieb der Venezianer Marino Sanuto, „wenn Luther hier mäßiger und vorsichtiger gehandelt hätte, so würde er ganz Deutschland an sich gefesselt haben." Luther aber antwortete, nichts von allen seinen Schriften werde er jemals verleugnen.

Nun zur zweiten Frage: Ob er das in jenen Schriften Ausgesprochene widerrufen oder darauf beharren wolle? Wieder kennt Luther nur eine Sorge: Nicht verleugnen! Aber ihm ist klar, daß er nicht alles aufrecht erhalten darf, was er je geschrieben, daß er jedenfalls eingestehen muß, in seinen Privatschriften zu hart gewesen zu sein. Doch kann dies nicht dahin verstanden werden, als wolle er etwas von der durch ihn vertretenen Wahrheit widerrufen? So erklärt er, wenn er aus dem Stegreif diese keineswegs einfache Frage beantworten solle, so stehe er in der Gefahr, zuviel oder zu wenig zu sagen und damit dem Urteil des Herrn zu verfallen: ‚Wer mich verleugnet vor den Menschen.' In der Angst hiervor wagt er die Bitte um eine Bedenkzeit. Zur Überlegung wird ihm ein Tag bewilligt.

Am folgenden Tage wird die unerledigt gebliebene Frage wiederholt. Aber merkwürdig, ein wenig anders ausgedrückt: „Willst du deine Bücher alle verteidigen oder aber etwas

widerrufen?“ Offenbar will man ihm wieder einen Ausweg eröffnen. Aber er verschmäht ihn.

„Mit unerschrockener Haltung und tapferer Stimme“ gibt er seine Antwort. Er unterscheidet unter seinen Schriften drei Klassen. Die rein erbaulichen würden selbst von seinen Gegnern geschätzt. Auch die zweite Reihe, die gegen das Papsttum und seine Verehrer gerichteten Schriften könne er nicht widerrufen. Hinsichtlich der dritten Klasse, der gegen einzelne Personen gerichteten, müsse er bekennen, heftiger gewesen zu sein, als sich ziemen möchte. So müsse er sie ihrer Form nach, könne sie aber nicht ihrem Inhalt nach widerrufen.

Es wird an ihn die Mahnung gerichtet, er möge nur das von seinen Irrtümern aufgeben, was schon in dem Prozeß gegen Hus auf dem Konzil zu Konstanz verdammt worden sei. Dann werde man schon einen Weg finden, seine übrigen Bücher zu erhalten. Hierauf fordert man eine völlig unzweideutige Antwort. Sie lautet: „Mein Gewissen ist gefangen in Gottes Wort. Widerrufen kann und will ich nichts, da wider das Gewissen zu handeln, unsicher und unehrlich ist.“

Ein alter Bericht urteilt: „Er beharrte als ein harter Fels.“ Sein Kurfürst äußerte: „Wohl hat der Pater Dr. Martinus geredet vor dem Herrn Kaiser und allen Fürsten und Ständen des Reichs. Er ist mir viel zu kühn!“

Noch immer herrscht unter den Forschern Uneinigkeit darüber, ob jener berühmt gewordene Satz: „Ich kann nicht anders, hier stehe ich, Gott helfe mir, Amen“, wirklich vollständig und genau in dieser Fassung von Luther gesprochen worden ist. Entscheidende Gründe dagegen lassen sich nicht finden.[168]) Und selbst wenn nicht alles darin buchstäblich so geredet sein sollte, so zeigt doch Luthers gesamtes Verhalten in jener entscheidenden Stunde, daß eben dieses Dreifache die Stimmung seiner Seele war: Ich kann nicht verleugnen, was ich aus Gottes Wort als die Wahrheit erkannt habe, — ich bin bereit, dafür alles zu leiden, — meine Zuversicht steht allein auf Gott!

So war sein Schicksal entschieden. Mit einem so unver-

besserlichen Ketzer machte man doch nicht viele Umstände. Hatte man doch an diesen Luther schon viel mehr Geduld und Freundlichkeit verschwendet, als an einen Savonarola oder einen Hus.

Doch nein! Luthers mannhaftes, todesmutiges Eintreten für die eigene Glaubensüberzeugung hatte auf viele einen tiefen Eindruck gemacht. Sie rieten dem Kaiser zu einem nochmaligen Versuch, ob man nicht Luther zum Widerruf seiner klar dem allgemeinen Glauben widersprechenden Lehrpunkte bewegen könne. Und wirklich, eine Kommission von fünfzehn Männern wurde dazu eingesetzt. Unglaublich weit sind die Unterhändler dem armen Mönche entgegengekommen. Aber Luther blieb dabei, lieber Blut und Leben daran zu geben, ehe er sich dazu zwingen lasse, das offenbare Wort Gottes zu widerrufen. So mußten alle Vergleichsverhandlungen scheitern. Am 26. April verließ Luther auf Befehl des Kaisers die Stadt.

Was mochte er beim Rückblick auf diese stürmischen Tage empfinden? Ein Gefühl grenzenloser Vereinsamung muß ihn ergriffen haben. Nicht einen einzigen hatte er gehabt, der ganz mit ihm eines Sinnes gewesen wäre. Nicht *einer* hatte ihm geraten, so zu reden und zu handeln, wie er getan. Gerade die, die es am besten mit ihm meinten, hatten ihm ganz anderen Rat erteilt. Er hatte die Hoffnungen Unzähliger betrogen, die ein wenig Nachgeben sehnlichst gewünscht hatten, um ihn für den weiteren Kampf gegen Rom zu erhalten. Hohe Fürsten und Bischöfe und Herren hatten mit unglaublicher Geduld ihn umzustimmen gesucht. Er hatte sie alle vor den Kopf gestoßen. Er mußte ihnen allen als ein starrköpfiger, undankbarer Mensch erscheinen. Wohl niemals sonst hat jemand unter so vielen so mutterseelenallein gestanden.

Und was hatte er mit seiner eisernen Festigkeit angerichtet? Er, *er allein* trug die ganze Verantwortung dafür, wenn nun alles, was er gesät hatte, wieder vernichtet wurde. *Seine* Schuld war es, wenn die Tausende, die schon durch ihn zum evangelischen Glauben gekommen waren, in sein furchtbares Geschick verflochten wurden. Er trug die Schuld, wenn die anderen Tausende, die noch zwischen Wahrheit und Unwahrheit schwank-

ten, jetzt vor des Papstes Bann und des Kaisers Acht zitternd, für immer dem Evangelium den Rücken kehrten. Er trug die Schuld, wenn die Aussauger Deutschlands, die herrschsüchtigen geistlichen Tyrannen, durch den zu Worms gewonnenen vollen Sieg mächtig erhoben, mit triumphierender Rücksichtslosigkeit ihr altes Treiben fortsetzten.

Mit welcher niederschmetternden Wucht mußte das alles auf ihn einstürmen! Wir staunen, daß er, durch Überarbeitung und Krankheit so sehr geschwächt, es körperlich hat überstehen können. Wir staunen noch mehr, daß sein Gemüt nicht darunter zusammengebrochen ist. Aber nichts von Unsicherheit, ob er recht gehandelt, ist an ihm zu bemerken, da er auf der Reise, von Heidelberg aus, an den Kaiser und die Reichsstände ein Schreiben richtet. Auch kein Gedanke an die Folgen quält ihn. Nur das eine weiß er, daß er nicht anders konnte, noch durfte, als das Wort Gottes über alle Ansichten und Forderungen der Menschen stellen: „Weil das Wort Gottes über alles geht, soll und muß es über alle Dinge völlig frei und ungebunden sein. Niemals steht es in eines Menschen freiem Willen, etwas davon nachzulassen oder ihm vorzuziehen, wie groß und gelehrt und heilig die Menschen immer sein mögen. In zeitlichen Sachen sind wir schuldig, einander Glauben zu schenken, aber in den Dingen Gottes und der Ewigkeit kann und will Gott nicht leiden, daß man sich auf einen oder viele Menschen verlasse, sondern allein auf ihn selbst, der allein die Ehre und den Namen hat und haben soll, daß er wahrhaftig und die Wahrheit selbst ist.“ [169]) Diese Gewißheit, in Worms Gott die ihm gebührende Ehre gegeben zu haben, macht ihm das entsetzliche Alleinstehen, seine vollendete Selbständigkeit, möglich.

Mehr als einmal hat er diese alle Rücksicht auf Menschen und auf die Folgen seines Handelns verleugnende männliche Selbständigkeit zu beweisen Gelegenheit gehabt. Vielleicht am stärksten zur Zeit des Bauernkrieges. Der unter den sozialen Verhältnissen seufzende unterste Stand, damals mit dem Namen „Bauern“ bezeichnet, hatte vor allem in Schwaben

sich zusammengetan und verlangte nach einer Änderung der unerträglichen Zustände. Ihre Forderungen hatten sie in den „Zwölf Artikeln“ zusammengestellt und diese auch dem Urteil Luthers unterbreitet. Was sollte er tun? Er konnte entweder auf „der Herren“ oder auf „der Bauern“ Seite treten; er konnte auch schweigen, um es mit keinem zu verderben; er konnte auch mit seiner Entscheidung warten, bis sich klar sehen ließ, welche Partei siegen werde. Aber nichts von alledem ist ihm möglich. Er fragt nur nach dem einen, was vor Gott recht ist. Darum hält er in seiner „Vermahnung zum Frieden“ mit voller Schärfe den Herren ihre Bedrückung der niederen Stände vor und verlangt von ihnen, im Gefühl ihres Unrechts den Wünschen der Bauern etwas nachzugeben. Diesen aber zeigt er, daß auch die härteste Bedrückung nicht einen Aufruhr rechtfertigen könne, daß sie also einen solchen niemals mit christlichen Worten beschönigen dürften. Auch sie müßten etwas nachgeben. „Ich habe es euch gesagt, daß ihr zu beiden Teilen unrecht habt.“ Er weiß, wie wenig er mit solcher Stellungnahme die Gunst auch nur einer Partei sich erwerben kann. Aber was kümmert ihn das?

Doch diese Schrift, deren Zweck die Verhinderung von Gewalttätigkeiten war, kam schon zu spät. Zu spät erfuhr Luther, daß die aufgeregten Massen bereits zu den Waffen gegriffen hatten. Von wildem Rachedurst getrieben, von grausamer Zerstörungswut und Mordlust besessen, drangen die Bauern überall siegreich vor. Von ihrem bösen Gewissen bedrängt, verloren die Fürsten und Herren allen Mut. Viele unter ihnen wagten nicht, den blutigen Aufstand mit dem Schwerte niederzuschlagen. Auch denen, die sich den Empörern noch nicht unterwarfen, fehlte doch die entschlossene Tatkraft, wie sie durch das Bewußtsein, für eine gerechte Sache zu streiten, möglich wird. Jetzt konnten sie sogar meinen, Luthers früherem Rate zu folgen, wenn sie nicht die Flammen des Aufruhrs mit Gewalt niederschlugen. Hatte er doch Nachgeben von ihnen gefordert. Darum mußte er jetzt, wo die Lage eine völlig andere geworden war, auch anders raten.

So verfaßte er seine Schrift: „Wider die mörderischen und räuberischen Rotten der Bauern." Nunmehr, „wo jede Stunde die Verstörung der Welt zu erwarten" war, kam es nur noch auf eines an: Die Obrigkeit muß mit dem von Gott ihr verliehenen Schwerte Raub, Mord und Verwüstung strafen, muß die Aufrührer ohne Erbarmen niederschlagen. Viele hörten auf diese seine Mahnung. Die Herren gewannen wieder Mut und siegten über die Bauern.

Manche unter ihnen aber ließen sich auch von Rachedurst ergreifen. Unmenschlich wüteten sie gegen die Besiegten. So mußte Luther noch eine Schrift veröffentlichen: „Sendbrief vom harten Büchlein wider die Bauern": „Bestien nenne die Heilige Schrift solche wütenden, rasenden und unsinnigen Tyrannen", die den Gefangenen nicht gnädig sein wollen, sondern auch nach dem Siege „nicht mögen Bluts satt werden".

Welches war das Ergebnis für ihn selbst? Die Herren verwünschten ihn und erklärten, er selbst habe die Flammen der Empörung angefacht, indem er ihnen Schuld gegeben, sie hätten durch ihre Ungerechtigkeiten die Bauern gereizt, und nun wage er noch, sie Bluthunde zu schelten. Die Bauern fluchten ihm. Durch seine Forderung unbarmherzigen Dreinschlagens habe er ihre Niederlage und das unmenschliche Wüten gegen sie verschuldet. Selbst Luthers Freunde erhoben diese Anklagen gegen ihn. Er mußte die bekannte Tatsache erleben: Hat man ein drohendes Unheil nicht anders als durch ein zerstörendes Mittel abwenden können, so jammern nachher alle Schwachen und Kurzsichtigen darüber, daß man eine so tief greifende Amputation nicht gescheut habe. Er hatte es mit allen verdorben. Der früher von Tausenden Gefeierte stand nun völlig einsam, verkannt, geschmäht da. Solche Wut hatte er gegen sich erregt, daß er noch ein paar Jahre später die schützenden Mauern Wittenbergs nicht verlassen mochte. Draußen, wo die „Herren und die Bauern" die Macht besaßen, war er seines Lebens nicht sicher.[170])

Er aber brach nicht in Verzweiflung zusammen. Was er in dieser schweren Zeit getan, was alle Welt verdammte

oder bekrittelte, hatte ihm sein Gewissen geboten, und niemand konnte ihm nachweisen, daß er richtiger anders gehandelt hätte. Seine Selbständigkeit war groß genug, um ihn auch in solchem, von allen Seiten her tobenden Sturm feststehen zu lassen. „Es ist genug", schrieb er, „daß mein Gewissen vor Gott sicher ist; der wird es wohl richten, was ich rede und schreibe." [171]) Er predigte in jener Zeit: „Wenn die Leute von mir abfallen, wenn mich alle anspeien und mich verachten, — ich hoffe auf Gott, man lobe mich oder schände mich, man falle hin oder falle her. Laß mich nicht, o Gott, Lust an meiner Ehre haben, sondern schlechts also sagen: Deine Ehre meine ich und des Nächsten Seligkeit suche ich". [172])

Um die auf seinem Glauben ruhende Furchtlosigkeit Luthers als Siegerin auch über frühere Schwäche zu erkennen, müssen wir noch eine ihrer Erscheinungen ins Auge fassen.

Die neutestamentliche Anschauung von der Existenz eines Reiches böser Geister, das dem Reiche Gottes entgegenwirkt, war im Mittelalter mit unzähligen, aus dem alten Heidentum stammenden Vorstellungen verquickt worden. Ein haarsträubender Aberglaube hatte sich des Volks bemächtigt. Die offizielle Kirche hatte, in dem Wunsche, den zügellosen Massen Furcht vor den unsichtbaren Mächten einzuflößen, diesen Aberglauben nicht bekämpft, sondern eifrig befördert. Zu den Gegenden, in denen er sich besonders stark zeigte, gehörten die, wo man aus dem hellen Tageslicht in das unheimliche Dunkel der Erde hinabstieg, um der finsteren Tiefe ihre verborgenen Schätze zu entreißen. So wurde der Bergmannssohn Martin Luther als Kind mit den Vorstellungen und Geschichten von den bösen Geistern und ihren Helfershelfern, den Hexen, im Übermaß getränkt. Hiervon hat er sich nie völlig frei gemacht. Ja, er hat daran so sehr ohne Kritik festgehalten, daß uns Moderne wohl nichts anderes in seinen Äußerungen so fremdartig berührt.

Auf diesem dunklen Hintergrunde aber hebt sich sein Charakter nur um so heller ab. Er hat singen können: „Und

wenn die Welt voll Teufel wär und wollt uns gar verschlingen, so fürchten wir uns nicht so sehr, es muß uns doch gelingen." Das Motiv und die Folge jenes Aberglaubens, die Furcht, ist vollständig überwunden. Mit stolzem Selbstbewußtsein steht er erhobenen Hauptes dem Teufel und seinem Heer wie ein Sieger gegenüber: „Der Teufel zerstört die Werke Gottes, aber Christus zerstört die Werke des Teufels." [173])

Nur noch Verachtung hat Luther für ihn. Auch wenn er erleben muß, daß teuflische Gedanken ihm sein Höchstes, seinen Glauben an die Gnade Gottes, rauben wollen. In seiner drastischen, ironischen Weise äußert er einst im Gespräch zu Freunden: „Wenn der Teufel zu Nacht an mich kömmt, mich zu plagen, so gebe ich ihm diese Antwort: ‚Teufel, ich muß jetzt schlafen, denn das ist Gottes Befehl, des Tages arbeiten, des Nachts schlafen!' Wenn er dann nicht aufhört, mich zu quälen, und mir meine Sünden vorhält, so antworte ich: ‚Lieber Teufel, ich hab das Register gehört, aber ich habe noch mehr Sünden getan, die stehen nicht in deinem Register'. Wenn er noch nicht aufhört, mich als Sünder zu beschuldigen, dann sage ich voll Verachtung: ‚Heiliger Teufel, bitte für mich, denn du hast nie übel gehandelt und bist allein heilig. Willst du mich fromm machen, so sage ich: Arzt, heile dich selbst!'" [174])

Nur eine später entstandene Fabel ist es, daß die schadhafte Stelle an der Wand des Lutherstübchens auf der Wartburg von einem Tintenfaß herrühre, das der erschreckte Luther gegen den Teufel geschleudert habe. Das aber ist volle Wahrheit, daß er dem Teufel mit furchtlosem Trotz gegenübertrat, auch wenn ihm keine andere Waffe gegen dessen „große Macht und viel List" zu Gebote stand als ein Tintenfaß. Und er hat's fleißig gebraucht.

Er ist auch noch der Meinung, es könne „wandelnde Geister", „Poltergeister" geben. Aber er predigt: „All solch Gespüknis der Geister sollst du frei und fröhlich in den Wind schlagen und dich nicht vor ihnen fürchten. So werden sie dich auch wohl mit Frieden lassen." [175])

Sein christliches Bewußtsein mit dem festen Vertrauen

auf Gott machte ihm auch möglich, sich über die abergläubischen Vorstellungen der Astrologie jener Zeit zu erheben. Selbst sein Freund Melanchthon war noch der Überzeugung, daß die Zukunft des Menschen in den Gestirnen festgelegt sei, daß man also durch sie sich weisen lassen müsse. Luther wollte nichts davon wissen. „Melanchthon hat", sagte er einst, „sich oft heftig bemüht und beflissen, mich dahin zu bewegen, daß ich seine Meinung billigte. Aber er hat mich niemals dazu können bereden. Den Sternen glauben, darauf vertrauen oder sich davor fürchten, ist Abgötterei wider das erste Gebot Gottes." [176])

Als er in Schmalkalden aufs schwerste erkrankt war, wünschte er in seines Kurfürsten Land zurückgebracht zu werden, um fern von den Päpstlichen in Ruhe sterben zu können. Melanchthon riet dringend von der Reise ab, weil der Stand des Mondes dafür ungünstig sei. Luther aber wurde darüber zornig und ließ sich in den Wagen tragen. „Wir sind Herren auch über die Gestirne", erklärte er. [177])

3.

Wenn die Furchtlosigkeit und Selbständigkeit Luthers allein auf dem Grunde seines Christenbewußtseins und seines Gottvertrauens ruhte, so ist damit schon gegeben, daß er nur den Menschen gegenüber sich frei und unabhängig fühlte, Gott gegenüber aber keine eigene Meinung, keinen eigenen Willen, sondern nur bedingungslose Abhängigkeit kannte.

Mit Recht hat man in ihm den heroischen Willen bewundert, „der den Kampf mit den Mächten der alten Ordnung nüchtern und entschlossen aufnimmt und mit Anspannung aller Kräfte des Geistes und des Gemüts bis zum letzten Ende durchführt". Doch man darf sich hiervon keine unrichtige Vorstellung machen. Denn niemals hat sich Luther hohe Ziele in der Ferne gesteckt, niemals großartige Baupläne entworfen, deren praktische Ausführung seine Zukunftsaufgabe bilden sollte. Vielmehr wollte er nichts unternehmen, wozu er nicht von Gott genötigt sei, ja er wollte nicht einmal wissen, wohin ein Schritt ihn führen, welchen Erfolg er haben werde, sondern wie ein

Pferd — er selbst hat dieses Gleichnis von sich gebraucht — weder bestimmt, noch weiß, wohin es geht, sondern einfach der Leitung seines Herrn folgt, so er.

Dabei kennt er so wenig Vertrauen auf seine eigene Klugheit, ja dabei mißtraut er so sehr seinen eigenen Gedanken, Gefühlen und Wünschen, daß er auch überzeugt ist, der gnädige Gott schreibe seinen Kindern bis in alle Einzelheiten hinein ihre Aufgaben und Tätigkeiten deutlich vor. Denn er vertraut nicht nur auf Gott, den Erlöser, sondern ebenso fest auf Gott, den Schöpfer und Weltregenten. So zweifelt er nicht daran, daß uns Gott durch die äußeren Verhältnisse, in die er uns gestellt, durch die weltlichen Ordnungen, denen er uns unterworfen hat, seinen Willen darüber, was er im einzelnen von uns getan haben will, klar kund tue.

Demgegenüber kennt er keine Selbständigkeit. Alles, was jenseits der Grenzen seines klaren Berufes liegt, sieht er als ihn nichts angehend an. Mag er jenseits dieser Schranken noch so traurige Zustände beobachten, mag es auch scheinen, als könne er dort höchst erfolgreich eingreifen, — ihm kommt gar nicht der Gedanke, daß er ohne klare Weisung von Gott dort zu wirken versuchen könne. Er hat geschrieben: „Wenn du reicher und klüger wärest, denn Salomo und Daniel, doch solltest du, wie vor der Hölle, davor fliehen, daß du auch nur ein Wort redest [predigst], du würdest denn dazu gefordert und gerufen. Wird Gott dein bedürfen, so wird er dich wohl rufen; ruft er dich nicht, Lieber, laß dir deine Kunst [deine vermeintliche hohe Befähigung] nicht den Bauch aufreißen [wie der sich aufblähende Frosch platzen kann]. Glaube mir, niemand wird mit Predigen Nutzen schaffen, denn der ohne seinen Willen und Begierde zu predigen oder zu lehren wird gefordert und gedrungen. Denn wir haben nur einen Meister, unseren Herrn Jesum Christum. Der lehrt allein und bringt Frucht durch seine Knechte, die er dazu berufen hat.“ [178])

Diesen Grundsatz wendet er auf sich selbst an: „Ich soll unberufen nicht predigen, soll nicht gen Leipzig und gen Magdeburg gehen und allda predigen wollen. Denn ich habe dahin

keinen Beruf noch Amt. Ja, wenn ich hörte, daß zu Leipzig lauter Ketzerei gepredigt würde, so lasse ich sie immerhin machen. Es geht mich nichts an. Aber wenn mich's unser Herrgott hieße, so wollte ich es tun und müßte es auch tun. Wie ich denn hierher, nach Wittenberg, berufen bin zum Predigen und werde gezwungen, daß ich predigen muß". [179])

Wie er hinsichtlich des Predigens einzig von Gottes Leitung abhängig sein will, so auch hinsichtlich der öffentlichen, mündlichen wie schriftlichen Tätigkeit eines theologischen Professors. „Zu einem guten Werk gehört ein gewisser, göttlicher Beruf und nicht eigene Andacht [subjektive Neigung]. Ich aber bin dazu gerufen und gezwungen, daß ich habe das Doktoramt müssen annehmen und meiner allerliebsten Heiligen Schrift schwören und geloben, sie treulich und lauter zu predigen und zu lehren." Die Weise aber und der Umfang dieser öffentlichen Lehrtätigkeit ist ihm einfach durch die von Gott geleiteten Verhältnisse vorgeschrieben worden: „Über solchem Lehren ist mir das Papsttum in den Weg gefallen und hat mir's wollen wehren." [180]) Seine gesamte polemische Tätigkeit ist ihm durch den unermüdlichen Widerspruch gegen die Wahrheit aufgezwungen worden.

Nichts ist unrichtiger, als die Vorstellung, Luther habe in froher Kampfeslust immer wieder mit neuen Gegnern eine Fehde begonnen. Weder den Prierias hat er zuerst angegriffen, noch den Emser, noch die Löwener und Kölner Theologen, weder den Alfeld, noch den Murner, noch den Catharinus, weder Heinrich VIII. von England, noch Cochläus, noch Erasmus, weder den Karlstadt, noch die Schweizer. Sie alle waren die Angreifer. Er hat nur, seiner Berufspflicht folgend, seine „allerliebste Heilige Schrift" gegen sie verteidigt.

Auch all sein sonstiges Handeln ist nie das Ergebnis seiner Wünsche oder seiner Erwägungen über das dadurch zu Erreichende, sondern einzig bestimmt durch die Überzeugung, daß Gott ihm diesen Weg weise.

Soll er sich zum Verhör in Augsburg stellen? Sein Landesherr will es. Dies ist ihm Gottes Weisung, gegen die alle

Warnungen von anderer Seite bedeutungslos sind. Soll er nach Worms ziehen? Sein Kaiser hat ihn berufen. Damit ist Gottes Wille klar. Soll er sich dann in irgendeinen Versteck bringen lassen? Sein Landesherr will es so haben. Daher fügt er sich dieser Weisung Gottes, so schwer es ihm auch wird. Erst am anderen Morgen erkennt er, daß er sich auf der, ihm aus seiner Kindheit her bekannten, Wartburg befindet. Darf er diesen Zufluchtsort wieder verlassen? Sein Kurfürst will es nicht haben. Aber Luther weiß, daß in der von ihm gegründeten Gemeinde zu Wittenberg alles vernichtet werden wird, wenn nicht er dem Sturm zu wehren sucht. Und er ist von dort flehentlich um sein Erscheinen gebeten worden. So ist klar, daß dieses Mal sein Kurfürst nur von Glaubensmangel, nicht von Gott bestimmt wird, daß man also dieses Mal nicht seinem Willen folgen darf.

So auch bei allen Neuerungen, die er vornimmt. Nur dann und nur soweit ändert er das Vorgefundene, als Gottes klares Wort dazu zwingt. Nie kommt es ihm in den Sinn, sich selbst auszudenken, welche Ordnungen und Einrichtungen an sich ideal seien. Oder falls er hierüber eine Ansicht hat, so fällt ihm doch nicht ein, dies einfach machen zu wollen. Er ist überzeugt, daß nur Gott wissen kann, was jeweilig unter den gegebenen Verhältnissen das Beste ist. In solcher Unterwerfung unter Gott läßt er das geschichtlich Gewordene, soweit es nicht klar gegen Gott ist, fortbestehen, bis neue, durch Gott herbeigeführte Verhältnisse eine Änderung notwendig machen.

Man hat oft behauptet, es habe Luther an einer wichtigen Gabe gefehlt, die ein echter Reformator besitzen sollte, an der organisatorischen Gabe. Und gewiß, betätigt hat die römische Kirche oder ein Kalvin sie weit mehr als Luther. Aber daraus folgt noch keineswegs, daß ihm diese Gabe gefehlt habe. Hat er denn nicht tatsächlich sehr vieles organisiert? Zuerst in der Stadt Wittenberg. Sein Werk sind die neuen kirchlichen Ordnungen hinsichtlich der Gottesdienste und der sonstigen kirchlichen Handlungen. Seine Schöpfung ist die

Neuordnung der Armenpflege, die Bekämpfung des Bettels und der öffentlichen Unsittlichkeit.

Sodann im ganzen Lande. Hat er nicht aus dem Chaos von einzelnen ungeordneten evangelischen Häuflein und völlig verwahrlosten Gemeinden, von leerstehenden Klöstern und herrenlosem Kirchengut, von unwissenden und sittenlosen Meßpfaffen und unfähigen Predigern der neuen Lehre eine wohlorganisierte Landeskirche mit Ordnungen und Aufsichtsämtern und Verwaltungsbehörden geschaffen?

Freilich meinen manche, er habe dabei nicht genug organisatorisches Geschick bewiesen. In Wirklichkeit aber wollte Luther nicht ein „Organisator großen Stils" sein, er wollte nichts nach eigenständigen Ideen und kunstvoll gezeichneten „Plänen" aufbauen, sondern nur Gottes jeweilige Weisungen ausführen, die sich aus den ans Licht tretenden Notständen und den zur Verfügung stehenden Hilfskräften ergaben. Und der in der Geschichte waltende Herr der Welt scheint ihm recht gegeben zu haben. Denn das von Luther Geschaffene hat bis heute bestanden, was nicht von allen in der Reformationszeit versuchten Neubildungen gesagt werden kann. Und so manche Mißstände auch bei seinem Werk hervorgetreten sind, so bleibt noch fraglich, ob eine andere Gestaltung der lutherischen Kirche nicht noch viel schlimmere Übelstände im Gefolge gehabt haben würde.

4.

Aus dem Doppelten, aus Luthers Furchtlosigkeit und aus dem Bewußtsein, in seinem Wirken nicht seinen eigenen Einfällen, sondern nur Gottes Führung zu folgen, ergab sich ein anderer scharf hervortretender Zug seines Charakters, der, den er selbst „seinen Trotz" genannt hat.

Man hat wohl von seinem „himmelstürmenden Trotz" geredet. Aber so können nur die den Tatbestand verdrehen, nach deren Überzeugung mit dem Papsttum auch der Himmel einfallen würde. Luther hat das Papsttum gestürmt, doch um den Himmel uns zu erhalten. Wer entgegengesetzt denkt,

der wird Luthers Trotz aus „seinem unbeugsamen Willen herleiten, aus seiner hartnäckigen Entschlossenheit, die sich vor nichts beugt, aus seiner erschreckenden Starrheit, die ihn immer weiter treibt, aber nie einen Schritt zurückweichen läßt". In Wirklichkeit ist sein unbeugsamer Wille, in einer bestimmten Richtung unerschrocken und unentwegt zu wirken, vielmehr das Ergebnis dessen, was er seinen Trotz genannt hat. Denn was versteht er unter diesem?

Zuerst: Weil der Christ gewiß ist, daß ihn die Feindschaft der Welt nicht trifft wegen seiner Mängel und Sünden, sondern um der Sache Gottes willen, die er vertritt, kann ihn auch der schärfste Widerspruch und der grimmigste Haß, den er erfahren muß, nicht zum Weichen und Verleugnen, nicht zum Erschrecken und Verzagen bringen. Er trotzt aller Feinde Wut. „Nun können wir je fröhlich und mit Wahrheit rühmen, daß uns das ganze Papsttum nicht feind ist um weltlicher Stücke willen. Denn sie können nicht sagen, daß sie uns um Laster und Untugend willen Feind sind und verfolgen. Sondern des ist die Feindschaft gar, daß wir nicht glauben, wie sie wollen. So können wir ja auch rühmen und trotzen: Das Evangelium, so wir predigen, ist nicht unser, sondern unseres Herrn Jesu Christi. Wir haben's nicht erfunden noch gemacht und gestiftet, sondern es ist uns von Gott geoffenbart, geordnet und gegeben durch Jesum Christum. So können wir aller Welt Hoffahrt und Toben mit stolzem Glauben verachten und dafür springen und fröhlich singen Gott einen Psalm, der Welt zu Leide und Verdruß." [181])

Im Anfang des Kampfes freilich, als er noch annahm, daß seine Gegner ebenso wie er selbst „um Gott eiferten", wenngleich „sehr ungelehrt", fühlte er auch, daß er in der Gefahr stehe, im Bewußtsein der von ihm vertretenen Wahrheit ihnen gegenüber zu trotzig aufzutreten. Daher bat er seinen väterlichen Freund Staupitz, für ihn zu beten, „daß er sich nicht übermäßig freue und zu vertrauensvoll sei in dieser Anfechtung." [182])

Später aber, da er die niederen Motive seiner Gegner immer klarer zu erkennen meinte, und sie mit brutaler Gewalt für ihre

Sache kämpfen sah, hielt er auch reinen Trotz für vollberechtigt und schrieb: „Liebe Welt, du verfolgst nicht mich, sondern meinen Herrn Christum. Weil ich das weiß, so laß nur hergehen, was du kannst. Hier stehe ich in Gottes Namen und lasse zürnen dich mit allen Teufeln aus der Hölle in ihrem Namen. Verfolgen, töten kannst du mich. Aber den Mut und Trotz sollst du mir nicht nehmen, noch es soweit bringen, daß du mein Herz kränkst. Denn weil es um Christi willen geschieht, so will ich's auf ihn getrost wagen und wider des Teufels Toben nur fröhlich singen und jauchzen. So weiß der Teufel, daß er seine Macht verliert, daß sein Schwert und Spieß nicht so tief hauen und stechen kann, als er gerne wollte. Denn es ist ihm nicht darum zu tun, daß er uns leiblich plagt, sondern er ist ein solcher Geist, der ohne Unterlaß dürstet nach unseren Tränen und Blutstropfen vom Herzen, daß wir vor Traurigkeit verzagen und verschmachten sollen. Das wäre seine Lust und Freude. Aber soweit soll er's nicht bringen. Sondern das Blatt umgewendet, sollen wir lernen, des Teufels und der Welt spotten, damit nicht sie an uns, sondern wir an ihnen unsere Freude und Lachen haben, und also ihnen die Kunst fehle, so sie uns wollen traurig, zornig und ungeduldig machen. Sie selbst sollen sich mit ihrem Haß und Zorn fressen, und leiden, daß wir dazu fröhlich sind und sie verachten, wenn sie auf das höchste ihr Mütlein an uns kühlen wollen." [183])

Neben diesem Trotz, daß aller Welt Feindschaft den Christen nicht an seinem Glauben irre machen oder ihn mit Kleinmut erfüllen kann, steht dann bei Luther der andere, daß auch die größte Wut und Macht der Feinde nicht über Gottes Sache den Sieg erringen, sondern vor ihr zu schanden werden wird. „Das heißt unser Trotz: Vor unserm Herrn Gott hat's nicht not. Der fragt nicht viel nach den Fürsten, Königen und Bischöfen; ein Engel kann mehr, denn zehn Kaiser oder Päpste. Die sind gegen die Engel wie Mücken, Flöhe und Läuse." [184]) „Es soll diesem Evangelium, das ich gepredigt habe, weichen und unterliegen Papst, Bischöfe, Pfaffen, Mönche, Könige, Fürsten,

Tod und Sünde und alles, was nicht Christus oder in Christo ist. Davor soll sie nichts helfen." [185])

Dieser sein Trotz auf Gott versagte auch in den heißesten Tagen nicht. Unheimlich beängstigende Gewitterschwüle brütete über den Verhandlungen zwischen den Evangelischen und den Katholischen auf dem Augsburger Reichstag von 1530. Offenbar entschied sich der Kaiser immer bestimmter dafür, die Evangelischen zur Unterwerfung unter das katholische System zu zwingen. Die Lage wurde noch gefährlicher dadurch, daß Melanchthon dem Verzweifeln nahe war und durch Nachgiebigkeit wenigstens das Allerschlimmste abwenden zu können hoffte.

Luther aber kennt keine Sorge, keine Furcht, obwohl auch er nicht abzusehen vermag, wie es ein gutes Ende nehmen könne. Er schreibt an Melanchthon: „Dich quält der Ausgang der Sache, weil Du ihn Dir nicht vorstellen kannst. Aber wenn Du es absehen könntest, so möchte ich mit der Sache nichts zu tun haben. Gott hat sie unter einen Grundbegriff gestellt, den Du in Deiner Philosophie nicht hast. Der heißt ‚Glaube'. Unter diesen Begriff gehört alles Unsichtbare. Wer dies sichtbar und begreiflich machen will, wie Du tust, der erntet Sorgen und Tränen als Lohn für seine Arbeit. Gott hat versprochen, er wolle im Dunklen wohnen. Hätte Mose begreifen wollen, wie er dem Heere Pharaos entrinnen sollte, so wäre Israel vielleicht noch heute in Ägypten. Wenn Christus nicht mit uns ist, ich beschwöre Dich, wo ist er denn in der ganzen Welt? Wenn aber Gott mit uns ist, wer kann wider uns sein?" Er erinnert den Verzagten an Christi Wort: ‚Seid getrost, ich habe die Welt überwunden' und fährt fort: „Es wird ja nicht falsch sein, das weiß ich fürwahr, daß Christus der Sieger über die Welt ist. Wie können denn wir die besiegte Welt fürchten, als wäre sie der Sieger? Sollte doch einer solch einen Spruch auf seinen Knien von Rom und Jerusalem holen." Auf die Drohung des Salzburger Bischofs, der Kaiser werde eine Verwirrung im Reiche nicht dulden, hätte Melanchthon antworten sollen: „Wird euer Kaiser eine Verwirrung im Reich nicht leiden, so wird unser Herr Kaiser eine Lästerung [als wäre der evangelische Glaube

‚Verwirrung'] auch nicht leiden. Trotzt nur getrost auf euern Kaiser, so wollen wir auf unsern auch trotzen und sehen, wer das Feld behält." [186])

An Spalatin schreibt er: „Daß die Könige, Fürsten und Völker gegen den Christ des Herrn toben und wüten, ist in meinen Augen ein gutes Zeichen und viel besser, als wenn sie uns schmeichelten. Denn es folgt [in Psalm 2]): ‚Der in den Himmeln wohnet, lachet ihrer.' Wenn aber dieser unser Fürst lacht, so sehe ich nicht ein, weshalb wir vor ihrem Angesicht weinen sollten. Denn er lacht nicht seinetwegen, sondern unsertwegen, damit auch wir im Glauben über ihre nichtigen Pläne lachen." [187])

Als dann in Augsburg die Entscheidung gefallen war und der verhängnisvolle Reichsabschied den Evangelischen auferlegte, innerhalb eines halben Jahres zu dem alten Glauben zurückzukehren, als damit der blutige Religionskrieg vor der Tür zu stehen und die evangelische Kirche vernichten zu sollen schien, ermahnte Luther in einer öffentlichen Schrift: „Es soll nur jedermann getrost und unerschrocken sein wider solche wütenden Gottesfeinde. Denn ihr wütiges Vornehmen steht nicht in ihrer Macht, sondern in Gottes Hand. Er wird auch über sie ein Herr sein wollen, wie noch bisher immer geschehen. Das sollen wir wohl erfahren." Die schwülstige Wortfülle päpstlicher Bullen nachahmend, ruft er seinen Gegnern zu: „So sage ich, Dr. Martinus Luther, unsers Herrn Jesu Christi unwürdiger Evangelist, daß diesen Artikel (der Glaube allein, ohne alle Werke, macht gerecht vor Gott) soll lassen stehen und bleiben der römische Kaiser, der türkische Kaiser, der tartarische Kaiser, der Perserkaiser, Papst, alle Kardinäle, Bischöfe, Pfaffen, Mönche, Nonnen, Könige, Fürsten, Herren, alle Welt samt allen Teufeln, und sollen das höllische Feuer dazu haben auf ihren Kopf und keinen Dank dazu. Das sei mein, Dr. Luthers, Einsprechen vom Heiligen Geist und das rechte heilige Evangelium." [188])

Daraus ergab sich dann der dritte „Trotz" Luthers. Einst hatte er sehnlichst gewünscht, in Stille und Frieden leben

zu können. Auch zu Beginn des heißen Kampfes hatte er noch immer sich bereit erklärt, ganz zu schweigen, wenn man ihn aus seinem Beruf entlasse. Jetzt aber war er dessen gewiß, daß er von Gott zu diesem schweren Kampfe berufen sei, daß er darin bis ans Ende ausharren müsse, daß er über seine Feinde siegen werde. Denn je mehr sie gegen ihn tobten, desto unzweifelhafter wurde ihm, wie unumgänglich notwendig dieser Kampf für Gottes Sache sei. Je mehr sie durch ihren grimmigen Widerspruch und ihre Gewaltmaßregeln ihn einzuschüchtern und verzagt zu machen hofften, desto zuversichtlicher trotzte er ihnen. „In dieser Sache muß ich recht behalten, weil meine Sache Gottes Sache und sein Wort ist. Darum trotze ich also feste. Es soll mich auch keiner übertrotzen, solange ich lebe, ob Gott will. Ich hab mein Leben darangesetzt und will darum sterben. Darum wer sich wider mich setzt, der muß zu Trümmern gehen, es sei denn kein Gott nicht.“ [189])

In dieser Glaubensüberzeugung ruft er den Römischen zu: „Lebe ich, so sollt ihr vor mir keinen Frieden haben. Tötet ihr mich, so sollt ihr zehnmal weniger Frieden haben. Ich will euch sein, wie Hosea 13, 8 sagt: ‚Ein Bär am Wege und ein Löwe auf der Gasse‘. Wie ihr auch mit mir fahrt, sollt ihr euren Willen nicht haben, bis daß eure eiserne Stirn und eherner Hals entweder mit Gnaden oder mit Ungnaden gebrochen werde. Bessert ihr euch nicht, wie ich gern wollte, so bleibe es dabei, daß ihr feindlich zürnt und ich nichts darauf gebe.“ [190])

Als die Zahl seiner Gegner immer größer wurde und auch manche seiner früheren Anhänger gegen ihn zu Felde zogen, schrieb er einmal: „Wohlan, alle zusammen, wie ihr zusammen seid und zusammen gehört, nur frisch an den Luther, ihr Papisten von vorn her, ihr Schwärmer von hinten zu, ihr Teufel von allen Enden! Hetzt, jagt, treibt und stoßt! Ihr habt das rechte Wild vor euch. Wenn der Luther liegt, so seid ihr genesen und habt gewonnen. Wohlan, so gelte der Trotz in Gottes Namen! Wen es gereut hat, der lasse ab! Wer sich fürchtet, der fliehe! Mein Rückhalter ist mir stark und gewiß genug. Das weiß ich. Ob mir schon die ganze Welt anhinge und wiederum

abfiele, das ist mir eben gleich."[191]) „So harte Köpfe sie auch haben, ich will noch härteren Kopf haben. Wenn sie gleich nicht allein diesen Kaiser Karl, sondern auch den türkischen Kaiser für sich hätten: Sie sollen mich nicht verzagt noch erschrocken machen, sondern ich will sie verzagt und erschrocken machen. Sie sollen mir hinfort weichen. Ich will ihnen nicht weichen. Ich will bleiben, sie sollen untergehen. Mein Leben soll ihr Henker sein, mein Tod soll ihr Teufel sein*). Das sollen sie erfahren. Laß sie nur jetzt des getrost lachen."[192])

Diese trotzige Siegesgewißheit Luthers hilft uns auch die Frage beantworten, ob er als Optimist oder als Pessimist zu bezeichnen ist. In seiner Beurteilung des natürlichen Menschen und des natürlichen Weltlaufs ist er freilich kein Optimist, weil ihm immer vor Augen steht, wie die Liebe Gottes den Menschen und die Welt sehen möchte, weil er also immer den ungeheuren Abstand zwischen Wirklichkeit und Ideal empfindet. Aber bei dem Blick in die Zukunft ist er Optimist, weil ihm einzig an Gottes Sache liegt und Gott seine Sache nicht fallenlassen kann.

In dieser Beziehung hat er freilich im einzelnen sehr viele Enttäuschungen erlebt. Er selbst war durch die ihm offenbarte Wahrheit so reich und froh geworden, daß er annahm, es werde nur ihrer klaren Verkündigung bedürfen, um alle für sie zu gewinnen[193]). Anstatt dessen erntete er höhnenden Widerspruch. Vom Papst erwartete er eine Entscheidung zu seinen Gunsten; aber ihn traf des Papstes Bann. Er setzte Hoffnungen auf den jungen Kaiser Karl. Dieser aber wurde, nach dem Wort des päpstlichen Gesandten Aleander, „des

*) Der von Luther öfter ausgesprochene Gedanke, sein Tod werde seinen Gegnern noch größeren Schaden bringen, als sein Leben, beruht auf der Erwägung, daß vor allem durch ihn sowohl die revolutionäre, wie die schwärmerische Bewegung unterdrückt und mehr als einmal ein Krieg zwischen Katholischen und Evangelischen verhindert worden sei. Er nahm an, durch seinen Tod würden die zu stürmischem Vorgehen und zu kriegerischen Unternehmungen neigenden Elemente freiere Hand bekommen. Ob die spätere Geschichte diese seine Ansicht für nicht unrichtig erklärt hat, können wir hier nicht untersuchen.

Papstes gehorsamer Exekutor". Für eine Abstellung der kirchlichen Mißbräuche hatte er auf die Fürsten gerechnet. Sie aber versagten fast alle. Er hatte auf das Volk gehofft; aber die große Masse hatte kein Verständnis für das Evangelium oder mißbrauchte es für ihre irdischen Wünsche. Trotz alledem ist er kein Pessimist geworden. Vielmehr haben ihn alle diese trüben Erfahrungen nur gelehrt, nichts von Menschen zu erwarten, aber sein volles Vertrauen ganz auf Gott und dessen Macht und Weisheit zu setzen. „Das Wort sie sollen lassen stahn!"

Freilich hören wir ihn auch nicht selten eine Sehnsucht nach dem Tode oder nach dem jüngsten Tage aussprechen. Aber nicht in einem pessimistischen Ton. Nein, er freut sich auf das Ende seines Lebens oder der Welt. Denn er hofft davon Großes: „Das Leben in diesem Fleisch klebt noch an und in den Sünden und kann nicht ohne Sünde sein. Darum schreit der angefangene Geist in uns: Komm, Tod und jüngster Tag, und mache beiden, der Sünde und dem Tode, ein Ende."[194])

Freilich erscheint ihm die Welt manchmal so unverbesserlich böse, daß er auch aus diesem Grunde annimmt, der jüngste Tag sei nicht mehr fern. Aber nicht mit düsteren Empfindungen erfüllt ihn dieser Gedanke. „Gott sei Lob", kann er sagen, „der uns gelehrt hat, nach dem Tage zu seufzen und zu begehren. Im Papsttum fürchtete sich alle Welt davor, wie sie auch sangen: Tag des Zorns, o Tag voll Beben! Ich hoffe ja, der Tag sei nicht fern, und wir wollen ihn noch erleben."[195]) Den „lieben jüngsten Tag" pflegte er ihn zu nennen. Dies aber ist Optimismus, diese trostreiche Gewißheit, daß seines Herrn Macht einst einen strahlenden Morgen heraufführen werde.

Denn dieser Blick auf das Ende kennt nichts von lähmendem Verzagen an den Verhältnissen der Gegenwart. Vielmehr arbeitet Luther beständig mit Einsetzung aller seiner Kräfte weiter, als wenn er das Ende erst in fernster Zukunft erwartet hätte.

Man hat wohl gemeint, er habe manches nur deshalb unterlassen, weil er annahm, die Welt werde doch nicht lange mehr bestehen. Er habe z. B. aus diesem Grunde darauf verzichtet, sein Ideal einer engeren Zusammenschließung der ernsten

Christen auszuführen, oder er habe aus diesem Grunde nicht eine, auch für spätere Verhältnisse berechnete, normalere Kirchenordnung geschaffen. Aber dann würde er doch unter den Gründen, die ihn hierzu bestimmten, sicher die Erwartung des nahen Weltendes genannt haben. Bei seiner Erklärung aber, warum er jene engere Sammlung nicht einrichte, erwähnt er nur das Eine: Es fehlten dazu noch die rechten Leute. Und indem er seinem Landesfürsten die äußere Leitung der Kirche überläßt, erlärt er, dies sei unter den gegebenen Verhältnissen das einzig Mögliche.[196])

Nur darum hat man ihn mißdeutet, weil man ihm ein Arbeiten nach selbstgemachten Bauplänen zutraute. Solch eine Arbeitsweise kann freilich durch die Erwartung des nahen Weltendes gehemmt werden. Nicht aber Luthers Weise, der völlig unbeirrt durch seine Zukunftsgedanken sich durch Gottes Führung all seine Tätigkeit vorschreiben ließ, auch nicht daran zweifelte, daß dies, als von Gott gewollt, nicht vergeblich sein könne.

Es sind auch nicht nur die vielen trüben Erscheinungen seiner Zeit, die Luther auf den Gedanken der Nähe des Weltendes bringen, sondern auch die an sich hocherfreulichen: „Weil es sich jetzt läßt ansehen, als wolle sich das Evangelium weit ausbreiten", so vermutet er, „daß der jüngste Tag nicht fern sei", wie ein Licht vor dem Erlöschen noch einmal hell aufflamme.[197])

Demnach war Luther Pessimist, sobald er auf sich und auf die Welt blickte, aber Optimist, sobald er auf Gott und Christus das Auge richtete. Sein berechtigter Pessimismus bewahrte ihn vor einem unbegründeten schwärmerischen Optimismus, und das letzte Wort behielt bei ihm doch immer der Optimismus. Daher dachte er auch in den dunkelsten Tagen nicht daran, seine Kriegsflagge herunterzuholen, sondern kämpfte bis zu seinem letzten Atemzuge siegesgewiß für des Herrn Sache mit der ganzen Leidenschaft seiner Seele.

Fünftes Kapitel.

1.

Es gibt wohl keine zweite Charaktereigentümlichkeit, die so verschiedene Beurteilung erfahren hätte, wie die Leidenschaftlichkeit. „Leidenschaften unterworfen zu sein, ist wohl immer Krankheit des Gemüts", erklärt der leidenschaftslose Philosoph Kant. Im Gegensatz hierzu hat sein Zeitgenosse Hamann geschrieben: „Was für eine ungezogene Moral ist das, die die Leidenschaften verwerfen will! Brauch deine Leidenschaften, wie du deine Gliedmaßen brauchst." Sonst werde man „eine Puppe mit Menschenangesicht". Er sieht in der Leidenschaftlichkeit nicht eine Sünde, sondern eine natürliche Anlage, die nicht jedem in gleichem Maße verliehen ist, die aber nicht verleugnet, sondern betätigt werden soll.

Dies ist echt Lutherisch gedacht. Auch nach Luther ist es selbstverständliche Pflicht jedes Menschen, die von Gott ihm anerschaffene besondere Art zu bejahen und zur Geltung zu bringen. Von anderen, die auch die Forderung, jeder müsse ganz und voll er selbst sein, aufgestellt haben, unterscheidet Luther sich nur darin, daß er nicht die Individualität des Einzelnen in ihrer jeweilig vorliegenden Gestalt „sich ausleben" lassen will, sondern nur die zugrunde liegende, von Gott herrührende Besonderheit. Daher stellt er die Forderung voran, das Natürliche müsse „auf die rechte Bahn gebracht" und von den daran haftenden Flecken befreit werden: „Der Glaube und der heilige Geist zerstört nicht die natürliche Art, sondern heilt und repariert die zerstörte. Es bleiben also die natürlichen Affekte. Nicht

aufgehoben werden sie durch die Gnade, vielmehr angeregt." Luther nennt es ein „offenbares Wüten des Teufels", wenn die Stoiker, Mönche und Schwärmer die „Leidenschaftslosigkeit" „als Heiligkeit rühmen", da man „durch keine Affekte bewegt, zum Klotz oder Stein werde". Auch „der Zorn, wenn er das Maß nicht überschreitet und in der wahren und rechtmäßigen Anwendung bleibt, ist der menschlichen Natur von Gott eingepflanzt".[198])

Danach verstehen wir hier unter „Leidenschaftlichkeit" die einer bestimmten Klasse von Menschen eignende natürliche Anlage, alles, was von außen her auf sie eindringt, sofort in den Mittelpunkt ihres Inneren aufzunehmen und dort Liebe oder Haß erregen zu lassen, so daß der gesamte Mensch dadurch in Anspruch genommen wird, also auch alle Kräfte in Tätigkeit gesetzt werden. Erst dann aber kommt diese, einigen Menschen vor anderen eignende, besondere Art zu der von Gott gewollten Entwicklung und Betätigung, wenn sich die starke Liebe auf das richtet, was nach Gottes Urteil Liebe verdient, und der flammende Haß auf das, was auch von Gott gehaßt wird.

Luther war leidenschaftlich. Offenbar schon von Natur. Spricht sich dies nicht schon darin aus, wenn der kleine Martin seinen Bruder so heiß liebt, daß er ohne dessen Gegenwart weder am Essen, noch am Spielen Freude finden kann? Hat es nicht etwas Leidenschaftliches, wenn der Student von jenem Gewitter so erschüttert wird, daß er zu Boden stürzt und ruft: „Hilf, liebe Anna, ich will ein Mönch werden"? Wenn er dann, als er fühlt, daß ihn sein übereiltes Gelübde gereuen will, nicht erst seine Eltern um ihre Ansicht fragt, sich nicht durch die Abmahnungen der Freunde bestimmen läßt, noch auch die Ausführung etwas hinausschiebt, sondern selbst sich die Brücke zum Rückzuge abbricht, indem er sobald als möglich an die Klosterpforte pocht? Jene tiefe Erschütterung seiner Seele zeigt die Leidenschaft, mit der er den von außen kommenden Eindruck aufnimmt, die ungestüme Ausführung seines Entschlusses aber die Leidenschaftlichkeit seines Handelns.

Mit welchem Durst trinkt er nun als Mönch die neuen Vorstellungen, die ihm hier begegnen, die niederschmetternden Empfindungen des tiefen Sündenbewußtseins, die erhebenden der vermeintlich gespürten heißen Gottesliebe, die ihn auf- und niederwerfenden im Bußsakrament, da er immer wieder beichtet und hofft und immer wieder zweifelt, ob seine Reue genügend sei! Mit welcher Inbrunst umfaßt er jedes Wort, das ihm einen Trost in seiner Angst zu geben verspricht, so sehr, daß er noch im hohen Alter die einzelnen Worte genau im Gedächtnis behalten hat! Mit welcher stürmischen Kraft unterwirft er sich allen nur erdenkbaren Kasteiungen, ohne auch nur daran zu denken, daß er damit seine Gesundheit untergräbt!

Endlich findet er den gnädigen Gott, nach dem seine Seele geschrieen hat. Damit besitzt er das Große, das Ewige, das er mit seiner vollen Leidenschaft umfassen darf. *Liebe* zu diesem Gott, Liebe von ganzem Herzen, von ganzer Seele und aus allen Kräften, dies *Eine* ist es, woran ihm alles liegt. Denn es ist durchaus unrichtig, bei Luthers Leidenschaftlichkeit *ausschließlich* oder auch nur *vorwiegend* an seinen leidenschaftlichen *Zorn* zu denken. Das Erste, das Grundlegende, das Entscheidende ist vielmehr seine lodernde *Liebe*.

Wer fühlt nicht das *Feuer* bewundernder Liebe zu dem Wesen Gottes heraus, wenn Luther dieses mit den berühmten Worten beschreibt: „Gott ist selbst die Liebe, und sein Wesen ist eitel, lauter Liebe. Wenn jemand Gott wollte malen und treffen, so müßte er ein solches Bild treffen, das eitel Liebe wäre, als sei die göttliche Natur nichts anderes, denn ein Feuerofen und Brunst solcher Liebe, die Himmel und Erde füllt.“[199]) Wer fühlt nicht die *Kraft* seiner Liebe zu Gott heraus, wenn er den Satz aufstellt: „Gott lieben heißt, sich selbst hassen und außer Gott nichts kennen.“ Wenn er seinem Gott gelobt: „*All* mein Leben dient dir und nicht mir, denn ich suche nicht mich, sondern dich und das Deine.“[200]) „Die Christen, welche Christum von rechtem Herzen lieben, sind also gesinnt, daß sie *nichts so hoch* begehren und suchen, denn daß Gottes Reich gefördert, *sein* Name und Ehre bekannt und gepriesen

werde und jedermann seinen Willen tue. Wenn solches geschieht, so ist ihnen wohl und geholfen.“ [201])

Wie daher Luther sich leidenschaftlich darüber freut, daß er Gott lieben gelernt hat, ebenso auch darüber, wenn er von anderen dasselbe hört. Alle Feindschaft und Verfolgung, die er erdulden müsse, schreibt er einmal, „könne ihn nicht so sehr kränken und betrüben, wie es ihn stärke und erfreue, wenn er höre, daß ein Mensch die zarte Wahrheit erfasse und preise. Wieviel mehr aber tröstet mich das, daß ich erfahren habe und täglich erfahre, wie sie in euch und euresgleichen so herzlich erkannt und frei bekannt wird.“ [202])

Mit Luthers starker Liebe zu Gott und Gottes Reich ist aber unzertrennlich verbunden der ebenso starke Haß gegen alles, was wider diesen gnädigen Gott ist, der Haß gegen alle Sünde. In erster Linie Haß gegen seine eigene Sünde. „Der Christ, der fröhlich um Christi willen ist und alle seine Lust darein setzt, daß er wiederum möchte Gott auch umsonst dienen in freier Liebe, der findet in seinem Fleisch einen widerspenstigen Willen, der will der Welt dienen und suchen, was ihn selbst gelüstet. Das mag der Glaube nicht leiden [kann er nicht ertragen] und legt sich mit Lust an seinen Hals [packt seinen bösen Willen bei der Kehle], ihn zu dämpfen und ihm zu wehren.“ [203])

Ebenso tief schmerzt ihn aber auch alles Gottwidrige, das er noch in der Welt sehen muß: „Das ist das größte Stück des Herzeleids und der Betrübnis, so die Christen haben, daß sie müssen sehen, wie Gottes Namen allenthalben so schändlich entheiligt und verlästert wird. Das ist ihnen rechte Höllenmarter und betrübtes Leid. Dagegen könnten sie alle Verfolgung, Leiden und Marter wohl ertragen und überwinden, ja auch mit Freuden annehmen.“ [204])

Wie aber alle starke Liebe und aller starke Haß nach außen hervorbricht, so auch bei Luther in allerhöchstem Maße. Er kann nicht anders, er muß mit vollendetster Leidenschaft für den Gott wirken, den er liebt. Wie ihm unmöglich ist, mit wissenschaftlicher Ruhe und Gleichgültigkeit nach der Wahrheit zu

forschen, so ist er auch außerstande, mit kühlem Gleichmut die Wahrheit zu verkündigen und sie gegen die Lüge zu verteidigen. In alles legt er sein ganzes, weites, starkes Herz hinein und lehrt und kämpft unter Einsetzung seiner vollen Riesenkraft, unter Verwendung aller seiner wunderbaren Begabung, nur das Eine im Auge, Gottes Sache zum Siege zu verhelfen.

Nicht jeder kann sich in einen so leidenschaftlichen Charakter finden. So hat Melanchthon bedauert, daß in Erfurt zu der Zeit, als Luther dort studierte, nicht eine bessere Philosophie gelehrt worden sei. Denn „vielleicht würde die milde Wissenschaft einer wahren Philosophie zur Besänftigung seiner natürlichen Vehemenz beigetragen haben“.[205]) Aber vermutlich würde auch ein vieljähriges Studium der allersanftesten Philosophie nicht imstande gewesen sein, Luthers Leidenschaftlichkeit zu töten. Oder vielmehr, er würde sich bald zornig von einer Weisheit abgewandt haben, die ihm seine angeborene Art zu rauben suchte.

Daß er diese nicht verleugnen wollte, hat ihm unendlich viel Schweres verursacht. Doch was er zum Kampf für Gottes Sache in den Bahnen seines Berufes zu tun und zu leiden für notwendig hält, daran läßt er sich durch keinerlei Rücksicht hindern. Er muß sehen, wie sein leidenschaftliches Wirken viel Unruhe, Streit, Zwietracht erregt. Aber das kann seinen vorwärtsstürmenden Fuß nicht hemmen. Denn er weiß, daß solcher Widerspruch, solche Uneinigkeit völlig unvermeidlich ist, weil der sündige Mensch nur seine eigene Ehre, nicht aber Gottes Ehre will, weil für Gott streiten stets ein Streiten gegen das Böse ist. „Ich beschwöre Dich“, schreibt er an Spalatin, dem die Hitze des Kampfes unerträglich werden will, „wenn Du über das Evangelium recht denkst, so glaube nicht, daß dessen Sache ohne Tumult, Ärgernis und Zwietracht geführt werden kann. Du wirst aus dem Schwerte keine Flaumfeder, aus dem Kriege keinen Frieden machen. Das Wort Gottes ist [seinem Inhalte nach für den ihm widerstrebenden Menschen] ein Schwert, ist Krieg, ist Ärgernis, ist Verderben, ist Gift.“[206])

Luthers Leidenschaft ist stark genug, um solche an sich tief be-

trübende Folgen seines Wirkens ertragen zu können. „Muß ich", so fährt er fort, „um deswillen etwas leiden, so weißt Du ja, wie sehr ich derartiges Ungemach verachte."

Ebenso wie er bei dem Kampfe für Gott auf sein eigenes irdisches Wohlergehen keine Rücksicht nimmt, so auch nicht auf die sich für andere daraus ergebenden unerwünschten äußerlichen Folgen. Und weil es nun einmal zu seiner Eigentümlichkeit gehört, alle seine Gedanken und Empfindungen völlig offen auszusprechen *), so scheut er sich auch nicht, gerade heraus zu erklären: Das Wort Gottes muß gepredigt werden, wenn auch die Welt darüber untergehen sollte. „Ich weiß", schreibt er, „was ich predige, das hat mir der Vater gegeben, es ist sein Wort und Lehre. Wenn ich das sagen kann, so spreche ich: Nun laß hergehen, es falle gleich ineinander die ganze Welt und brenne lichterloh, es folge auch Blutvergießen darauf oder was da will, — was frage ich danach? Der Herr ist Gott, und unserm Herrn Gott soll die Welt gehorsam sein. Christus weiß, daß an diesem Wort mehr gelegen ist, als an der ganzen Welt. Was ist ein Fürst und Kaiser, ja die ganze Welt, Himmel und Erde und alle Kreatur gegen das Wort? Ein Dreck sind sie." [207])

„Man sagt jetzt: Wenn der Papst fällt, so wird Deutschland untergehen, zu Trümmern und zu Scheitern gehen. Was kann ich dazu? Ich kann es nicht erhalten. Wes ist die Schuld? Ei, sagen sie, wäre der Luther nicht gekommen und hätte nicht gepredigt, so stünde das Papsttum noch auf guten Beinen und wäre guter Friede. Nein, Geselle, ihr sollt diese Predigt gehen lassen oder ihr sollt nicht einen Stecken behalten. Wollt ihr nun nicht an das Wort glauben und das Wort nicht leiden, sondern auf eurem bösen Wesen bleiben, so schaue ich zu, ob Gottes Wort werde untergehen, ob ihr oder Gott gewinnen werdet. Ich muß es gleichwohl predigen und nicht stille schweigen." [208])

Solche rücksichtslose Äußerungen seines Zornes über die Feindschaft gegen Gott können natürlich ohne viele Mühe absichtlich mißdeutet werden. Denn so allgemein ist es Gebrauch, vieles von dem, was man denkt, unausgesprochen zu lassen, daß

*) Vgl. oben S. 7f.

man gewohnt ist, in den Worten, die man zu hören bekommt, mehr zu lesen, als was sie ihrem Wortlaut nach enthalten. Kein Wunder also, daß man auch in Luthers starken Aussprüchen mehr gesucht hat, als was er sagen will. Damit aber tut man ihm schweres Unrecht. Denn er meint stets genau das, was er ausspricht, und nichts mehr.

In seiner Schrift „Wider den falsch genannten geistlichen Stand *) des Papstes und der Bischöfe" hält er in flammendem Zorn den „hohen Häuptern" in der Christenheit ihre „Teufelslehren, ihr Seelenmorden" vor. Auf die Vorstellung, dadurch könne „ein Aufruhr wider die geistliche Obrigkeit" hervorgerufen werden, antwortet er: „Soll darum Gottes Wort nachbleiben und alle Welt verderben? Ist es billig, daß alle Seelen ermordet werden ewiglich, auf daß dieser Larven zeitliches Prangen in Ruhe bleibe? Es wäre besser, daß alle Bischöfe ermordet, alle Stifte und Klöster ausgewurzelt würden, denn daß eine Seele verderben sollte, geschweige denn, daß alle Seelen sollten verloren werden. Sie fürchten leiblichen Aufruhr und verachten geistliches Verderben. Wenn sie Gottes Wort aufnähmen und suchten der Seelen Leben, so wäre Gott dabei, der ein Gott des Friedens ist, und wäre keine Empörung zu fürchten. Wenn sie aber nicht hören wollen Gottes Wort, sondern wüten und toben mit Bannen, Brennen, Morden und allem Übel, was begegnete ihnen billig, denn ein starker Aufruhr, der sie von der Welt ausrottete?" [209])

Damit man seine Worte nicht mißdeute, fügt er freilich hinzu: „Wer Gottes Wort annimmt, der hebt keinen Rumor an. Wer aber Rumor anfängt, der mißbraucht Gottes Wort zu seinem Mutwillen." Aber damit hat er von dem vorher Gesagten keine Silbe zurückgenommen. Denn er hat genau nur das gemeint, was er ausgesprochen hat.

Er führt dann weiter aus, daß die Herrschaft dieser Gott feindlichen Bischöfe abgetan werden müsse und schreibt: „Alle, die dazu tun, Leib, Gut und Ehre daran setzen, daß die Bistümer verstört und der Bischöfe Regiment vertilgt werde, das

*) D. h. wider den fälschlicherweise „geistlich" genannten Stand.

sind liebe Kinder Gottes und rechte Christen, halten über Gottes Gebot und streiten wider des Teufels Ordnung. Wiederum alle, die da halten über der Bischöfe Regiment und sind ihnen untertan mit willigem Gehorsam, die sind des Teufels eigene Diener und streiten wider Gottes Ordnung und Gesetz". Auch hier setzt er zur Vorsicht hinzu: „Dies Verstören aber will ich in keinem Wege verstanden haben, daß man mit der Faust und dem Schwert dazu tue, sondern daß jedermann mit Gottes Wort dawider rede, lehre und halte".[210]) Aber wieder nimmt er hiermit nichts von dem in Wirklichkeit Ausgesprochenen zurück, sondern wehrt sich nur gegen das Unrecht, ihm zuzutrauen, er habe anderes gemeint, als gesagt. So kämpft er mit voller Leidenschaftlichkeit. Aber nicht, wie man es oft gemeint hat, „zügellos". Denn er läßt sich von der Glut seines Zorns nicht dazu hinreißen, mehr zu sagen, als was er tatsächlich denkt.

Eines freilich kann man seiner Kampfesart vorwerfen. Weil er andere mit demselben Zorn gegen das Böse, der ihn bewegt, zu erfüllen sich sehnt, kann er nicht mit ruhiger Objektivität reden. Sondern er sieht jedesmal nur das Eine, worauf es ihm jetzt ankommt, und hebt dies Eine in vollster Einseitigkeit hervor. So zu tun hält er für seine Pflicht. Denn er weiß, durch jedes hinzugefügte Wenn und Aber würde er seinen Worten die Spitze abbrechen. Die Abneigung, der Wahrheit die Ehre zu geben, ist so groß, daß jede Einschränkung des von ihm Gesagten durch Hervorhebung auch der anderen Seite der Sache von dem Leser als eine Brustwehr, hinter der man sich gegen den Angriff verstecken kann, benutzt werden würde. So überläßt er den systematischen Gelehrten, etwa seinem Freunde Melanchthon, die Wahrheit in wissenschaftlicher Allseitigkeit darzulegen. Er aber, der leidenschaftliche Bahnbrecher, denkt einseitig und redet einseitig. Er will die feindliche Front an einem Punkt durchbrechen. Das übrige wird sich dann schon später finden, wenn der Feind Gottes nur erst an diesem einen Punkte zum Weichen gebracht ist. Um aber dies zu erreichen, scheut er keines der im Kriege gebräuchlichen

Mittel, auch wenn sie aufs tiefste verletzen und blutige Wunden schlagen.

Dreierlei Waffen stehen ihm zur Verfügung. Denn die Unwahrheit, gegen die er kämpft, ist nicht nur unrichtig, sondern auch Torheit und kann auch um gemeiner, schmutziger Motive willen festgehalten werden. So sucht er dieses Dreifache klar zu machen. Nicht nur, daß seine Gegner der Heiligen Schrift widersprechen, sondern auch, daß sie „Narren" sind, und daß man vor ihren Behauptungen, als vor etwas Unreinem, Ekel empfinden muß. In dem Bewußtsein, daß sehr viele leichter die Lächerlichkeit und die Gemeinheit als die Unrichtigkeit erkennen, kämpft er auch mit Spott und mit solchen Worten und Bildern, die dem sittlichen Widerwillen Ausdruck geben.

Wenn er etwa die Verwerflichkeit der erzwungenen Eheloſigkeit ans Licht stellen will, so beweist er nicht nur aus der Heiligen Schrift, daß die Ehe ein gottgewollter, heiliger Stand sei, sondern er spottet auch über die, die sich so vergebens abmühen, sich vor Sünden zu hüten, zu deren Vermeidung eben der Ehestand eingesetzt ist. Und er zeichnet die Gemeinheit derer, die sich mit ihrer Eheloſigkeit brüsteten und doch in entsetzlicher Unreinheit lebten. Die Waffen des Spottes aber ausgiebig und durchschlagend zu gebrauchen, ermöglicht ihm sein unerschöpflicher Witz. Zur Bezeugung seiner sittlichen Entrüstung sich unedler Worte und Vergleiche zu bedienen, wird ihm erleichtert durch die schon oben*) gekennzeichnete Neigung, auch solche Ausdrücke nicht zu scheuen, die unseren Ohren unerträglich klingen.

Sein leidenschaftlicher Haß und sein Abscheu gegen das Böse ist so groß und tief, daß er immer wieder meint, er habe noch längst nicht scharf genug geschrieben: „Ob hier jemand wird sagen, ich werfe zu sehr mit ‚Buben' um mich, könne nicht mehr, denn schelten, dem sei also geantwortet, daß solch Schelten gegen die unaussprechliche Bosheit nichts ist. Denn was ist es für ein Schelten, wenn ich den Teufel einen Mörder, Böſewicht,

*) Siehe oben S. 25ff.

Verräter, Lästerer, Lügner schelte? Es ist eben, als wehte ihn ein Lüftlein an. Was sind aber die Papsteſel anders denn lauter Teufel leibhaftig, die keine Buße, sondern eitel verstockte Herzen haben und solch öffentliches Lästern wissentlich verteidigen und Schutz darin vom Kaiser und von dir begehren." [211])

Auf eine Beschwerde seines Gegners, des Herzogs Georg von Sachsen, hatte sich Luther wegen zweier allzu scharfer Schriften einen Verweis von seinem Kurfürsten zugezogen. Hierauf antwortete er: „Daß vielleicht etliche vorgeben, die zwei Schriften seien scharf und geschwinde, das ist wahrlich wahr. Ich hab's auch nicht darum geschrieben, daß es stumpf und gelinde sein sollte, und ist mir das allein leid, daß es nicht schärfer und heftiger ist." Denn das Treiben und die Pläne der Gegner seien so schändlich, daß er „mit seiner Schrift solchen bösen Knoten und Ästen noch viel, viel zu stumpf und weich sei". [212])

Damit kommen wir noch zu einer anderen Erscheinung seines leidenschaftlichen Wesens. Wenn man auch der Überzeugung geworden ist, daß etwas unsere ganze Liebe oder unseren ganzen Haß verdient, so ist man doch nicht immer imstande, solche Stimmungen so tief zu empfinden, wie man es für richtig hält. Man wird gleichgültiger gegen das, was uns tief bewegen und erregen sollte, sei es infolge der abstumpfenden Gewöhnung, sei es unter zu großer Arbeitslast oder wegen körperlicher Schwäche. Dann sucht man sich wohl durch geflissentliche Vorhaltung des unserer Liebe oder unseres Zornes Werten gleichsam in Wallung zu bringen. Und will man dann seinen allzu schwach empfundenen Gefühlen Ausdruck verleihen, so sucht man die fehlende Kraft durch Wortfülle und Wiederholungen zu ersetzen.

So ist es auch Luther ergangen. Wie oft klagt er über seine Unempfindlichkeit gegen das Herrliche, das die Gnade Gottes einem Christenmenschen geschenkt habe! So sagt er in der zehn Tage vor seinem Tode gehaltenen Predigt: „Wenn ein Christ solches hört, daß Gottes Sohn vom Himmel zu uns gekommen, uns gepredigt und sich selbst für uns gegeben hat: Sollte er nicht

vor Freuden gar erstarren und entzückt werden? Er muß doch als ein Christ sagen: Es ist ja die Wahrheit. Ich weiß ja, daß es gewißlich Gottes Wort ist. Aber — ich sehe und fühle leider, daß mir's doch gar nicht zu Herzen geht. Denn wenn du solchen Glauben also stark und gewiß fühltest, wenn du die Absolution hörst sprechen, so könntest du vor großen Freuden nicht ungesprungen und ungetanzt vom Priester gehen. Ebenso auch im Sakrament des Altars, da dir gegeben wird der leibhaftige Leib und Blut unseres Herrn Jesu Christi. Da solltest du auch zulaufen und voll Freuden springen. Und sollten sich die Leute darum drängen. Aber wir können die Freude nicht haben, noch ins Herz bringen, wie wir doch gern wollten. Es will nicht ins Herz, Mark und Bein gehen, schmeckt und lebt nicht, tröstet und freut uns nicht, wie es sollte. Es sollte billig der Christen Leben eitel Freude und Wonne sein. Aber wenig sind, die die Freude recht erfahren." [213]) „Ich habe Christum wohl lieb, der mich mit seinem Blut erlöst hat von des Teufels Gewalt und Tyrannei. Aber mein Glaube sollte billig viel größer und hitziger sein. Wenn wir nun leben werden an jenem Tage, so werden wir uns anspeien und sagen: Pfui, daß du nicht getroster, kecker, stärker und freudiger gewesen bist, Christo zu glauben und zu leiden allerlei Unglück, Kreuz und Verfolgung!" [214])

Ebenso wie es ihn tief betrübte, daß er nicht mit vollster Leidenschaft Gott lieben könne, so auch, daß er gegen das Böse nicht immer glühendsten Haß empfinde. Er weiß, wie starken Zorn es verdient, aber er empfindet diesen nicht so.

Muß er zu solcher Zeit doch öffentlich dagegen streiten, so müht er sich ab, um sich in eine Leidenschaftlichkeit zu versetzen, die er für das einzig Richtige hält. Dann sucht er nach möglichst starken und scharfen Worten und häuft sie, um wenigstens zum Ausdruck zu bringen, welches die einzig richtige Stimmung dem Bösen gegenüber ist. Dadurch bekommt dann sein donnernder Ton einen unnatürlichen, erkünstelten Beigeschmack.

In späteren Jahren wird seine Kampfesweise keineswegs milder, vielmehr nur noch unruhiger und lärmender. Man hat dies wohl daraus erklärt, er sei im Alter verbittert geworden. Aber beachten wir den Unterschied zwischen seinen früheren und späteren Streitschriften genauer, so zeigen die späteren nicht mehr die wuchtige Kraft, wie die früheren. Sie verdanken ihre Schärfe nicht sowohl einer im Inneren Luthers lodernden Glut, sondern auch einer Kraftanstrengung, die aus dem Bewußtsein, daß er nicht den richtigen Zorn empfinde, zu erklären ist. Dies wirkt nicht angenehm auf den Leser. Doch aber spricht sich auch darin Luthers Leidenschaft aus, die sich danach sehnt, dem Bösen mit dem vollen, verdienten Zorn entgegenzutreten.

Auch er selbst hat nach Vollendung solcher Schriften dies empfunden. Dann betrübt er sich über den Mangel. Aber nicht, als habe er nicht Scheltworte genug verwandt, sondern er beklagt, dem Gegner nicht hinreichend wuchtige Hiebe versetzt zu haben. Zu den rücksichtslosesten seiner Schriften gehört die gegen den Herzog Heinrich von Wolfenbüttel gerichtete „Wider Hans Worst". Doch einige Zeit darauf schrieb er darüber an Melanchthon: „Ich habe mein Buch wieder gelesen und wundre mich, was mir widerfahren ist, daß ich so maßvoll gewesen bin. Ich schreibe das meinem Kopfleiden zu, das mir nicht einen aufgeweckteren und kräftigeren Angriff zuließ". [215])

Es gibt keinen anderen Zug in dem Bilde Luthers, der so hart und so allgemein getadelt worden wäre, wie die Art seiner Polemik.*) Eben um ihretwillen meinen ihm viele die Liebe absprechen zu müssen. Um ihretwillen sehen ihn viele als von maßloser, wilder, völlig ungebändigter Leidenschaft besessen an. Wir müssen festzustellen suchen, wieviel Wahrheit in diesen Anklagen liegt.

Dabei jedoch scheiden wir alle von Katholiken erhobenen Vorwürfe gänzlich aus. Wer im Kriege mit den gemeinsten

*) Aus dieser folgen ein paar Proben unten S. 167ff.

Lügen arbeitet, Dum-Dum-Geschosse verwendet, wehrlose Gefangene niederschießt, ein ganzes Volk mit Frauen und Kindern dem Hungertode überliefern will, der hat kein Recht, das deutsche Volk anzuklagen, weil es mit den zur Vernichtung der feindlichen Kriegswerkstätten bestimmten Bomben auch einmal wider Willen Zivilpersonen trifft, oder weil es Tränen erzeugende Gase verwendet oder bei der Beschießung feindlicher Stellungen auch einmal wertvolle Bauwerke beschädigt. Wer im Kampf gegen Luther mit Kerker und Folter, mit Scheiterhaufen und Ertränkung gearbeitet hat, macht sich lächerlich, wenn er sich darüber beschwert, daß Luther in diesem Kriege harte und gemeine Worte verwendet hat, ganz abgesehen davon, daß auch seinen Gegnern kein Schimpfwort zu stark und zu gemein gewesen ist, um nicht damit gegen ihn zu kämpfen.

In dieser Beziehung ist der Unterschied zwischen ihnen und ihm nur der, daß er eine größere Begabung bei dem Gebrauch solcher Mittel bewiesen hat. Trotz aller ihrer Anstrengungen stand ihnen nicht eine so unerschöpfliche Fülle von Ausdrücken und Vergleichen zu Gebote, und keiner unter ihnen war von derselben leidenschaftlichen Begeisterung für die vertretene Sache erfüllt, wie er. Wie sie aber schrieben, wenn auch sie einmal von echtem Zorn ergriffen waren und keinen besonderen Grund hatten, ihre Stimmung zu verbergen, davon eine kleine Probe!

Der bittere Feind Luthers, Herzog Georg von Sachsen, beschwerte sich unablässig voll Entrüstung über Luthers „Schimpfen". Um nicht durch seine fürstliche Würde gezwungen zu werden, seinen wahren Empfindungen Zügel anzulegen, gab er eine von ihm gegen Luther verfaßte Streitschrift unter einem fremden Namen heraus. Hier nun lesen wir auch folgende Sätze: „Er ist gewiß mit dem Teufel besessen, mit der ganzen Legion, welche Christus von den Besessenen austrieb und erlaubte ihnen, in die Schweine zu fahren. Diese Legion hat dem Luther seinen Mönchsschädel hirnwütig und wirbelsüchtig gemacht. Du unruhiger, treu-

loser und meineidiger Kuttenbube! Du bist allein der größte, gröbste Esel und Narr, du verfluchter Apostat! Hieraus kann männiglich abnehmen die Verräterei und Falschheit deines blutdürstigen Herzens, rachgierigen Gemüts und teuflischen Willens, so du, Luther, gegen deinen Nächsten tobend, als ein törichter Hund mit offenem Maul ohne Unterlaß wagest. Du treuloser Bube und teuflischer Mönch! Du deklarierter Mameluck und verdampter Zwiedarm, deren neun einen Pickharden gelten. Ich sage vornehmlich, daß du selbst der allerunverständigste Bachant und zehneckichte Cornut und Bestia bist. Du meineidiger, treuloser und ehrenbloßer Fleischbösewicht! Pfui dich nun, du sakrilegischer, der ausgelaufenen Mönche und Nonnen, der abfälligen Pfaffen und aller Abtrünnigen Hurenwirt! Ei, Doktor Schandluther! Mein Doktor Erzesel, ich will dir's prophezeit haben, der allmächtige Gott wird dir kürzlich die Schanze brechen und deiner boshaftigsten, gröbsten Eselheit Feierabend geben. Du Sauboze, Doktor Sautrog! Doktor Eselsohr! Doktor Filzhut! Zweiundsiebzig Teufel sollen dich lebendig in den Abgrund der Hölle führen. Ich will machen, daß du als ein Höllenhund sollst Feuer ausprühen und dich endlich selbst verbrennen. Ich will dich dem wütenigen Teufel und seiner Hurenmutter mit einem blutigen Kopf in den Abgrund der Hölle schicken". [216])

Haben nun auch nach dem Gesagten die Katholiken durchaus kein Recht, sich über Luthers Kampfweise zu beschweren, so müssen doch wir uns darüber klar werden, was für Lichter sie auf seinen Charakter fallen läßt. Dabei werden wir uns vor einem doppelten Irrwege zu hüten haben. Wir werden uns einerseits nicht denen anschließen, die einen Heros wie Luther über die Gesetze der christlichen Moral hinausheben wollen, die etwa urteilen: „Bei fast allen Großen der Weltgeschichte tragen nicht nur die Tugenden heroischen Charakter, sondern auch die Untugenden; diese sind nur die Kehrseite der wunderbaren Größe des Mannes." Andererseits aber dürfen wir auch von niemandem mehr fordern, als daß er die allgemeinen Gesetze der neutestamentlichen Ethik innehält. Wir beam-

sprüchen für jeden, so auch für Luther, das Recht, diese Gesetze in einem seiner besonderen Eigenart und seiner besonderen Aufgabe entsprechenden Gestalt zu verwirklichen. Ein Riese kann und soll nicht leise auftreten, wie ein Zwerg, ein Sanguiniker kann und soll nicht ebenso handeln, wie ein Phlegmatiker. Von dem Feldherrn, der eine gewaltige Festung bezwingen soll, darf man nicht die sanfte Stimme und das zarte Vorgehen einer barmherzigen Schwester verlangen.

Wir möchten uns auch der Hoffnung hingeben, daß die Erfahrungen dieses furchtbaren Krieges eine gerechte Beurteilung der Kampfesweise Luthers erleichtern werden. Unsere friedliebenden, weich fühlenden Söhne und Brüder im Felde haben unendlich viel Hartes tun müssen, was sie wahrlich nicht gern taten. Wir haben von ihnen ein Dreinschlagen ohne Erbarmen gefordert.

Luther aber? Ihm war die Riesenaufgabe zugewiesen, eine seit Jahrhunderten immer neu mit Wällen und Gräben, Schanzen und Stahlpanzern, Stacheldrähten und Wolfsgruben ausgebaute Festung zu stürmen, die von ihren Befehlshabern und deren Truppen mit einer über alle Vorstellung hinausgehenden Rücksichtslosigkeit verteidigt wurde. Während sie vor keinem noch so entsetzlichen Mittel zurückschreckten und unablässig die Ermordung aller Anhänger Luthers forderten und, wo sie die Macht dazu besaßen, kaltblütig vollzogen, durfte er keine andere Waffe anwenden, als einzig das mündliche und schriftliche Wort. Mit diesem allein sollte er eine durch tausendjährige Gewöhnung und Gleichgültigkeit in tiefsten Schlaf versunkene Welt aufrütteln und gegen das bisher als sanftes Ruhekissen empfundene kirchliche Wesen so mächtig aufregen, daß sie in Abscheu dagegen und in heißer Liebe zu der wieder entdeckten Wahrheit selbst das Schrecklichste, was sie dafür treffen konnte, nicht mehr scheuten.

Und da verlangt man von ihm, er hätte mit sanfter Milde und mit freundlichen Vorstellungen sich begnügen sollen? Er kannte seine Zeitgenossen und wußte, was vielleicht noch auf sie Eindruck machen konnte. Er lebte in einem Zeitalter, das

man das „grobianische“ genannt hat. Da sollte er reden, als wenn er in einer philosophisch gerichteten oder in einer sentimental schwärmenden Zeit gelebt hätte? Nur weil er mit Bomben und Granaten gearbeitet hat, ist ihm gelungen, was soviele vor ihm und nach ihm vergebens versucht haben. Nicht einer unter allen seinen Mitkämpfern würde den Sieg davongetragen haben. Kein Melanchthon, kein Zwingli, kein Kalvin, wenn nicht Luther mit seinem rücksichtslosen Stürmen die Bahn gebrochen hätte.

An seinen Freund Link schreibt er einmal: „Alle verurteilen meine Bissigkeit. Ich aber denke wie Du, daß Gott vielleicht auf solche Weise ans Licht bringen will, in welchen Träumen die Menschen befangen sind. Denn ich sehe, daß das, was zu unserer Zeit mit Ruhe behandelt wird, bald vergessen wird, indem keiner sich darum kümmert. Haben doch auch Paulus und die alttestamentlichen Propheten mit den schärfsten Worten gekämpft. Wer weiß, ob es nicht der Geist ist, der mich durch seinen Antrieb in Bewegung setzt, da es doch gewiß ist, daß ich weder aus Verlangen nach Ehre oder Geld, noch aus Vergnügen [am Streiten] so vorgehe.“ [217])

Nur darum also handelt es sich, ob Luther im Kampf auch den Verirrungen, die einem leidenschaftlichen Charakter nahe liegen, nicht entgangen ist. Dabei möchten wir aber eine Eigentümlichkeit der Polemik Luthers aus unseren Erwägungen ausschließen, die Verwendung von den unserem ästhetischen Gefühl unerträglichen, schmutzigen Ausdrücken und Vergleichen. Denn dies ist doch nur gleichsam eine Beigabe, von der wir nicht zu bestimmen vermögen, ob oder wie weit Luther recht hatte, wenn er sie als zu jener Zeit zur schlagenden Kennzeichnung seiner Gegner notwendig ansah. Wir verweisen also auf das in dieser Beziehung früher Gesagte *).

2.

Leidenschaft macht nur zu oft blind. Weil sie die eine Seite einer Sache so scharf und fest im Auge hat, kann sie die

*) Vgl. oben S. 25ff. 144.

andere Seite nicht sehen. Dies mag in einzelnen Fällen auch Luther widerfahren sein. Denn welcher Mensch wäre davor gesichert? Aber — und dies ist geradezu staunenswert — in allen solchen Fällen hebt Luther bei einer anderen Gelegenheit die andere Seite ebenso bestimmt hervor.

Etwa die tiefe Versunkenheit der römischen Kirche hat er mit den schwärzesten Farben gemalt, über ihre „unsinnigen" Lehren die Ströme seines Spottes ausgeschüttet, vor ihrer Verlogenheit und Scheinheiligkeit Abscheu zu erzeugen gesucht. Und — er hat dieselbe Kirche in anderen Beziehungen so gelobt, daß manche Protestanten sich gar nicht darin haben finden können. Er hat sich und seine Anhänger glückselig gepriesen, daß sie, von Rom verstoßen, ein neues Kirchenwesen hatten gründen können. Und — er hat die in der evangelischen Kirche sich zeigenden Mängel so klar gesehen und mit solcher Wucht gegeißelt, daß die Katholiken vor Freude wie außer sich geraten und behaupten können, er habe damit über sein eigenes Werk den Stab gebrochen.

Ebenso hinsichtlich der einzelnen Lehren, gegen die er streitet. Nie verleitet ihn sein Zorn über römische Anschauungen, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Immer unterscheidet er klar, was von dem alten Glauben er verwerfen, was beibehalten will, so daß man ihm schon vorgeworfen hat, er sei noch halb katholisch geblieben oder gar, er stelle nur eine Nachblüte mittelalterlicher Frömmigkeit dar. Wir haben nicht zu untersuchen, ob hierin irgend etwas von Wahrheit liegt. Aber wir haben festzustellen, daß seine Leidenschaft ihn nicht blind gemacht hat.

Ein leidenschaftlicher Charakter erliegt im Kampfe nur zu leicht der Versuchung, seinen Gegner schlechter zu beurteilen und zu behandeln, als dieser es verdient. Tut Luther seinen Gegnern unrecht? Dies ist oft behauptet worden. Und selbstverständlich kann auch der Gerechteste und Kaltblütigste sich einmal in dieser Beziehung versehen. Auch Luther wird davon nicht frei geblieben sein. Schreibt er doch selbst:

„Ich bin mir bewußt, daß ich keinem übel will. Aber jene bedrängen mich auf das wütendste, so daß ich den Satan [der mich, zuviel zu sagen, verleiten will] nicht genügend im Auge behalte." „Ich kann nicht leugnen, daß ich heftiger bin, als ich sein sollte." „Nicht will ich mich entschuldigen, als sei nichts Menschliches an mir." [218])

Aber wenn wir dann fragen, wem Luther unrecht getan haben soll, dann lauten merkwürdigerweise die Antworten ganz verschieden. Nach der Meinung eines Jesuiten hat er mit seiner Schärfe im Grunde recht gehabt gegen die Juden, gegen die Häretiker im eigenen Lager und gegen Mißbräuche der alten Kirche, wenn er auch in seinen zutreffenden Rügen Maßhaltung und Klugheit vermissen lasse. Ungerecht soll er also nur gewesen sein in seinem Kampf gegen das, was ein Jesuit für richtig hält. Andere urteilen entgegengesetzt. So schreibt Hausrath: „Wenn wir den Streit mit Zwingli abrechnen, hat Luther die Gegner genau so behandelt, wie sie es verdienten." [219]) Prüfen wir einen Augenblick diese Ansicht.

Natürlich kommt es hier nicht auf die dogmatische Frage an, ob Luthers oder Zwinglis Ansicht vom Abendmahl die richtige war, sondern nur darauf, ob Luther diesen Gegner ungerecht behandelt hat. Man hat nämlich behauptet, er habe in seiner großen Streitschrift: „Daß diese Worte: Das ist mein Leib, noch feststehen, wider die Schwarmgeister" dem Zwingli eine Menge von Aussprüchen vorgeworfen, die sich in dessen Schriften gar nicht fänden. Dies würde in der Tat genau das schwere Unrecht sein, auf das es uns hier ankommt. Aber diese ganze Anklage beruht auf einem reinen Mißverständnis, an dem Luther völlig unschuldig ist. Denn wie der Titel seiner Schrift zeigt, richtet sie sich gar nicht gegen Zwingli allein, sondern gegen alle, die er mit diesem unter die Bezeichnung „Schwarmgeister" zusammenfaßt. Wir haben nun die Mühe nicht gescheut, auch die anderen Abendmahlsschriften jener Zeit wieder aufzusuchen und zu studieren. Das Ergebnis war, daß auch nicht eine einzige von Luther erwähnte Äußerung, ja nicht ein einziger von ihm dabei gebrauchter

Ausdruck, sich nicht irgendwo in den in Frage kommenden 23 Schriften vorfindet. Nichts ist verdreht, nichts übertrieben.[220]) Seine Leidenschaft hat Luther nicht verleitet, gegen Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit zu verstoßen.

Der sorgsam Überlegende kommt nicht selten zu spät mit seinem Handeln, der stark Phlegmatische vielleicht niemals dazu. Dem Sanguiniker dagegen droht die Gefahr, voreilig einzugreifen, jeder augenblicklichen Stimmungsregung zu gehorchen. Ist Luther ihr erlegen?

Gewiß hat er oft sehr schnell sich zum Schreiben entschlossen und alsbald zur Feder gegriffen. Aber in solchen Beziehungen darf man ihn nicht mit gewöhnlichem Maße messen. Bei der ungeheuren Beweglichkeit seines Geistes, bei der Schärfe seines Verstandes und seines Gedächtnisses genügte für ihn zur Überlegung eine Zeit, die für uns vielleicht viel zu kurz sein würde.

Wir bemerken nämlich bei ihm in dieser Beziehung sehr große Unterschiede. Bald hält er eine ganz kurze Zeit für genügend zur vorherigen Erwägung, bald wartet er lange. Am 3. Oktober 1520 bekommt er die ihn verdammende päpstliche Bannbulle zu sehen. Hier ist er sich sofort klar. Schon nach zehn Tagen erscheint seine erste dagegen gerichtete Schrift, gleich danach eine zweite in deutscher und in lateinischer Ausgabe. Als aber Erasmus gegen ihn geschrieben, wartet er ein ganzes Jahr lang, ehe er sich an die Erwiderung macht. Daß in dieser langen Zeit die Arbeit des gefeierten Gelehrten sich ungestört überall hin verbreiten und viele gegen Luther einnehmen konnte, war diesem gleichgültig.

Oder seine erste Schrift bei Beginn des Bauernkrieges verfaßte er so schleunig, daß er nicht erst die Rückkehr von einer Reise abwartete, sondern sie auf dieser niederschrieb. Denn ihm konnte keinen Augenblick zweifelhaft sein, was und wie er schreiben müsse. Und es war höchste Gefahr im Verzuge, wenn nicht seine Ermahnung zum Frieden zu spät kommen sollte. Ebenso ungesäumt ließ er seine zweite Schrift aus-

gehen, sobald er hörte, daß die Bauern zum Schwert gegriffen hätten. Denn auch jetzt war ihm sofort klar, wozu er nunmehr zu ermahnen habe.

Als aber seine Abendmahlslehre von den Schweizern angegriffen wurde, zögerte er sehr lange mit der Entgegnung, obwohl eine ganze Flut ähnlicher Schriften auch in Deutschland erschien. Zuerst überlegte er, ob überhaupt eine Erwiderung nötig sei, dann, ob nicht die von anderen ausgegangenen Schriften genügen dürften. Erst zwei Jahre nach dem Erscheinen von Zwinglis Hauptschrift ließ Luther seine Gegenschrift ausgehen. Ein Stürmer ist Luther, aber nicht ohne hinreichende Überlegung.

Er erliegt nicht der Gefahr des Cholerikers, im blinden Vertrauen auf sein gutes Recht um sich zu schlagen und die Schwierigkeit des Gegenstandes zu unterschätzen. Bedeutungsvoll sind in dieser Beziehung die uns noch erhaltenen Niederschriften seiner Arbeiten. Wenn er etwa eine ihm schon klare Frage behandelt, z. B. „Ob ein Christ vor dem Sterben [in der Pestzeit] fliehen möge", dann schreibt er so schnell und glatt, daß in dem ganzen Manuskript kaum eine leise Änderung vorkommt. Hat er aber gegen die Schweizer die an sich schon schwierige Abendmahlslehre zu untersuchen, dann verwendet er ein paar Monate darauf. Er studiert nicht nur alle gegnerischen Schriften aufs genaueste, sondern auch die Ansichten der alten Kirchenlehrer über diese Frage. Und dann korrigiert er in seinem Manuskript soviel, daß man über die Findigkeit des Setzers in der Druckerei staunen muß, der eine Vorlage mit so zahllosen Durchstreichungen, Zusätzen, Änderungen und eingelegten Zetteln hat entziffern können. Luther steht offenbar nicht unter, sondern über seiner Leidenschaft.

Der schlimmste Abweg, auf den einen sanguinischen Kämpfer sein Eifer treiben kann, ist der, daß sein Zorn über das Böse nicht mehr aus Liebe zu Gott und dem Guten hervorgehe und damit auch die Liebe zu dem Nächsten unmöglich mache. Luther selbst hat den Grundsatz aufgestellt: „Ein christlicher

Haß der Sünden ist also getan: Er scheidet zwischen Laster und Menschen, denkt nur daran, das Laster zu vertilgen und den Menschen zu erhalten. Ein Christenmensch lebt nur darum, daß er den Leuten nützlich sei und nicht die Menschen, sondern ihre Laster vertilge".[221]) Hat er selbst hiernach gehandelt? Hat er auch bei seinem leidenschaftlichen Streiten gegen das Böse die christliche Liebe zu seinen Gegnern festhalten können? Natürlich handelt es sich hier nicht um eine weich streichelnde, sondern um eine mit Wucht dreinschlagende Liebe.

Wer nun heute die Streitschriften Luthers liest, möchte es zunächst für unmöglich halten, daß jemand, der mit solcher „teutonischen Wut" auf andere einhaut, doch noch Liebe zu ihnen bewahren kann. Aber Luther ist zu groß, um mit gewöhnlichem Maßstabe gemessen werden zu dürfen. Wieder möchten wir glauben, daß der gegenwärtige Krieg auch hier gerechter zu urteilen erleichtert. Ein deutscher Freiwilliger hatte an der Front im Westen mit solch stürmischem Zorn gegen die Feinde gekämpft, daß ihm später dafür das Eiserne Kreuz verliehen worden ist. Da hörte er ein paar verwundete Feinde, die im wilden Granatfeuer lagen, jammernd um Hilfe flehen. Er konnte es nicht lassen, sie aus dem ärgsten Kugelregen herauszuschleppen und war überglücklich, als sein Leutnant ihm erlaubte, sie zum Verbandplatz zu bringen. Dann hat er sich die Adressen der Verwandten geben lassen, um diesen Nachricht über das Schicksal der Gefangenen geben zu können. Immer wieder hat der eine von ihnen heiße Dankesbriefe an seinen „Retter" geschrieben, und nachdem dieser gefallen, tief beklagt, daß er ihm seine Dankbarkeit nicht mehr bezeugen könne. Ein kleines Beispiel dafür, daß es möglich ist, mit leidenschaftlichem Zorn gegen die Feinde zu kämpfen und doch Liebe zu fühlen.

Luther selbst ist der Überzeugung gewesen, er hasse seine Feinde nicht, wünsche ihnen vielmehr alles Gute. Verdammte man sein „Fluchen" so sehr, so antwortete er wohl, jeder Christ, dem Gottes Ehre über alles gehe, der darum um deren Auf-

rechterhaltung und Mehrung bete, fluche eben damit, bewußt oder unbewußt, allem, was der Ehre Gottes zuwider ist. „Ich kann nicht beten, ich muß dabei fluchen. Soll ich sagen: ‚Geheiligt werde dein Name', so muß ich dabei sagen: Verflucht, verdammt, geschändet müsse werden der Papisten Name und aller, die deinen Namen lästern. . . . Wahrlich, so bete ich alle Tage mündlich, und mit dem Herzen ohne Unterlaß, und mit mir alle, die an Christum glauben." Er schließt aber: „Dennoch behalte ich ein gutes, freundliches, friedliches und christliches Herz gegen jedermann, das wissen auch meine größten Feinde." [222])

Unermüdlich ließen katholische Streiter drucken, sie hofften sehnsüchtig, daß Luther bald vom Teufel in die Hölle geholt werde. Er dagegen konnte sagen: „Ich kann mich dessen rühmen, daß ich gegen niemanden so böse und zornig bin, daß ich ihm den ewigen Zorn Gottes wünschte, nicht einmal dem Erzbischof von Mainz, den ich, als einen Epikuräer, unter allen, die leben, am meisten hasse". [223]) Noch in seinem letzten Lebensjahre schrieb er: „Wir wissen alle, daß der Papst und die Papisten uns alle tot haben wollen an Leib und Seele. Wiederum wir wollen sie alle mit uns an Leib und Seele selig haben". [224])

Vermöge seines „freundlichen Herzens" gegen die Personen seiner Gegner, kann er auch nicht lassen, für sie zu Gott zu beten. Besonders starken Zorn fühlte er gegen Herzog Georg von Sachsen, dessen Verfolgung der Evangelischen ihm deshalb so sehr zu Herzen ging, weil es sich um ein Nachbarland mit engen Beziehungen zu Wittenberg handelte. Im März 1522 nun schreibt er an seinen Kurfürsten: „Ich will aber nicht verbergen, daß ich für Herzog Georg habe nicht [nur] einmal gebeten und geweint, daß ihn Gott wolle erleuchten. Ich will auch noch einmal bitten und weinen. Danach nimmermehr. Und ich bitte, Euer Kurfürstl. Gnaden wolle auch bitten und bitten lassen, ob wir das Urteil [Gottes] könnten von ihm wenden, das (ach, Herr Gott!) auf ihn dringt ohne Unterlaß." [225])

Wie ernst es ihm mit dieser Fürbitte gewesen ist, zeigt

auch sein in der gleichen Zeit an den evangelisch gesinnten Ritter Hartmut von Kronberg gerichteter Brief, in dem es heißt: Der Herzog „hat's im Sinn, er wolle Christum fressen wie der Wolf eine Mücke. Ich habe zwar mit ganzem Herzen für ihn gebeten und mich seines greulichen Anlaufs [seines Kampfes gegen die Wahrheit] sehr erbarmet. Aber ich sehe, es drückt ihn sein Urteil, längst verdient. Ich bitte, ihr wollt mit den eurigen ihn im Gebete dem Herrn befehlen, wie wir denn schuldig sind, den Widersachern aus Herzen günstig zu sein, ob er dermaleinst möchte errettet werden und für einen Saulus einen Paulus geben." Vielleicht würde es auch etwas nützen, meint er, wenn von Kronberg einen Brief an den Herzog richten möchte. „Ich weiß für ihn nichts mehr zu tun denn das Gebet".[226])

Recht bezeichnend für Luthers Charakter ist es auch, wenn er in jenem Brief an seinen Kurfürsten erklärt, er werde, wenn eine nochmalige Fürbitte für Herzog Georg umsonst sein sollte, „danach nimmermehr" für ihn beten. Wenn Gott alle diese Gebete nicht erhöre, so meint er darin eine Weisung, damit aufzuhören, sehen zu sollen. Aber trotzdem bringt er es nicht über das Herz, nach jenem Vorsatz zu handeln. Im Dezember 1525 entschließt er sich, an den Herzog Georg einen freundlichen Brief zu richten, ob er vielleicht damit noch Eindruck auf ihn machen könne. Darin „beruft er sich auf Gott", daß er diesen Schritt nur zu des Herzogs Bestem tue, um ihm „zur Seligkeit zu dienen", „welches ich auch meinen Feinden zu tun mich schuldig erkenne". Der Herzog solle gewiß sein, Luther meine es besser mit ihm als alle, die ihn höchlich preisen und ihm weidlich heucheln. „Es soll auch Ew. Fürstl. Gnaden wissen, daß ich bisher für Ew. Fürstl. Gnaden Herz fleißig gebetet habe und auch noch bete."[227])

Als aber der Herzog nur noch immer mehr „vor anderen tobte", schrieb Luther im Januar 1528 an seinen Freund Spalatin: „Lieber Gott, will der Tollkopf nicht einmal aufhören? Ist er zu bekehren, mein lieber Herr Jesu Christ, so bekehre ihn doch! Wo nicht, so wehre ihm doch! Was soll er

die Deinen, dein Wort und Werk solange hindern und lästern? Amen, amen, lieber Herr!“ [228]) Auch noch i. J. 1538 hören wir Luther im Kreise seiner Freunde äußern: „Täglich bete ich für den Herzog Georg, auch für den Erzbischof von Mainz.“ [229])

Hat er so gegen seinen bittersten Feind gefühlt, dann werden wir ihm zu glauben haben, daß er gegen alle seine Widersacher „ein freundliches, christliches Herz“ behalte. Sehr wertvoll würde es sein, wenn wir näher erführen, was er mit der Hinzufügung gemeint hat: „Das wissen auch meine größten Feinde.“ [230]) Danach muß er Gelegenheit gehabt haben, ihnen dies zu beweisen. Naturgemäß wird dies in der Regel „im Verborgenen“ geblieben sein. Doch erfreulicherweise kennen wir ein paar solcher Fälle.

Der erste Gegner Luthers war der Ablaßkrämer Tetzel. Dieser aber hatte auch sofort die Frage, über die Luther durch den Anschlag seiner 95 Thesen eine ruhige, sachliche Disputation hatte herbeiführen wollen, auf ein ganz anderes, höchst gefährliches Gebiet hinübergespielt. Er hatte Luther als „abtrünnig“, als „Frevler am christlichen Glauben, Ketzer, Erzketzer“ angeklagt und nach „Stock, Kerker, Wasser und Feuer“ gegen ihn gerufen. Damit hatte er die ganze Sache vollständig verdorben und vergiftet. Nun war eine ersprießliche Verhandlung über die Bedeutung des Ablasses gar nicht mehr möglich. Auf Tetzels Anklage hin mußten die kirchlichen Behörden einschreiten. Der Scheiterhaufen drohte. Kein Wunder, daß Luther gegen diesen schamlosen Ketzerriecher gewaltigen Zorn fühlte und mit voller Wucht gegen ihn kämpfte!

Als aber dann der Streit zu einem Feuermeer auszuwachsen begann, als der vom Papst gesandte Karl von Miltitz in Deutschland den Eindruck gewann, diese Flammen seien nicht mehr mit Gewalt zu löschen, da ergrimmte man über den Mann, dem man die Schuld an dem Ausbruch des Feuers zuschrieb, über Tetzel. Dieser hatte mit seiner Anpreisung des Ablasses nur das getan, wozu er gedungen war, hatte es nur hervorragend gut gemacht. Jetzt aber, da es übel ausge-

gangen war, jetzt, wo Miltitz den Versuch machen wollte, den Streit beizulegen, opferte er das unschuldige Werkzeug der Rache der Aufgeregten. Er lud ihn vor sich. Der Unglückliche antwortete, man sei so erbost auf ihn, daß er auf einer Reise seines Lebens nicht sicher sei. So reiste Miltitz zu ihm nach Leipzig und donnerte ihn mit der Ankündigung nieder, er werde dem Papste die Angelegenheit zur Bestimmung der Strafe vorlegen. So rücksichtslos verfuhr er, daß der Gemaßregelte vor Aufregung und Angst schwer erkrankte.

Es war ein sehr düsteres Krankenlager, von dem ihn im nächsten Jahr der Tod erlöste. Denn für einen von dem Gesandten des Papstes Gebrandmarkten wagte niemand mehr einzutreten.

Ein milder Sonnenstrahl aber leuchtete noch in die dunkle Zelle des in Kummer und Furcht sich Verzehrenden hinein. Er erhielt einen Trostbrief. Er solle seinen Kummer fahren lassen. Denn in Wirklichkeit sei gar nicht er schuld an dem großen Streit. „Das Kind habe einen ganz anderen Vater". Leider besitzen wir nicht mehr den ganzen Brief. Er wird ausgeführt haben, Tetzel habe ja nur getan, was ihm aufgetragen sei. Die eigentliche Schuld trage sein Auftraggeber, der Erzbischof von Mainz, und der Papst mit seiner Ablaßbulle.[231])

Wer hat dem in Fieberhitze dürstenden Verwundeten diesen Labetrunk gereicht? Derselbe, der ihm auf dem Schlachtfeld die tödliche Wunde geschlagen, Luther mit seinem „freundlichen Herzen gegen jedermann". So klar vermochte er zu scheiden zwischen Sache und Person, zwischen dem Bösen, dem sein Haß galt, und dem Gegner, dem seine Liebe galt.

In der Sache eisern unerbittlich, fühlt er mit den Personen herzliches Mitleid. Er ist tief erregt gegen seinen früheren Kollegen Karlstadt, der in mystische Schwärmerei versunken die Evangelischen für seine neuen Offenbarungen gewinnen will. Er tut alles, was er nur vermag, um dessen schlimmen Einfluß zu brechen. Aber er verwendet sich auch für ihn bei dem Kurfürsten, weil ihn „des armen Mannes trefflich jammere

und den Elenden Barmherzigkeit zu erweisen sei". In einem späteren Briefe bittet er den Kurfürsten um die Erlaubnis für Karlstadt, in Kemberg ungestört wohnen zu dürfen: „Gott wird es desto reichlicher vergelten. Karlstadt mag für seine Seele selbst aufkommen, seinem Leibe aber und den Seinigen sollen wir Gutes tun." [232])

Der von stürmischer Leidenschaft beherrschte Streiter steht auch in der Gefahr, keine Unterschiede unter seinen Gegnern anzuerkennen, sondern gegen sie alle mit der gleichen rücksichtslosen Schärfe vorzugehen. Auch diese Klippe hat Luther vermeiden können. Er schreibt einmal: „Ich bin freilich öfter reizbar und gereizt gewesen und habe hart geschrieben. Aber dies habe ich nur getan gegen die Hartnäckigen und Unbändigen. Sonst aber, glaube ich, ist meine Schonung und Gutherzigkeit gegen die Sünder und Unfrommen, auch gegen die Unverständigen und Schlechten, nicht nur durch das Zeugnis meines eigenen Gewissens, sondern auch durch Vieler Erfahrung hinreichend bezeugt." [233])

Einem Gegner gegenüber, den er für unverbesserlich halten zu müssen meinte, ließ er seiner zornigen Leidenschaft freien Lauf. Denn ihm konnte er dadurch nicht mehr schaden, und andere mußte er auf solche Weise vor diesem Menschen warnen. Hoffte er aber noch, jemanden zur Besinnung bringen zu können, dann war es, als würde er plötzlich ein ganz anderer. Dann hatte er nichts mehr von dem klobigen Streiter an sich.

Ein Beispiel! Die schwärmerische Bewegung, die in Wittenberg während der Zeit seines Aufenthalts auf der Wartburg ausgebrochen war, drohte der evangelischen Sache einen unauslöschlichen Schandfleck anzuheften, ja sie zu vernichten. Aufs tiefste dadurch erregt, erklärte er: „Satanas hat den Widersachern das Maul weit aufgesperrt, das Evangelium zu schmähen. Alle meine Feinde samt allen Teufeln, wie nahe sie mir kommen sind vielmal, haben sie mich doch nicht getroffen, wie ich jetzt getroffen bin von den Unsern. Und

ich muß bekennen, daß mich der Rauch übel in die Augen beißt.“ [234])

Mit dem Grimm des Bären, dem seine Jungen geraubt sind, eilt er nach Wittenberg. Er besteigt wieder seine alte Kanzel. Was werden die Wittenberger zu hören bekommen? Sie kennen ja seine Streitschriften mit den dröhnenden Schlägen und dem beißenden Spott. Und in der Tat hatten sie es nicht nur so arg getrieben, daß sie empfindlicher Züchtigung wert waren, sondern hatten auch so unsinnig, so lächerlich gehandelt, daß sie bittern Hohn verdienten. Es wäre nicht zu verwundern gewesen, wenn manche aus Angst vor dem, was Luther ihnen bieten würde, dem Gottesdienst fern zu bleiben vorgezogen hätten.

Was bekamen sie zu hören? Ja, tiefer Ernst und große Betrübnis spricht aus seinen Worten. Aber nicht ein Wort des Scheltens oder des Hohnes kommt über seine Lippen. Nur Liebe, tiefes Mitleid mit den Verirrten, heißes Verlangen, ihre Herzen zu rühren und zu bereitwilliger Umkehr zu bewegen. Acht Predigten hält er nacheinander, jeden Tag eine. Leider kennen wir davon nur das, was andere nachgeschrieben haben. So wird gerade manches von der Zartheit und Herzlichkeit seiner Worte verloren gegangen sein. Doch ist noch genug davon uns aufbewahrt, um uns über Luther staunen zu lassen.

Welch eine Befähigung inniger Liebe, sich ganz in die Stimmung seiner Zuhörer hineinzufühlen, spricht sich schon in der Einleitung aus, die das Große zu erreichen sucht, daß jeder einzelne ohne Vorurteil seine Darlegungen erwäge! In seiner Liebe empfindet er tief, wie schwer es ist, seine Zuhörer dahin zu bringen. Denn die ganze Stadt war von dem schwärmerischen Taumel ergriffen worden. Wie blind liefen sie alle den wenigen stürmenden Führern nach. Jeder meinte, seiner Sache gewiß zu sein, während er in Wirklichkeit nur den anderen nachsprach. Luther empfindet mit seinem zarten Herzen, daß es vor allem darauf ankommt, diese sich als geschlossene Einheit fühlende Masse gleichsam in einzelne Personen zu zer-

trennen, damit jeder einzelne wieder die ungeheure Verantwortung fühlt, die auf seinen eigenen Schultern liegt. Erst dann werden sie wirklich erwägen können, was er ihnen vorhalten muß.

So beginnt er, ohne jede Einleitung über die lange Trennung und das glückliche Wiedersehen, mit dem ergreifenden Gedanken: „Wir sind alle zum Tode gefordert, und wird keiner für den anderen sterben. Sondern ein jeglicher in eigener Person muß geharnischt und gerüstet sein, für sich selbst mit dem Tode und Teufel zu kämpfen. Im Tode muß ein jeder auf seine Schanze selbst sehen und selbst und allein mit den Feinden im Kampfe liegen." Dies führt er aus und schließt: „Derhalben muß ein jedermann selbst die Hauptstücke, die einen Christen angehen, wohl wissen, dadurch er in diesem ernsten Kampf wohl gerüstet sei." Buße und Glaube sind die beiden ersten Stücke. Er fährt fort: „In diesen zwei Stücken spüre ich noch keinen Mangel oder Fehl bei euch, ja ich darf wohl sagen, daß ihr hierin gelehrter seid, denn ich bin. Nicht allein einer, sondern wohl zwanzig und mehr. Und ich hätte nicht gemeint, daß es in so kurzer Zeit [bei euch mit dieser Erkenntnis] sollte so hoch gestiegen sein." So kann der „herbe" Luther freundlich das Gute anerkennen, das ihm in seiner Gemeinde begegnet ist, in der Hoffnung, daß sie dann auch bereit sein wird, einzusehen, was ihr noch fehlt.

„Zum dritten", so erklärt er nun, „müssen wir auch die Liebe haben, und durch die Liebe einander tun, wie Gott uns getan hat, ohne welche Liebe" — so zeigt er weiter — „der Glaube nichts ist." „Allhier, lieben Freunde, an diesem Stück hat es sehr gefehlt." Christlich reden können sie wohl, auch von der Liebe. Doch Gott will nicht Nachredner haben, sondern Nachfolger. Die Liebe aber hat Geduld mit den Schwachen. Dies hat ihnen gefehlt. „Darum lasset uns schön hier tun und säuberlich fahren, daß wir einer dem anderen die Hände reichen, helfen, raten, wohltun mögen. Ich will hierin das Meine tun und meine Meinung sagen, wie ich schuldig bin. Ich meine euch herzlich, wie ich meine Seele meine. Lasset

uns alle einträglich zusammen tun." Und nun weist er ihnen nach, wie ihr stürmisches Vorgehen gegen die Messe, gegen die Bilder, bei der Neugestaltung der Abendmahlsfeier die wahre Liebe, die Rücksicht auf die Schwachen völlig vergessen habe. „Wohlan, Gott wird noch alles zum besten schicken, wenn ihr nur folgen wollt und von diesem Mißbrauch und Stürmen abstehen. Wie ich mich dem herzlich versehe, daß ihr tun werdet." [235])

So milde und freundlich kann er streiten, wenn er es nicht mit Verstockten zu tun zu haben meint. Denn es ist sein Grundsatz: „Die Schwachen soll der Christ freundlich und sänftiglich dulden, die Tobenden aber mit Ernst stoßen und nur alles tun und lehren, was ihnen leid und zuwider ist." Dies nennt er „den christlichen Haß der Sünden". „Der verwirft und verachtet keinen Menschen, sondern nimmt ihn auf und fährt also mit ihm, daß er ihm von dem Laster helfe, straft ihn, lehrt ihn, bittet für ihn, duldet und trägt ihn." [236])

Diese Ausführungen zeigen zugleich, wie unrecht man Luther tut, wenn man als den Wesenszug seines Charakters das „Stürmen" ansieht. Man könnte ebensogut das Tragen der Schwachen, die Geduld der Liebe für die Hauptsache bei ihm erklären.

Auch die Ansicht ist unrichtig, als habe Luther Freude am Streit gehabt. Er hat freilich so viel und so heiß kämpfen müssen, daß er leicht diesen Eindruck machen kann. Aber von einer Lust am Kämpfen kann bei ihm nur insofern die Rede sein, als jeder, der zu einer bestimmten Tätigkeit besonders befähigt ist, sich dann, wenn er zu ihr genötigt wird, bei ihrer Ausübung erfrischt und wohl fühlt. Aber im Grunde liebte Luthers gutmütiger Charakter den Kampf keineswegs.

Indem er seine innigste, friedlichste Schrift „Von der Freiheit eines Christenmenschen", dem Papste widmet, erklärt er dabei, sie könne zu schmecken geben, mit welchen Studien er sich am liebsten beschäftigen würde, wenn seine Gegner nur es ihm gestatteten. [237]) Die erste gegen ihn erschienene Streitschrift, die Obelisken des Johann Eck, wollte er, trotzdem sie

nach seinem Urteil voll von den „schändlichsten Beleidigungen“ war, gar nicht beantworten. Und als seine Freunde doch wenigstens eine schriftliche Zurückweisung für notwendig erklärten, wollte er eine Veröffentlichung dieser seiner Antwort durch den Druck nicht zugeben, so daß sie wirklich erst nach seinem Tode zum Druck befördert worden ist[238]).

Wohl hat er dann viele Streitschriften herauszugeben sich genötigt gesehen. Aber auch dann beobachten wir einen großen Unterschied zwischen ihm und seinen Feinden. „Meinen Gegnern“, sagt er, „habe ich die Freiheit gelassen, mein Leben nach freiem Belieben anzugreifen. Mein Gewissen aber rühmt sich dessen, daß ich keines Gegners Lebenswandel oder guten Namen angetastet habe. Nur die gegen das Wort Gottes gerichteten schändlichen und lästerlichen Lehren, Studien und Denkungsweise habe ich scharf angegriffen“.[239]) In der Tat, seine Feinde suchten auch unermüdlich seine Person bloßzustellen. Auf solche Beleidigungen antwortete er nur in dem Fall ausnahmsweise, wenn die Sache es notwendig machte.

Bezeichnend ist besonders sein Verhalten Heinrich VIII. gegenüber. Er hatte den König, in der Hoffnung, ihn umzustimmen, demütig um Verzeihung wegen seiner Schärfe gebeten. Als Antwort ließ der König Luthers Brief mit einer von persönlichen Beleidigungen strotzenden Erwiderung im Druck erscheinen. Luther aber? „Ich bin ein Schaf“, sagte er sich, „und bleibe ein Schaf, daß ich so leicht glaube.“ Und in Erinnerung an das Wort Christi, daß man die Perlen nicht vor die Säue werfen solle, meinte er: „Meinen demütigen Brief fressen nun die Säue.“ Damit war für ihn die Sache erledigt. Sich gegen die persönlichen Angriffe des Königs zu verteidigen, kam ihm nicht in den Sinn.

Dann aber wurde Heinrichs Schrift in Dresden unter einem solchen Titel herausgegeben, als habe sich Luther in jenem Brief zu einem Widerruf seiner Lehre bereit erklärt. Nun ist Luther sich sofort klar darüber, daß er hierzu nicht schweigen darf. Denn nun handelt es sich um die von ihm vertretene Sache Gottes: „Das geht nicht meine Person an,

welche soll schweigen und leiden, sondern meine Lehre, welche soll schreien und schmeißen. Hier gebe mir Gott nur keine Geduld noch Sanftmut! Hier sage ich: Nein, nein, nein, solange ich eine Ader regen kann. Es verdrieße König, Kaiser, Fürsten Teufel und wen es will." [240])

Im Gegensatz zu der Weise seiner Gegner, die auch dadurch über ihn triumphieren möchten, daß sie seine Person der Verachtung preiszugeben suchen, läßt er ihre Person aus dem Spiel, soweit dies bei der Zurückweisung ihrer Angriffe gegen die Wahrheit möglich ist. Denn freilich kommen auch sie selbst in einem sehr ungünstigen Lichte zu stehen, wenn er über die Torheit ihrer Behauptungen und Beweise seinen Spott ergießt. Aber unzähliges, womit er sie hätte an den Pranger stellen können, erwähnt er gar nicht. Nur aus seinen vertraulichen Briefen und aus seinen Gesprächen im Kreise seiner Freunde erfahren wir, wie manches Schlimme von seinen literarischen Gegnern ihm bekannt war. In seinen Schriften fehlen diese Einzelheiten.

Die heillose Unsittlichkeit der Päpstlichen wird von ihm nur ganz allgemein und zu einem sehr kleinen Teil erwähnt, und einzig zu dem Zweck, um zu zeigen, daß ihre Lehre nicht die richtige sein könne. Von den unter den Zölibatären herrschenden geschlechtlichen Zuständen etwa redet er nie, um einzelne Personen bloßzustellen, sondern nur zu dem Nachweise, daß eine erzwungene Ehelosigkeit nur größeres Unheil erzeuge. Oder man vergleiche einmal, wie er gegen die Schwärmer schreibt, und wie Zwingli darauf antwortet! In der Sache schreibt Luther hier unendlich scharf, Zwingli dagegen sucht den Schein von Feindesliebe zu bewahren, kann sich aber gleichzeitig die größte Mühe geben, Luthers Person in den Augen der Leser tief herabzusetzen.

Luther kann mit vollem Recht von sich sagen: „Ich weiß, daß ich den Namen habe, ich sei heftig und bissig. Aber ich weiß, daß ich sie nicht um ihres Lebens willen antaste. Aber der Lehre kann ich nicht schweigen." Er erklärt, zudecken solle man es, wenn ein Bischof oder Pfarrer „eine

volle Sau sei und mit anderen groben Lastern beladen. Wenn er aber will das Maul auftun, predigen und etwas wider Christum setzen, das will nicht zugedeckt, sondern aufgedeckt sein." So zu scheiden zwischen den Personen der Gegner und der von ihnen vertretenen Sache, ist nach ihm der klare Beweis dafür, daß das „Schelten" aus „christlicher Liebe" hervorgehe.[241])

Endlich, wie wenig ihm sein „friedliches Herz" durch das Wettern und Donnern in seinen Streitschriften gestört wurde, kann noch eine eigentümliche Beobachtung lehren. Wer kennte es nicht, wie die starke Erregung infolge ungerechter Angriffe, die wir erfahren müssen, und die scharfe Erwiderung, die wir für unsere Pflicht halten, uns zu stiller Sammlung und friedlichem Nachdenken unfähig macht. Wie mancher Prediger hat schon schwer darüber geseufzt, daß er außerstande sei, die rechte weihevolle Stimmung zur Ausarbeitung einer Predigt zu gewinnen, wenn er einen schweren Ärger erleben oder gar gegen einen Angriff sich kräftig wehren mußte. Luther aber vermochte nebeneinander die allerhärtesten, tobendsten Streitschriften und die allerinnigsten, friedlichsten erbaulichen Schriften auszuarbeiten.

Im März des aufregenden Jahres 1521, während Luther die folgenschwere Vorladung auf den Reichstag nach Worms erwartete, arbeitete er gleichzeitig an drei Schriften. Gegen den Leipziger Emser, der seine Schriften mit seinem Wappen, einen Steinbock darstellend, zu schmücken liebte, schrieb er: „Auf das überchristliche, übergeistige und überkünstliche Buch Bocks Emsers zu Leipzig." Hier schlägt er auch den höhnenden Ton an. Er beginnt: „Lieber Bock, stoß mich nicht! Siehe, Bocks Emser, bist du der Mann mit dem langen Spieß und kurzen Degen? Behüte [mich] Gott vor Gabelstichen, die machen drei Löcher. Bock Emser, du bist ein seltsamer Kriegsmann." Anstatt des von Paulus empfohlenen Harnisches habe er sich neue Waffen erwählt. „Und flugs auf mich zu mit bloßem Kopf, bloßer Brust, bloßem Bauch, als würde ich nicht mehr tun, denn vor dir knien, mich von dem nackten Ritter stechen lassen und

sagen: ‚Gnade, Junker Bock, sei uns gnädig am Leben'. Dazu schwörst du bei deiner Priesterschaft, wie Hannibal bei seinem Gott, du wolltest nicht aufhören, wider mich zu schreiben. Bock Emser, daß du doch auch den Eid, ebenso wie den Harnisch gebessert und bei deinen Hörnern und Bart, wie Sokrates bei seinem Hunde, geschworen hättest! Das wäre ein recht philosophischer Eid gewesen. Mir sehr erschrecklich, weil du neulich Aristoteles im Eselsstall bei Christo gefunden hast, wie du rühmst." [242])

Daneben schrieb er gegen den italienischen Dominikaner Ambrosius Catharinus, der ein Buch „Gegen die gottlosen und sehr verderblichen Irrlehren Martin Luthers" herausgegeben hatte. Hier schlägt Luther wie wütend mit dem Dreschflegel drein: „Wir Deutschen haben bisher alles, was sich italienisch oder römisch nannte, mit unglaublicher Borniertheit, als käme es von Gott, angebetet. Dies haben maßlos aufgeblasene und hochmütige Menschen sich gemerkt. Und, als würde Deutschland ewiglich ihres Spottes wert sein, wagen sie mit schamloser Stirn uns alle Tage noch schändlichere Ungeheuerlichkeiten an den Hals zu werfen, weil sie uns noch heute für Bestien, noch heute für Barbaren, noch heute für Klötze halten. Derweil können sie, durch Gottes Verhängnis mit greifbarer Blindheit geschlagen, nicht sehen, daß sie selbst zwiefache Bestien werden, die gleich dem Könige von Babel Gras fressen wie ein Ochse. . . . Da der Schleier von eurer Schalkheit abgezogen ist, kann man sehen, welch eine Hölle von Lügen, von Irrtümern, von Betrug, von Nichtswürdigkeit und allen Lastern ihr unter dem zarten Deckblatt des elendesten Papsttums verborgen gehalten habt, so daß in Wahrheit das Papsttum nichts anderes sein kann, als das echte Reich jenes berühmten Antichrist. . . . O du unseliges Papsttum! Hier liegst du, hier sage ich, liegst du Löwe tot, der du früher die ganze Welt mit deinem Gebrüll erschreckt hast. Jetzt raufen dir die Hunde und die Mäuse deinen Bart. Sie schwätzen, der eine Mensch [der Nachfolger Petri] sei eine Mischung von Papst und Christus, Christus könne nicht vom Papst geschieden werden.

O allerwahnsinnigste Lästerung der Lästerungen! Ein gottloser und scheußlicher Wucherer, ein Kirchenräuber, ein blutdürstiger Tyrann wird für eins mit Christo erklärt. Komm, Herr Jesu Christ, und mach ein Ende diesen grauenvollen Greueln.“ [243])

Zu gleicher Zeit mit diesen beiden Schriften verfaßte Luther auch seine Erklärung des Magnificat, des Lobgesangs Mariä. Erst dann, wenn man diese ganze Schrift mitfühlend studiert, wird man voll umweht von dem stillen Frieden, von dem milden, warmen, überirdischen Sonnenschein, der über ihr ausgebreitet liegt. Als wäre die lärmende, streiterfüllte Welt Millionen von Meilen weit entfernt, versenkt sich die andachtsvolle Betrachtung betend in die Tiefen des göttlichen Wortes, seine süße Schönheit genießend, an seinen lieblichen Weisungen sich labend. Wir müssen uns mit ein paar Sätzen daraus begnügen.

Luther widmet diese Schrift seinem Herzoge Johann Friedrich von Sachsen: „Die hochbenedeite Mutter Gottes singt hier fürwahr auf das allerliebste. Laß einen anderen zuhören seinem Mädchen, die da singt ein weltlich Lied: Dieser züchtigen Jungfrau hört billig zu ein Fürst und Herr, die ihm ein geistliches, reines, heilsames Lied singt. ‚Meine Seele erhebe den Herrn.‘ Dies Wort geht daher aus großer Inbrunst und überschwenglicher Freude, darin sich ganz ihr Gemüt und inwendiges Leben im Geiste erhebt. Darum spricht sie nicht: Ich erhebe Gott, sondern, meine Seele. Als wollte sie sagen: Es schwebt mein Leben und all mein Sinn in Gottes Liebe, Lob und hohen Freuden, daß ich, meiner selbst nicht mächtig, mehr erhoben werde, denn mich selbst erhebe zu Gottes Lob. Wie denn geschieht allen denen, die mit göttlicher Süßigkeit und Geist durchgossen werden, daß sie mehr fühlen, denn sie sagen können. Denn es ist mehr ein fröhliches Erleiden und allein Gottes Werk, das sich mit Worten nicht lehren, sondern nur durch eigene Erfahrung kennen läßt. . . . Fürwahr, ordentlich fängt sie an, daß sie Gott eher nennt ihren Herrn, denn ihren Heiland, und eher ihn Heiland nennt, denn daß sie seine Werke aufzählt. Damit lehrt sie uns, wie wir sollen Gott

bloß und recht ordentlich lieben und loben und ja nicht das Unsere an ihm suchen. Der liebt aber und lobt Gott recht, der ihn nur darum lobt, daß er gut ist und nicht mehr, denn seine bloße Gütigkeit ansieht und nur in derselben seine Lust und Freude hat. ... Ein Vöglein singt und ist fröhlich in dem, das es kann, und murrt nicht, daß es nicht reden kann. Ein Hund springt fröhlich, ob er auch nicht vernünftig ist. Nur das schalkhaftige, eigennützige Auge des Menschen, das ist unersättlich."[244])

Möchte man es nicht für undenkbar halten, daß derselbe Luther zu derselben Zeit so völlig entgegengesetzt empfinden und schreiben konnte? Und doch war damals alle seine Kraft und Zeit so übermäßig durch diese und andere Arbeiten in Anspruch genommen, daß er sich gar keine Pausen gönnen konnte, um sich nach der einen Stimmung wieder zu der anderen aufzuraffen. Gleich der Jungfrau Maria seinem gnädigen Gott einen inbrünstigen Lobgesang zu singen, in der Hoffnung, daß auch andere darin einstimmen werden, dies ist seines innersten Herzens Freude. Mit den Feinden, die dieses gnädigen Gottes Ehre antasten, sich herumzuschlagen, diese ihm nicht liebe Arbeit nimmt er auf sich, aber ohne dabei sein „friedliches Herz" zu verlieren. Beides tut er mit Leidenschaft. Denn Gott hat ihn leidenschaftlich erschaffen und damit ihm die Art seines Wirkens vorgeschrieben. Doch er ist nicht willenloser Sklave seiner Leidenschaft, sondern ihr Herr, der sie verwendet zu dem, was er will. Und er will nur eins: Gott und den Menschen dazu dienen, daß die Welt der Ehre Gottes voll werde.

Mag es uns schwer sein, uns einen so komplizierten und doch einheitlichen Charakter vorzustellen, — eine andere Vorstellung von ihm widerspricht den klaren Tatsachen.

Sechstes Kapitel.

1.

Unsere bisherigen Untersuchungen müssen einen wichtigen Zug in Luthers Charakter noch nicht hervorgehoben haben. Denn sie lassen noch eine auffallende Erscheinung in dem Verhältnis seiner Bekannten zu ihm unerklärt.

Diese haben zu ihm als zu einem Riesen emporgeblickt, voll staunender Bewunderung seiner geistigen Begabung, seines unerschütterlichen Glaubens, seiner beispiellosen Erfolge. Wir würden uns nicht wundern, wenn sie ihn auch gefürchtet hätten. Von vielen seiner Gegner, die ihn nicht genauer kannten, gilt dies ohne Zweifel. Nicht aber von denen, die ihm persönlich näher getreten sind. Selbst die seiner Anhänger, die aus irgendeinem Grunde sich mit ihm verfeindeten und gegen ihn kämpften, zeigen nicht eigentlich Furcht vor ihm. Etwa Karlstadt streitet mit glühendem Eifer gegen ihn. Ist er aber in Not geraten, so wendet er sich um Hilfe vertrauensvoll an ihn.

Oder beachten wir, was seine Bekannten empfanden, als er, auf dessen Tod sie doch schon lange vorbereitet waren, bei seinem Scheiden empfanden! In den darüber gewechselten Briefen kehrt Ein Wort immer wieder: „Der allerliebste Vater", „der teuerste Vater", den wir „so hoch geliebt haben". „Mit hochbetrübtem Gemüt und vielen Tränen klagend" berichtet Jonas dem Kurfürsten das schmerzvolle Ereignis. Im Kolleg teilt Melanchthon den Studenten den Tod Luthers mit. Da nennt er ihn „unsern ehrwürdigen Vater und innigst geliebten

Lehrer". Über das Leichenbegängnis schreibt Bezold: „Du hättest die betrübte und bittere Trauer aller Lehrer und der ganzen Universität sehen sollen." [245])

War doch bei der Trauerfeier in der Kirche das Weinen so allgemein und so fassungslos, daß Bugenhagen mit seiner Predigt kaum zu Worte kommen konnte. Als er davon sprach, wie oft sich der Entschlafene einen baldigen sanften Tod gewünscht habe, wurde das Schluchzen und Klagen so laut und übermäßig, daß er einen an sich ganz überflüssigen längeren Bericht über die Krankheit und den Tod eines anderen Mannes, eines Schwagers Luthers einschob, um nur erst einmal die Gedanken seiner Zuhörer etwas von dem dort vor ihnen im Sarge Liegenden abzulenken oder, wie er es ausdrückte, „daß ich eure Liebe damit ein wenig möchte aufhalten von dem Weinen und Heulen, welches uns nun billig angekommen ist." [246])

Wir sehen, diesen seine Zeitgenossen so hoch überragenden, einer ganzen Welt Trotz bietenden und die gesamte christliche Welt in neue Bahnen zwingenden Kraftmenschen haben alle, die ihn näher kannten, nicht nur angestaunt und verehrt, sondern auch innig *geliebt*. Woher diese auffallende Erscheinung? Was an ihm riß zur Liebe hin? Neben seiner gewaltigen Kraft besaß er ein weiches, warmes, tiefes *Gemüt*, das ihm die *Herzen* gewann. Diesem Charakterzuge wenden wir uns nunmehr zu.

An nichts und niemand konnte Luther teilnahmlos vorübergehen, und sobald er nur die Zeit dazu fand, nahm er alles, was ihn umgab, in sein Inneres auf, es nachfühlend und mitfühlend. Dieser Mensch von so scharfem Verstande und von so starkem Willen war auch ein tief und warm empfindender „Gemütsmensch".

So schon der Naturwelt gegenüber. Nur freilich ist bei ihm alles von seiner Religiosität beherrscht. Nicht einer sentimentalen Naturschwärmerei gibt er sich hin, sondern alle Eindrücke, die er von seiner Umwelt empfängt, lösen bei ihm auch religiöse Gedanken und Empfindungen aus. Daher ist es auch nicht so

sehr die das ästhetische Gefühl befriedigende Schönheit, was ihn fesselt, als vielmehr ihre Bewunderung erregende, kunstvolle Beschaffenheit.

Wenn auch schon jener Blumenstrauß, den er bei der Leipziger Disputation auf sein Katheder mitnahm, seine Freude an der Natur bezeugte, so konnte er doch dieser in den nächsten, von wildem Streit erfüllten und beständig sein Leben bedrohenden Jahren nur wenig sich hingeben. Auch der Klostergarten in Wittenberg lag völlig verwildert da. Aber sobald Luther eine Ehefrau in sein Heim eingeführt, schuf er die Wildnis wieder zu einem Garten um, und ließ, um das Gepflanzte begießen zu können, einen Brunnen graben. Glückstrahlend lud er seinen Freund Spalatin ein: „Einen Garten habe ich gepflanzt, einen Brunnen gebaut. Beides ist glücklich gelungen. Komm, und Du sollst mit Lilien und Rosen bekränzt werden.“ [247])

Freilich gab es noch neue literarische Kämpfe genug. Aber jetzt schreibt er an seinen Freund Link: „Wenn der Satan mit seinen Gliedern wütet, so will ich ihn verlachen und die Gärten, die Segnungen des Schöpfers, anschauen und sie genießen, ihm lobsingend.“ [248]) Mit diesen Worten begründet er, daß er, den eben der König von England so schändlich angegriffen, seinen Freund um Zusendung von Sämereien für seinen Garten bitten mag. Diese idyllische Bitte kehrt noch öfter in seinen die ernstesten Fragen behandelnden Briefen wieder.

So groß war seine Freude an seinem Garten, daß er nicht lassen konnte, sich später noch ein paar Grundstücke zu kaufen und darauf auch Hopfen nnd allerlei Bäume zu ziehen, selbst unter Benutzung eines „Wässerleins“ einen Teich mit allerlei Fischen anzulegen, mit Hechten, Schmerlen, Forellen, Barschen und Karpfen. Auch seltene Pflanzen wußte er sich zu verschaffen. Die Herzogin Elisabeth von Braunschweig sandte ihm einmal eine Anzahl von Käsen zum Geschenk, um dafür „seltsame“ Gewächse einzutauschen. Luther schickte ihr „Pflanzen von Maulbeer- und Feigenbäumen. Sonst habe er nichts Seltsames.“ [249])

In diesen Gärten also haben wir den siegreichen Kämpfer gegen eine Welt von Feinden, den von Tausenden gefürchteten und von Tausenden wie einen Propheten Gottes verehrten Professor der heiligen Theologie zu suchen, wenn er das Schlachtschwert und die Wissenschaft für eine Weile beiseite gelegt hat. Dort finden wir ihn Obstbäume pfropfend und das „Wunderwerk Gottes" anstaunend, „daß sich der ganze Stamm richtet nach dem kleinen Zweiglein und Äuglein, so es doch billiger wäre, daß das Zweiglein sich nach dem Stamme schickte". Dort hat er einen Bienenstand und „bewundert die Natur der Bienen, die ein so heikles Tierlein sind, keinen Gestank leiden können und so reinliche Arbeit machen". Er fängt einen Bienenschwarm ein, der „aus dem Bienenstock seinen König, den Weisel, auf den Zweig des Baumes begleitet hat" und meint: „Wie wunderbar sind die Werke Gottes. Hier haben wir ein Bild der Kirche. Der König ohne Stachel bedeutet Christum, der die Seinen zu sich versammelt, daß sie ihm anhangen. Wenn aber der Weisel weg ist, dann geht der ganze Zug zugrunde. So die Kirche ohne Christus." [250])

Oder er beobachtet die Fische in seinem Teiche, „wie fein sie laichen, daß wohl eines tausend bringt." Ein andermal geht er mit seiner Frau in den Garten, um im Teiche fischen zu lassen. Als sie nachher bei Tische davon essen, sagt er: „Käte, du hast größere Freude über den wenigen Fischen, denn mancher Edelmann, der mehrere große Teiche mit viel hundert Schock Fischen fischt. Ach, die Habsucht macht, daß wir an den Dingen keine Freude haben." [251])

Dann wieder staunt er über seine Bäume, die „soviel Anfechtungen aushalten müssen wie ein guter Christ, Stürme, Hagelwetter, Raupen. Dennoch muß der Baum hindurch und Früchte bringen." Er pflückt sich eine Rose und ist ganz hingenommen von diesem „schönen, trefflichen Werk und Geschöpf Gottes" und spricht: „Wenn das ein Mensch vermöchte, daß er eine einzige Rose machen könnte, so sollte man ihm ein Königreich schenken. Aber der unzählig vielen Gaben Gottes achtet man nicht. Weil sie gemein sind und wir täglich damit umgehen,

fragt man nicht viel danach. Wir meinen, es müsse also sein und geschehe natürlich von ungefähr." „Auch in den kleinsten Blümlein sollte man Gottes Allmacht, Weisheit und Güte bedenken und sehen. Denn wahrlich, wer kann das ausdenken, wie Gott aus dürrem Erdreich schafft so mancherlei Blümlein von so schöner Farbe und lieblichem Geruch, die kein Maler noch Apotheker also machen könnte. Kann doch Gott grüne, gelbe, rote, blaue, braune und allerlei Farbe aus der Erde bringen. Wir aber brauchen diese Kreaturen Gottes ohne Verstand, ja mißbrauchen sie gar ohne alle Erkenntnis, gleich als wenn eine Kuh die allerschönsten Lilien und Blumen mit Füßen tritt." [252])

Auch an der Hühnerzucht hat er seine Freude. Er staunt über das schnelle Wachsen der kleinen Küken: „Wenn man ein Hühnlein, das diese Stunde aus der Schale gekrochen ist, wieder in die Schale bringen wollte, so wäre es unmöglich." „Wie fein rein geht doch die Zucht bei den Vöglein zu! Sie legt das Ei säuberlich ins Nest, setzt sich darüber, — da gucken die jungen Küchlein heraus. Siehe das Küchlein an, wie gar steckt es doch im Ei! Wenn wir ein solches Ei niemals gesehen hätten und eines würde aus Kalekuthen gebracht, so würden wir uns alle darüber verwundern und entsetzen. Kein Philosoph noch gelehrter Naturkundiger kann gewisse Ursache anzeigen, wie es mit solchen Kreaturen zugeht und sie geschaffen werden. Allein Mose zeigt's an, da er sagt: Und Gott sprach, da ward es." [253])

Mit immer neuer Freude beobachtet er die Vögel. In seinem Garten hat ein Pärchen genistet. Aber scheu geworden, weil zu viele dort vorübergingen, wagt es sich nicht an sein Nest heran. „Ach, du liebes Vöglein", sagt Luther, „fliehe doch nicht! Ich gönne dir's von Herzen wohl, wenn du's nur glauben könntest. Also vertrauen und glauben wir unserem Herrgott auch nicht, der uns doch alles Gute gönnt und erzeigt. Er will uns ja nicht totschlagen, der seinen Sohn für uns gegeben hat." [254])

An einem Abend bemerkt er einen Vogel, der sich zur Nachtruhe auf einen Baum gesetzt hat. „Dies Vöglein", meint

er, „hat sein Nachtmahl gehalten und will hier fein sicher schlafen, bekümmert sich gar nicht, noch sorgt es für den morgenden Tag oder Herberge, wie David sagt: ‚Wer unter dem Schirm des Höchsten sitzet.' Es sitzt auf seinem Ästlein zufrieden und läßt Gott sorgen." Dann wieder fällt ihm die Menge der Vögel im Freien auf, die doch alle von Gott versorgt werden: „Niemand kann ausrechnen, wieviel Gott ausgibt, allein die Vögel und schier die, so nichts nütze sind, zu ernähren. Ich halte aber, es koste mehr, nur die Sperlinge ein Jahr zu erhalten, denn der König von Frankreich ein Jahr Einkommens hat. Was will man nun von den anderen sagen?" [255])

Er staunt über die Sehkraft der Vögel: „Die Augen sind das herrlichste Geschenk, das allen lebendigen Wesen gegeben ist. Kleine Vögel haben die hellsten Augen, wie Sternlein. Sie sehen eine Fliege eine Stube weit. Aber diese alltäglichen Gaben erkennen wir nicht. Wir sind Hanswurste. Aber in dem zukünftigen Leben werden wir es erkennen. Da wollen wir denn selber Vöglein mit schönen, hellen Augen machen."

Auch die Fliegen interessieren ihn: „Die Fliege, von allen Tieren das wählerischste, hat viele Privilegien und Gerechtigkeiten, ißt und trinkt von dem Besten, sitzt auf den schönsten Tüchern und Gemälden, schmutzt dem Könige auf die Stirn, den Weibern auf die Schleier."

„Mit Fleiß denkt er darüber nach", wie „der barmherzige Gott die Strafe der Sünde so gemildert und gelindert hat, daß mehr Tiere sind, die nützlich sind und uns dienen, denn die da Schaden tun. Denn es sind mehr Schafe und Lämmer denn Wölfe, mehr Fische denn Schlangen, mehr gute Kräuter denn Nesseln usw." Immer wieder aber führt ihn die Freude an der schönen Gotteswelt zu dem Gedanken: „Hat unser Herrgott dies vergängliche, zeitliche Reich, nämlich Himmel und Erde und alles, was drinnen ist, so schön erschaffen, wieviel schöner wird er jenes unverwesliche, ewige Reich machen!" [256])

Nicht minder ziehen die Sterne seine Aufmerksamkeit auf sich. Der Anblick eines Kometen macht auf ihn den Eindruck: „Er ist ein stolzer Stern, nimmt den ganzen Himmel ein, tut,

als wäre er allein da, hat eine Art und Natur wie die Ketzer, welche auch vor anderen stolzieren, meinen, sie seien allein die Leute, die es verstehen." [257])

In vollen Zügen trank Luther die Freude an der Schöpfung Gottes, wenn er einmal zu seiner Erholung die Stadt verlassen durfte, wenn ihn etwa der befreundete Pfarrer Stiefel in Lochau zur Kirschenzeit eingeladen hatte, und nun die ganze „Kirschen liebende" Familie sich zu Wagen dorthin aufmachte. Auf der Fahrt an den Weideplätzen vorüber ergötzt er sich an den Viehherden und sagt: „Da gehen unsere Prediger, die Milchträger, Butterträger, Wollträger, die uns täglich das Vertrauen gegen Gott den Vater predigen." In Lochau aber gab es nicht nur Kirschen zu essen. Man ging auch in den Wald und freute sich der Rehe und Hirsche, die da standen und sprangen und miteinander kämpften und die Menschen verwundert anschauten. So großes Vergnügen hatte ihm diese Reise gewährt, daß er seinen Besuch im November wiederholt zu haben scheint, um das Wild im Walde auch zur Winterszeit zu beobachten. [258])

Selbst im Alter vertrocknete sein Gemüt nicht. Da klagte er einmal in einem Briefe, wie überschüttet er werde mit allerlei beschwerlichen und oft unnützen Geschäften, während er doch „als ein alter und ausgedienter Mann in diesen Tagen [des erwachenden Frühlings] lieber in den Gärten sich ergötzen würde an den Wunderwerken Gottes in dem Treiben der Bäume, Blumen, Kräuter, Vögel usw." [259])

Bald darauf brach er unter der Arbeitslast zusammen. Beinahe ein Vierteljahr lang mußte er schwer leiden. Da er zu schwach und elend war, um in den Garten gehen zu können, versuchte man es mit einer Ausfahrt durch die Wiesen und Gehölze. Dies bereitete ihm eine solche Freude, daß er alle seine Leiden vergaß und auf dem Wagen „Gott zu Ehren fröhlich sang". Er meinte: „Meine Gesänge tun dem Teufel sehr wehe, wie er andererseits über unsere Ungeduld und über unser ‚O weh' sich freut. Er hat Lust, uns zu plagen, sonderlich uns, die wir Christum bekennen und predigen. Darum muß eine höhere Arzenei da sein [als die der Mediziner], nämlich der

Glaube und das Gebet, wie Ps. 31, 16 sagt: In deinen Händen steht mein Los.“ [260])

Eine zweite unerschöpfliche Quelle für sein weiches Gemüt ist ihm durch seinen Ehestand erschlossen. Darf er auf die Geburt eines Kindes hoffen, so ist sein Glück so groß, daß er seinen Freunden davon Mitteilung machen und sie um ihre Fürbitte ersuchen muß. Nachdem ihm sein erstes Kind geschenkt ist, nennt er sich „den glücklichen Ehemann, der von der besten Frau, von dem liebsten Weibe ein Söhnchen, den kleinen Johannes, unter Gottes Segen bekommen hat und Vater geworden ist aus Gottes wunderbarer Gnade“.

In seinen Briefen kann er von dem Kleinen nicht schweigen. Er scherzt: „Mein kleiner Johannes ist fröhlich und kräftig, ein Fresser und Säufer.“ Als der Knabe sechzehn Monate alt ist, schreibt Luther an Jonas, dieser möge „seine Gebieterin“ mit vielen Grüßen von dem Kleinen küssen, der gehen gelernt und diese Kunst mit wunderbarer Geschäftigkeit, nicht zur Förderung der Reinlichkeit in der Stube, verwandt habe. „Er würde mir noch mehr an dich aufgetragen haben, wenn er Zeit gehabt hätte. Aber er mußte gebadet werden und dann zum Schlafengehen abziehen.“ Einem anderen Freunde meldet er, jetzt fange der Kleine zu plappern an. Dem Hausmann schreibt er, der Knabe danke für die ihm geschenkte Klapper, über die er ungeheuer stolz sei und sich freue. [261])

Klagen über die Unruhe, die durch die größere Kinderschar in sein schon übermäßig bewegtes Leben hineingetragen wurde, hören wir niemals von ihm. Aber von dem Reichtum, der dadurch ihm beschert sei, redet er immer wieder. „Ich bin reicher als alle päpstlichen Theologen auf der ganzen Welt. Ich habe drei eheliche Kinder, die kein papistischer Theolog hat. Und die drei Kinder sind drei Königreiche.“ [262])

Soviel Arbeit auch auf ihm liegt, findet er immer noch Zeit, sich mit seinen Kindern zu beschäftigen. Immer Neues, Herzbewegendes entdeckt er an ihnen. Er staunt darüber, „wie ihre Gliedmaßen noch so rein und sauber sind“, ganz anders als wie

bei den Erwachsenen. Sie haben noch etwas mehr von Adams ursprünglicher Art an sich. Ihn bewegt der Kinder Einfalt und Natürlichkeit. Er scherzt mit seinem Sohne Martin, als wolle er ihm seine Puppe wegnehmen. Die unschuldige Freude, die der Kleine daran hat, ergreift ihn: „Also wären wir ihm Paradiese gesinnt gewesen, schlicht, einfältig, aufrichtig, ohne alle Bosheit und Heuchelei. Angenommener Scherz bei den Alten gefällt nicht so wohl. Denn was gefärbt und gedichtet ist, das haftet nicht und macht weniger Lust als das, was von Herzen geht natürlich. Darum sind die Kindlein die feinsten Spielvögel, die reden und tun alles einfältig, vom Herzen und natürlich".[263])

Ein andermal fällt ihm auf, wie die Kinder bei ihrem Spielen sich wohl erzürnen, aber auch sobald sich wieder vertragen, als wäre nichts vorgefallen: „Lieber Herrgott, wie wohl gefällt dir doch solcher Kinder Leben und Spielen! Ja, alle ihre Sünden sind nichts denn Vergebung der Sünden."

Oder er staunt darüber, wie natürlich den Kindern der Glaube an die unsichtbaren Wirklichkeiten ist: „Sie sind im Glauben viel gelehrter denn wir Alten. Denn sie glauben aufs einfältigste, ohne alle Disputation und Zweifel, Gott sei gnädig und nach diesem Leben sei ein ewiges Leben." Sein Johannes „saß bei Tisch und lallte vom Leben im Himmel. Da wäre die größte Lust. Die Wasser flössen mit eitel Milch und die Semmeln wüchsen auf den Bäumen." Da sprach der Vater: „Das Leben der Kindlein ist am allerseligsten und besten. Sie fühlen noch keinen Schrecken des Todes oder der Hölle, haben nur reine Gedanken und fröhliche Spekulationen."

Oder er sieht, wie seine Kinder am Tisch stehen und voll Erwartung auf die Früchte blicken, die dort liegen und sagt: „Wer sehen will ein Bild eines, der sich auf Hoffnung freut, der hat hier ein rechtes Abbild. Ach, daß wir den jüngsten Tag so fröhlich in Hoffnung ansehen könnten."

Ihm fällt auf, wie sein Hund „Tölpel" sich von dem kleinen Johannes alles gefallen läßt, und meint, der Knabe erfülle Gottes Gebot: Herrschet über die Tiere auf Erden. Er beobachtet, wie unendlich verschieden seine Kinder sind und spricht

seine Gedanken darüber aus, wem er die einzelnen je nach ihrer Neigung zur Ausbildung für einen bestimmten Beruf übergeben will.[264])

Wie sehr es seinem tiefen Gemüt möglich war, sich ganz in die Empfindungen eines Kindes hineinzuversetzen, kann vor allem jener berühmte, an seinen ältesten Sohn gerichtete Brief lehren, der so bezeichnend ist, daß wir seine Wiedergabe nicht unterlassen möchten. Fühlt man doch aus ihm auch ein gewisses Heimweh heraus, von dem Luther, seit acht Wochen fern von den Seinen auf der Koburg weilend, beschlichen worden ist. „Gnad und Friede in Christo, mein liebes Söhnichen! Ich sehe gern, daß Du wohl lernest und fleißig betest. Tu also, mein Söhnichen, und fahre fort! Wenn ich heim komme, will ich Dir einen schön Jahrmarkt mitbringen.

Ich weiß einen hübschen lustigen Garten, da gehen viel Kinder innen, haben güldene Röcklein an und lesen schöne Äpfel unter den Bäumen, und Birnen, Kirschen, Spilling [gelbe Pflaumen] und Pflaumen; singen, springen und sind fröhlich; haben auch schöne kleine Pferdlein mit güldenen Zäumen und silbernen Sätteln. Da fragte ich den Mann, des der Garten ist, wes die Kinder wären? Da sprach er: Es sind die Kinder, die gern beten, lernen und fromm sind. Da sprach ich: Lieber Mann, ich hab auch einen Sohn, heißt Hänsichen Luther. Möcht er nicht auch in den Garten kommen, daß er auch solche schönen Äpfel und Birnen essen möchte und solche feine Pferdlein reiten und mit diesen Kindern spielen? Da sprach der Mann: Wenn er gern betet, lernt und fromm ist, so soll er auch in den Garten kommen, Lippus und Jost*) auch. Und wenn sie alle zusammen kommen, so werden sie auch Pfeifen, Pauken, Lauten und allerlei Saitenspiel haben, auch tanzen und mit kleinen Armbrüsten schießen. Und er zeigte mir dort eine feine Wiese im Garten, zum Tanzen zugerichtet. Da hingen eitel güldene Pfeifen, Pauken und feine silberne Armbrüste. Aber es war noch frühe, daß die Kinder noch nicht ge-

*) Von Luthers Kindern gebrauchte Kosenamen für die Professoren Philippus Melanchthon und Justus Jonas.

gessen hatten. Darumb konnte ich des Tanzes nicht erharren und sprach zu dem Mann: Ach lieber Herr, ich will flugs hingehen und das alles meinem lieben Söhnlein Hänsichen schreiben, daß er ja fleißig bete und wohl lerne und fromm sei, auf daß er auch in diesen Garten komme. Aber er hat eine Muhme Lehne, die muß er mitbringen. Da sprach der Mann: Es soll sein, gehe hin, und schreibe ihm also.

Darumb, liebes Söhnlein Hänsichen, lerne und bete ja getrost, und sage es Lippus und Josten auch, daß sie auch lernen und beten: so werdet ihr miteinander in den Garten kommen. Hiermit bis [sei] dem allmächtigen Gott befohlen, und grüße Muhmen Lehnen und gib ihr einen Kuß von meinetwegen.

Anno 1530. Dein lieber Vater
Martinus Luther." [265])

Wenn man bei irgend jemand etwas von der Unnahbarkeit eines mit seinen tiefen Gedanken beschäftigten Gelehrten und eines Beherrschers seiner gesamten Umgebung erwarten sollte, so bei Luther. Als selbstverständlich möchte man es ansehen, daß er für alle seine Bekannten im höchsten Grade „Gegenstand des Respekts" gewesen ist, so sehr, daß dagegen keine andere Empfindung aufkommen konnte. Und gewiß wird jeder, der ihm nahe trat, eine Schranke zwischen sich und ihm gefühlt haben. Aber bei näherer Prüfung gewinnen wir vielmehr den Eindruck, daß nicht scheue Ehrfurcht die vorwaltende Empfindung der mit ihm Verkehrenden gewesen ist.

Freilich hat einmal einer seiner Bekannten, obwohl er zu den Hausgenossen gehörte, auch geäußert, seine Ehrfurcht vor dem älteren und geistig so hoch stehenden Manne sei zu groß, um es zu einem vertraulichen Umgang mit ihm kommen zu lassen. Doch dies war der „zaghafte" und zum Trübsinn geneigte Hieronymus Weller*), der auch nach Luthers Ansicht viel zu wenig Selbstvertrauen besaß. Und doch hat auch dieser geurteilt, es sei gewesen, „als sehe Luther in der Angefochtenen

*) Vgl. oben S. 97 f.

und Betrübten Herzen hinein und heilte die zerbrochenen und verwundeten Herzen.“ [266]) In der Regel aber gelang es Luther leicht, die Schranke zwischen sich und anderen einzureißen.

Wer über ihn bisher nur aus seinen Schriften oder von Hörensagen etwas wußte und ihn persönlich kennen lernte, war nicht wenig überrascht und erstaunt, den gewaltigen Mann so ganz anders zu finden, als er ihn sich vorgestellt hatte. Schon zur Zeit der Leipziger Disputation spricht der dortige Professor Mosellanus seine Verwunderung hierüber in der Schilderung aus: „Im Leben ist er höflich und leicht zugänglich. Er hat nichts Stoisches an sich, nichts von stolzer Feierlichkeit. Vielmehr geht er bereitwillig auf alles ein. Im Verkehr scherzt er gemütlich und liebenswürdig, ist heiter und ohne Sorge und zeigt trotz der schrecklichen Drohungen seiner Gegner immer ein fröhliches Angesicht.“ [267])

Jene nach Wittenberg reisenden Schweizer Studenten, mit denen Luther bei seiner Rückkehr von der Wartburg im Schwarzen Bären zu Jena zusammentraf, wurden von seiner herzlichen Freundlichkeit und Güte so hingenommen, daß ihnen des Wirtes Mitteilung, es sei der Luther, einfach unglaublich erschien. Die Kaufleute, die in derselben Gaststube gleichzeitig sich mit Luther unterhielten, und denen seine natürliche Leutseligkeit die Zunge löste, wurden, als sie von dem Wirte erfuhren, mit wem sie so frei gesprochen hatten, so bestürzt, daß sie am andern Morgen nicht weiter reisen mochten, ohne Luther vorher aufgefunden und ihn wegen ihrer „ungeschickten Reden“ um Verzeihung gebeten zu haben.

Nachdem dann jene Schweizer in Wittenberg Luther näher kennen gelernt hatten, schrieb der eine von ihnen, Johann Keßler: „Sein Ernst ist dermaßen mit Freuden und Freundlichkeit vermischt, daß es einen gelüstet, bei ihm zu wohnen; als ob Gott sein wonnesam und freudenreich Evangelium nicht allein durch die Lehre Luthers, sondern auch in seinen Gebärden wollte beweisen.“ Der damals ebenfalls in Wittenberg studierende Albert Burrer nennt Luther „einen gütigen, milden und freundlichen Mann“ und „bewundert seine hold-

selige Redeweise. Wer diesen Mann einmal gehört hat, der wünscht, wenn er kein Stein ist, ihn wieder und immer wieder zu hören." Melanchthon sagt in seiner Leichenrede bei Luthers Begräbnis: „Ein jeder, der ihn recht gekannt und oft um ihn gewesen ist, muß bezeugen, daß er ein sehr gütiger Mann gewesen ist und, wenn er mit anderen zusammen war, in allen Reden holdselig, freundlich, lieblich, und gar nicht anmaßend, stürmisch, eigensinnig oder zänkisch. Es war das Herz in ihm treu und ohne Falsch, der Mund freundlich und holdselig." [268])

Man hat wohl gemeint, in seinem Alter sei Luther von einer bitteren Stimmung beherrscht gewesen. Und gewiß wird er, der soviel gearbeitet und soviel ausgerichtet hatte, mit den Jahren immer weniger Neigung verspürt haben, die solange schon ertragenen Torheiten und Schlechtigkeiten anderer geduldig hinzunehmen. Das natürliche Gefühl des Alters, Anspruch auf Ruhe und Rücksichtnahme zu haben, hat ihn freilich bis zu seinem letzten Lebenstage nie verleitet, sich selbst zu schonen. Aber es hat ihn auch über die oftmals so unnötigen Belästigungen mit Arbeit und Verdruß bitter klagen lassen. Doch im Grunde bewahrte er dasselbe gütige, freundliche Herz bis an sein Ende. Hierfür nur ein Beweis! Erst etwa drei Jahre vor Luthers Tode wurde Hieronymus Bezold sein Tischgenosse. Dieser aber hat nach dem Heimgange Luthers in einem Briefe geklagt: „Meinen Schmerz vermehrt die Erinnerung an den allersüßesten Umgang mit ihm, der so voll von Freundlichkeit, Liebe und väterlichem Wohlwollen war. Nie werde ich diese Zeit meines Lebens aus dem Herzen kommen lassen, und in jenem immerwährenden Verkehr, wo wir ihn wiedersehen werden, will ich ihm ewig danken für seine väterliche Liebe." [269])

Auch den weit unter ihm Stehenden begegnete Luther mit ungekünstelter Freundlichkeit. Einst wurde ihm bei Tisch gesagt, ein fremder Fuhrmann hoffe ihn sehen zu können. „Laßt ihn herein", antwortete er. Der Fuhrmann stellte sich ehrerbietig neben die Tür. Luther aber rief ihn zu sich, bot ihm

die Hand, schüttelte sie ihm kräftig und sagte, wenn er nach Hause komme, so könne er erzählen: „Ich habe Dr. Luther, den größten Erzketzer, bei seiner Hand gehabt."

Ein andermal hörte er, es hätten sich junge Burschen als Bergleute verkleidet und möchten sich gern auch ihm zeigen. Von solchem, in der Regel allzu freien Mummenschanz, wollte Luther sonst nichts wissen. Dieses Mal aber sagte er: „Die laßt mir herein! Das sind meine Landsleute und meines lieben Vaters Schlegelgesellen [Berufsgenossen]. Den Leuten, die die ganze Woche unter der Erde stecken in bösem Wetter, muß man bisweilen ihre ehrliche Erquickung und Ergötzung gönnen." Die Verkleideten brachten ein künstlich gearbeitetes Schachspiel mit und boten Luther eine Partie an. Dem Gewinner sollte das Schachspiel zufallen. Freundlich ging Luther darauf ein und setzte den Gegner matt. Dann behielt er die muntere Gesellschaft noch eine längere Zeit bei sich. „Sie waren", so berichtet uns Mathesius, „in Ehren und Züchten fröhlich, sangen und sprangen." [270])

Vermöge seines weichen Gemütes empfand Luther ein starkes Bedürfnis nach Freundschaft und Verkehr mit Gleichgesinnten und besaß den Willen und die Fähigkeit, ganz auf anderer Gedanken und Gefühle einzugehen. Es ist staunenswert, mit welcher Bereitwilligkeit er sich auf alle Fragen und Ansichten, die etwa bei Tisch geäußert wurden, einließ, obwohl doch er selbst von so vielen eigenen Gedanken bewegt wurde. Es war dann, als sei er nur für andere da.

Am auffallendsten war dies an solchen Tagen, wo er Grund genug gehabt hätte, nur an sich selbst zu denken. Unsäglich elend fühlte er sich an jenem 5. August 1538*). Seit Monaten krank, hatte er in den letzten Tagen fast zur Verzweiflung treibende Qualen durchgemacht. An diesem Tage waren die Gelenkschmerzen und Steinbeschwerden und Dysenterie so arg, daß der Leidende betete: „Herr, gib Geduld, und laß mich der Leiden deines Sohnes und seines Todes gedenken!" Und doch

*) Vgl. oben S. 177f.

dürfen sich aus Leipzig anwesende Juristen erlauben, sich mit ihm über Herzog Georg und dessen Reformpläne zu unterhalten. Sie fangen dann von dem wunderbaren ersten Lauf der lutherischen Reformation zu sprechen an. Und er erzählt ihnen, wie Gott ihn, den begeisterten Anhänger des Papsttums, umgewandelt habe. Dann zur Erholung die Ausfahrt, bei der er seine Leiden so vergißt, daß er fröhlich zu singen anfängt, und über den Unverstand der Ärzte spricht, die nur natürliche Ursachen der Krankheiten kennen. Nachher unterhält man sich über den hohen Wert der Heil. Schrift. Dann stellen sich einige Ungarn ein und tragen ihm eine Bitte vor. Luther gibt ihnen Antwort. Endlich kommt sein Bruder Jakob mit Cölius zum Besuch, und sie reden viel von dem Grafen Albrecht von Mansfeld. Auch darauf geht Luther ein, ihren Klagen über den Grafen zustimmend, als hätte er selbst über nichts zu klagen.[271])

Überhaupt ist es geradezu ergreifend, wie sehr sich Luther bemüht, oder wohl richtiger, wie natürlich es ihm ist, nicht andere mit seinen Leiden zu belästigen. Wohl erzählt er mitunter von dem, was er habe durchmachen müssen, doch wohl immer erst dann, wenn es längst überstanden ist, also von dem Hörer nicht mehr Mitgefühl fordert, und nur zu dem Zweck, um die Hörer dadurch zu fördern. Wohl liegt bisweilen so Schweres auf ihm, daß er bei Tisch eine ganze Weile nicht zur Unterhaltung imstande ist. Aber dann klagt er nicht, sondern schweigt nur. Oder er läßt die Last, die ihn bedrückt, andere nur dadurch ahnen, daß er etwa sagt: „Ich soll und muß heute fröhlich sein, denn ich habe böse Nachricht erhalten, dawider dient nichts besser, denn ein starkes Vaterunser und guter Mut. Das verdrießt den melancholischen Teufel, daß man noch will fröhlich sein.“[272])

Haben wir oben von seiner auffallenden Offenheit geredet, so müssen wir die Einschränkung hinzufügen, daß er das ihn Bedrückende aus Rücksicht auf andere möglichst zu verbergen suchte. Er empfand dies, wie es scheint, fast als eine Unwahrhaftigkeit. Äußerte er doch einmal, weil er oft andern

gegenüber sich fröhlich stelle, meinten manche, er „gehe auf eitel Rosen“. Gott aber wisse, wie schwer er zu tragen habe. Und doch konnte er vermöge seines mit anderen fühlenden Gemüts nicht anders, als seiner Umgebung möglichst ein heiteres Angesicht zeigen. Selbst dann, wenn er schwere körperliche Leiden ertragen mußte, ja den Tod nahe glaubte.

Namenlose Qualen mußte er erdulden, als in Schmalkalden im Februar 1537 sein Steinleiden so arg wie noch nie zuvor wieder auftrat. In Tränen aufgelöst, stand Melanchthon bei dem Anblick des gepeinigten Kranken an dessen Bette. Luther aber suchte ihn zu trösten, als wäre nicht er, sondern dieser Freund der Leidende. Er konnte sich, um ihn zu erheitern, sogar zu einem Witze zwingen. Loeser, der sächsische Erbmarschall, hatte einmal Gäste, die sich über mangelhaftes Bier beschwerten, zu beruhigen versucht. Daran erinnert Luther: „Hans Loeser pflegt zu sagen: ‚Das ist keine Kunst, gutes Bier zu trinken, aber schlechtes Bier trinken zu können, das erfordert Kunst‘. So sollst du jetzt auch von mir denken lernen, daß ich diese Kunst ausübe und auch in solcher verzweifelten Lage und solchen Schmerzen Gleichmut beweisen könne. Haben wir Gutes von der Hand des Herrn empfangen, warum sollten wir nicht auch Übel aushalten? Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt! Ich habe nun lange genug dieses Spiel gegen den Papst und Satan getrieben, und der Herr hat mich wunderbar bewahrt und gestärkt. Warum sollte ich nun nicht geduldig tragen, was er mit mir nach seinem Willen tut? Sind doch soviel höchst heilige Männer vor uns begraben, zu denen zu kommen wir nicht würdig sind. Wollen wir aber zu ihnen kommen, dann müssen wir doch auch sterben.“

Dann wieder werden seine Leiden so schwer, daß er sie nicht schweigend ertragen kann. Nicht aber quält er seine Umgebung mit Ungeduld und Klagen, sondern immer wieder tröstet und stärkt er sie durch den Ausdruck seines Glaubens. „Mir ist nicht zweifelhaft, daß der Teufel diese Schmerzen erregt und steigert. Aber durch Gottes Gnade werde ich es besser haben nach diesem Leben. Also schadet's mir nichts, daß

ich solches vom Teufel leide." Dann wieder dankt er Gott, daß er ihn bei dem Glauben und Bekenntnis seines Namens erhalten habe.

Sein Kurfürst Johann Friedrich besucht ihn und spricht die Hoffnung aus, er werde genesen. Dann erklärt er: „Ich besorge mich, lieber Doktor, wenn euch Gott hinwegnähme, so würde er sein liebes Wort auch hinwegnehmen". Luther aber beruhigt ihn: „Ach nein, gnädigster Herr, es sind soviel gelehrte Leute, die es herzlich meinen und wohl verstehen. Ich hoffe, Gott wird geben, daß sie darüber halten." Seine Hände faltend, fügt er hinzu: „Das gebe der allmächtige Gott!" [273]) So kann er selbst ni seinen bitteren Schmerzen nicht die wohlwollende Rücksicht auf seine Umgebung außer acht lassen.

Wenn man seine Tischgespräche so hoch schätzte, so trug dazu auch die eben erwähnte, ihm in besonderem Maße verliehene Gabe des Humors bei. Sie belebte und würzte seine Reden und nahm auch dem Tadel, den er aussprach, die Härte und Schärfe. Indem er gutmütig an dem Schlechten dessen lächerliche Seite zeigte, erlaubte er den Anwesenden, mit herzlichem Lachen einzustimmen.

So speiste einmal bei ihm der Engländer Robert Barns, der deutsch lernen wollte. Luther sagte zu ihm: „Ich will euch mein Weib zum Präzeptor geben, die soll euch die deutsche Sprache fein lehren. Denn sie ist sehr beredt, kann es so fertig, daß sie mich damit weit übertrifft." Oder es wurde von einem Prediger berichtet, auf der Kanzel sei sein Rock an einem Nagel hängen geblieben und zerrissen. Da meinte Luther: „Ich dachte mir's wohl, er wäre angenagelt gewesen, weil er nicht aufhören konnte." [274])

Dieser gemütvolle Humor, der sich in seinen Tischreden manchmal äußert, zeigt uns, in welcher Weise er am liebsten die Gabe des Witzes verwandt haben würde. Wenn er sie also in seiner Polemik nicht selten zu scharfem Spott gebraucht, so bestimmt ihn hierzu nur die Überzeugung, daß er es mit Gegnern zu tun hat, die von unsittlichen Motiven ver-

blendet ihre selbstverschuldete Dummheit noch für hohe Weisheit halten.

Noch auf manche Äußerung des Gemüts Luthers könnte man hinweisen, wodurch der Verkehr mit ihm so anziehend und erquickend wurde. Wie oft wird eine Vertraulichkeit zunächst unmöglich, wenn der, dem wir gegenübertreten, einen so prüfenden Blick auf uns richtet, daß wir fühlen, er beobachte uns scharf, um unsere Fehler festzustellen. Bei Luther war es gerade entgegengesetzt. Er traute jedem das Beste zu, falls er nicht das Gegenteil von ihm zu wissen meinte. So gab er sich im Gespräche jedem sofort mit voller Offenheit, wie er war. Durch dieses ungekünstelte Vertrauen mußte sich wohl jeder wohltuend berührt fühlen, zumal wenn er wußte, welch scharfe Kritik dieser Mann zu üben vermochte.

Einmal erwähnte man bei Tisch den großen Scharfblick Luthers. Er erwiderte, dieses Urteil sei durchaus unrichtig, er sei vielmehr ein höchst einfältiger Mensch, der leicht betrogen werden könne. Wie die Nachtigall unter allen Vögeln der einfältigste und leicht zu fangen sei, so könne man auch ihm leicht etwas aufbinden.[275] In der Tat hat es sehr lange gewährt, bis er etwa den Johann Agrikola*) durchschaut hatte. Dann hat er geklagt: „Ach, wie großes Herzeleid und Kampf habe ich in dieser Sache müssen leiden, daß der nun herausbricht [mit offener Bekämpfung der Wahrheit], auf den ich meine Hoffnung gesetzt, den ich gefördert, erhöht, verteidigt, der über meinem Tisch sich freundlich und gütig von Angesicht äußerlich stellte, viel anders, denn er es im Herzen fühlte.“[276]

Wie er vermöge seiner Gutmütigkeit jedem zunächst das Beste zutraute, so konnte er auch Vorkommnisse, die das gute Verhältnis zu anderen gestört hatten, leicht vergeben und vergessen, falls nicht neue Ereignisse ihn zum Festhalten seiner Mißstimmung zwangen. Melanchthon hat in einem Schreiben an einen Bekannten, mit dem Luther eine Differenz gehabt hatte, diesem das Zeugnis ausgestellt: „Ich weiß, es liegt in

*) Vgl. oben S. 61.

seiner Natur, nicht im geringsten etwas nachzutragen." Und hat zum Beweis hierfür bemerkt: „Einigemal habe ich mit Luther über dich geredet. Er freut sich, daß du im Dienst des Evangeliums und unserer Kirche festgehalten wirst. Liebevoll und ehrenvoll hat er von dir gesprochen." [277])

Einen anderen Zug der Gutmütigkeit Luthers hat sein früherer Tischgenosse Mathesius hervorgehoben, einen Zug, den wohl mancher am wenigsten dem Professor Luther zutrauen würde. Er habe es nicht übel genommen, wenn jemand anderer Meinung als er selbst gewesen sei, vielmehr auch Widerspruch wohl leiden können. Wie geduldig und zartfühlend Luther in dieser Beziehung sein konnte, davon hat sich zufällig ein Zeugnis erhalten. Ein damals in Wittenberg sich aufhaltender Böhme erklärte ihm offen, er zweifle noch an der Bedeutung der Taufe. Darauf sprach Dr. Martinus Luther fein freundlich und bescheidentlich: „Da ihr zum ersten hierherkamt, seid ihr noch nicht auf dem Grade gewesen, da ihr jetzt auf seid. Harret weiter! Lasset unserm Herrgott Zeit! Lasset die Bäume erst blühen, ehe sie Frucht tragen. Wer bin ich [früher] gewesen? Ich habe die Heiligen angebetet, die nie geboren worden sind. Es ist noch nicht Zeit, sonst würde ich es jetzt sagen [würde eure Bedenken zu zerstreuen suchen]. Aber harret, so werdet ihr einsehen, was das Wort Gottes [bei der Taufe] ist und vermag." [278])

So mannigfaltig auch die in den Tischreden behandelten Tischgespräche waren, hielt doch Luther einen bei vielen nicht unbeliebten Stoff aufs strengste fern. Es war ihm unerträglich, wenn man „Abwesender im argen gedachte". „Das sind", meinte er, „rechte Säue, die im Garten der Rosen und Veilchen nicht achten, sondern ihren Rüssel nur in Unflat stecken. Also tun die Verleumder auch. Großer Leute Tugenden setzen sie aus den Augen. Wo sie aber einen Fehler oder Makel an einem merken, das pflegen sie auszubreiten und sich darin zu mästen." [279])

Zu dem gemütlichen Familienvater und Freund anregender Unterhaltung gehört es auch, daß Luther durch Veranstaltung kleiner Festfeiern im Hause Abwechslung in das alltägliche Leben zu bringen liebte. Wir hören etwa von einer Feier zur zehnten Wiederkehr des Tages des Thesenanschlages. Oder zu Ehren des „dreifachen Geburtstages, des Heiligen Martin, des Vaters und des Sohnes Martin Luther". Oder zu seinem Doktorjubiläum.

Solche Tage und andere Zusammenkünfte suchte er auch durch musikalische Veranstaltungen auszuzeichnen. Denn sein tief empfindendes Gemüt ließ ihn die „Frau Musika" ganz besonders lieben. Hatte er doch schon als Knabe das Herz der alten Frau Cotta in Eisenach auch durch sein „herzliches Singen" gewonnen. Als Student benutzte er die freiwillige Muße, da ihn eine langsam heilende Wunde längere Zeit ans Lager fesselte, dazu, das Lautenspiel zu erlernen, was ihm ohne Anleitung gelang. Später hat er geschrieben: „Ich schäme mich nicht, zu behaupten, daß nach der Theologie keine Kunst der Musik gleichgestellt werden kann. Denn sie verschafft, was sonst die Theologie leistet, nämlich ein ruhiges und fröhliches Gemüt." „Mich hat sie oft erfrischt und von großen Beschwerden befreit."

Obwohl die Herzoge von Bayern ihm und seiner Sache bitter feind waren, „lobt er sie trotzdem hoch und verehrt sie vor anderen, weil sie die Musik so verehren und begünstigen". Er kann nicht unterlassen, an den katholischen Komponisten Ludwig Senffl einen Brief zu richten, obwohl er besorgt, es könne diesem Verlegenheiten bereiten, wenn der geächtete Luther an ihn schreibe. „Doch", erklärt er, „diese Furcht ist besiegt durch meine Liebe zu der Musik, mit der ich dich von Gott geschmückt und beschenkt sehe." [280])

Unermüdlich ist er in ihrem Preise. „Wer die Musik verachtet, wie denn alle Schwärmer tun, mit dem bin ich nicht zufrieden. So vertreibt sie auch den Teufel und macht die Leute fröhlich. Man vergißt dabei allen Zorn, Unkeuschheit, Hoffart und andere Laster." Ihr singt er eigens ein Lied, indem er die Frau Musika sagen läßt:

„Für allen Freuden auf Erden
Kann niemand kein feiner werden,
Denn die ich geb mit mein'm Singen
Und mit manchem süßen Klingen.
Hie kann nicht sein ein böser Mut,
Wo da singen Gesellen gut". [281])

Welche Macht die Musik auf sein Gemüt ausübte, kann schon jener Vorfall aus der Zeit nicht lange vor seiner Verheiratung zeigen, da er durch schwere Anfechtungen niedergedrückt, sich in seiner Stube eingeschlossen hatte und drei Tage lang nicht wieder zum Vorschein kam. Zwei Freunde öffneten endlich gewaltsam die Tür und fanden ihn ohnmächtig daliegen. Sie beide waren der Musik verständig. Mit deren Hilfe brachten sie ihn wieder zu sich. Ebenso hören wir von ihm, daß die Anregung, die ihm die Musik gewährte, ihm häufig geholfen habe, seine natürliche Scheu vor dem Predigen zu überwinden. [282])

Sein feines Gefühl für Musik zeigen seine Urteile über Komponisten und Melodien. Als der Gottesdienst zuerst in deutscher Sprache gehalten werden sollte, bediente er sich zwar zur Ausarbeitung des musikalischen Teiles der Hilfe des Musikers Johann Walther. Aber so vollständig verstand er den Unterschied zwischen den sieben alten Kirchentonarten nachzufühlen, daß er selbst bestimmte, welche unter ihnen für die einzelnen Stücke zu wählen seien. Besonders bewundert hat ihn Walther wegen seiner Wahl „des fünften Tons" für den Gesang des Evangeliums und wegen seiner tiefsinnigen Begründung, Christus sei ein freundlicher Herr. Während manche früheren Musiker diese Tonart „fröhlich", andere aber „strenge" genannt hatten, hörte Luther richtig die Vereinigung von beidem heraus, einerseits milde Freundlichkeit, andererseits Hoheit und Eindringlichkeit. Daher erklärt er sie für die passendste zu den Worten dessen, der freundlich und doch der Herr sei. Wie zutreffend sein Urteil ist, können die zu der Einsetzung des Abendmahls angegebenen Noten lehren. [283]) Solchen Namen hatte er als Musikverständiger, daß Herzog Albrecht von Preußen

einmal einige Tonsätze des Hans Kugelmann an Luther sandte, damit dieser „sie nach seinem hohen, von Gott verliehenen Verstande korrigieren, bessern und mehren möge".

So finden wir denn den Mann mit der eisernen Faust und dem zweischneidigen Schwerte hierhin und dorthin schreibend, um sich Lieder und Gesänge zu verschaffen, auch wohl einem berühmten Musiker die Bitte vortragend, ihm seine Lieblingsantiphone: „Ich liege und schlafe ganz mit Frieden" in Noten setzen zu wollen, oder einem anderen für die Zusendung einer Komposition dankend.[284])

Hatte ihn dann des Tages Sorge und Arbeit müde und matt gemacht, dann war es ihm eine liebe Erquickung, wenn er aus seinen Hausgenossen und Freunden einen kleinen Sängerchor bilden konnte. Er selbst holte die Notenbücher herbei, beteiligte sich auch wohl am Gesange. In der Regel waren es geistliche Gesänge. Doch hatte er auch Verständnis für weltliche Musik. Wie er sich denn wunderte, daß auf diesem Gebiete mehr gute Leistungen vorlägen, als auf dem der geistlichen Musik. Zum Erweis dieser Behauptung trug er dann selbst einige „Kantilenen" vor.

Waren die zu singenden Tonsätze etwas zu schwierig, so wurde fleißig geübt. Dem Musiker Weller, der ihm eine Komposition zugesandt, schrieb er: „Wir singen, so gut wir hier können über Tisch und geben's danach weiter. Machen wir etliche Säue darunter, so ist es freilich eure Schuld nicht, sondern unsere Kunst, die noch sehr gering ist, wenn wir's schon zwei-, dreimal übersingen. Wir wollen's wohl viel besser treffen, denn fehlen."[285])

Wie Luthers Empfinden sich an der Musik erfreute, so auch an dem Wohllaut und der Gefühlsäußerung der Poesie. Er bekennt, „einer von denen zu sein, welche Gedichte stärker bewegen, mächtiger ergötzen und fester in ihnen haften, als Prosa, selbst wenn diese von Cicero oder Demosthenes herrühre." Daher habe er sich auch von Jugend auf mit dem Psalter beschäftigt, ergötzt und geübt. Bei seinem Eintritt ins Kloster hatte er alle seine Bücher zurückgelassen, nur von den

Dichtern Plautus und Vergil vermochte er sich nicht zu trennen. Im Alter pflegte er am Abend, um nach den geistigen Anstrengungen des Tages auf andere Gedanken zu kommen, und so das Einschlafen zu erleichtern, im Terenz zu lesen.[286])

Sein reiches Gemüt hat auch ihn selbst zu einem Dichter von Gottes Gnaden gemacht. Freilich zeigen nicht alle von ihm herrührenden Gesänge den gleichen poetischen Schwung. Denn manche derselben verdanken ihren Ursprung dem nüchternen praktischen Bedürfnis nach deutschen Liedern für den Gottesdienst, und einen mehr oder weniger großen Teil ihres Inhalts seinem Bestreben, das aus der Vergangenheit überkommene Brauchbare beizubehalten. Was er aber zu leisten vermochte, das zeigen die Lieder, zu denen er einzig durch seine innere Bewegung getrieben wurde. So das erste unter ihnen, das 1523 gedichtete „Lied von den zwei Märtyrern Christi, zu Brüssel verbrannt“[287]), worin er von dem Staub der Ermordeten singt:

„Die Asche will nicht lassen ab,
Sie stäubt in allen Landen.
Hie hilft kein Bach, Loch, Grub noch Grab,
Sie macht den Feind zu Schanden.
Die er im Leben durch den Mord
Zu schweigen hat gedrungen,
Die muß er tot an allem Ort
Mit aller Stimm und Zungen
Gar fröhlich lassen singen.“

Dazu der glaubensfreudige Schlußvers:

„Der Sommer ist hart vor der Tür,
Der Winter ist vergangen,
Die zarten Blümlein gehn herfür:
Der das hat angefangen,
Der wird es wohl vollenden.
Amen.“

Seine schöpferische Kraft zeigt er vor allem auch in den Liedern, die sich an biblische Texte, besonders Psalmen, an-

schließen, zu denen auch das gewaltige „Ein feste Burg“ gehört. Hier weiß er vollständig die naheliegende Gefahr zu vermeiden, die biblischen Worte nur in deutsche Reime zu bringen. Vielmehr macht er die in der Bibel ihm vorliegenden Gedanken und Empfindungen völlig zu seinem persönlichen, innersten Eigentum und gestaltet sie dann in neutestamentlichem Geist so selbständig, daß es echt christliche, evangelische Gesänge werden, denen man die Grundlage kaum mehr anmerken kann. Dabei vermag er den verschiedensten Stimmungen den entsprechenden Ausdruck zu verleihen. Er kann ebenso gewaltig wie zart reden, mannhaft wie kindlich, klagend wie jubelnd.

Von seiner poetischen und zeichnerischen Neigung dürfte auch seine Vorliebe für Gleichnisse, Fabeln und Sprichwörter zeugen. Trotz der auf ihm liegenden ungeheuren Arbeitslast hat er sich lange mit einer deutschen Übersetzung der Fabeln des Äsop beschäftigt. Er meinte, die Fabeldichter hätten gedacht: „Es will niemand die Wahrheit hören noch leiden, und man kann doch ihrer nicht entbehren. So wollen wir sie schmücken mit einer lustigen Lügenfarbe und in liebliche Fabeln kleiden.“ [288]) Zur Erläuterung jeder Fabel fügte er eine kurze Lehre hinzu, vorwiegend in deutschen Sprichwörtern. Denn von diesen, die Weisheit der Vorfahren enthaltenden kurzen Lebensregeln mit ihrer Vorliebe für bildliche Einkleidung hielt er sehr viel. Er legte sich auch selbst eine Sammlung von Sprichwörtern an, die neuerdings wieder ans Licht gefördert und gedruckt worden ist. [289]) Auch in seinen Schriften begegnen wir sehr oft geflügelten Worten aus den alten Klassikern wie aus deutschen Sprichwörtern. Sie erhöhen die Anschaulichkeit und Lebendigkeit des Gesagten und bezeugen seine eigentümliche Begabung für künstlerische Gestaltung.

Diese zeigt sich nicht weniger in seiner bewundernswerten Befähigung, die Sprache zum treffendsten Ausdruck seiner Gedanken und Gefühle zu gebrauchen. Sobald er Zeit genug findet, um auch auf die Sprache Gewicht zu legen, wenn er etwa die Bibel übersetzt und dieses Werk durch immer neue Verbesserungen noch vollkommener zu gestalten sucht, so offen-

bart er das allerfeinste Gefühl für Ausdruck, Wortstellung und Satzbau.[290]) Weil er alles, was er schreibt, so tief empfindet, kann er auch in allen nur erdenkbaren Tönen reden, schlicht und klar, innig und warm, donnernd und überwältigend, einschmeichelnd sanft, erschreckend ernst.

Und wie die Sprache seiner Schriften, so ihr Inhalt. Kein anderer hat die von den Jüngern Jesu verkündete Wahrheit mit so tiefem Gemüte aufgenommen wie er. Keine andere Darstellung derselben vermag so zu unserem Herzen zu sprechen, wie die seine. Freilich machen heute seine Schriften auf die meisten Leser kaum noch diesen Eindruck. Denn er konnte fast nie etwas schreiben, ohne durch die in der Gedankenwelt seiner damaligen Leser eingewurzelten Irrtümer zu polemischen Ausführungen sich gezwungen zu sehen. Diese aber werden uns, die wir in einer so veränderten Zeit leben, in der Regel fremd anmuten. Darum haben die Bemühungen, seine Schriften dem deutschen Volk der Gegenwart wieder nahe zu bringen, nicht den gewünschten Erfolg gehabt. Aber seine ganze Auffassung des Christentums, wie sie allen seinen Schriften zugrunde liegt, ist aus so tiefem Gemüte geboren, daß keine andere auch nur in ähnlicher Weise das Herz zu bewegen und zu befriedigen vermag.

2.

War so Luthers feines Empfindungsvermögen für ihn eine Quelle mannigfachster Freuden, so mußte es ihm andererseits auch viel Schmerz bereiten, der oberflächlichen Naturen erspart bleibt oder von ihnen leichter überwunden wird. Auch das Dunkle und Schwere des Lebens konnte bis in sein Innerstes dringen und sein Gemüt auf das härteste bedrücken. Freilich war er dahin gelangt, wenig nach sich selbst und seinem Ergehen zu fragen. Darum konnten ihn die gewöhnlichen Widerwärtigkeiten des Lebens kaum anfechten. Aber unter einem Doppelten hat er sehr schwer gelitten: Unter den Wunden, die seiner Liebe geschlagen wurden, und unter den betrübenden Folgen seines Wirkens.

Es wird wohl manche geben, die sich den, eine Welt voll Teufeln nicht fürchtenden, rücksichtslosen Kämpfer nicht weinend vorstellen können. Und doch hat er manchmal Tränen vergossen, und weil es nun einmal seine Art war, nichts zu verbergen, so hat er sich nicht zu einer als Mannhaftigkeit bewunderten Härte gezwungen, sondern seinen Tränen auch vor anderen freien Lauf gelassen.

Als ihm sein zweites Kind, seine Elisabeth, durch den Tod entrissen wurde, die doch kaum acht Monate alt geworden war, berichtete einer der Freunde, der die Leiche mit begleitet hatte: „Er war sehr außer Fassung gebracht durch ihren Tod." Und er selbst schrieb an einen Freund: „Sie hat mir ein wunderbar bekümmertes, beinahe weibisches Herz zurückgelassen. So sehr jammert mich ihrer. Niemals hätte ich früher geglaubt, daß Vaterherzen so weich würden gegen ihre Kinder. Bittet den Herrn für mich!" [291])

Dreizehn Jahre alt war seine Magdalene, als er sie im September 1542 verlor. Der harte Abschied von ihr wurde ihm freilich ein wenig dadurch erleichtert, daß schon seit längerer Zeit ihr Tod nahe zu sein schien. So konnte er in seiner großen Liebe zu ihr schließlich nicht anders, als an ihrem Bett auf seinen Knien Gott um ihre Erlösung anflehen. Aber bittere Tränen kostete ihn dieses Gebet. Wohl sprach er mehrmals den Gedanken aus: „Lieber Gott, wenn es dein Wille ist, so will ich sie gern bei dir wissen. Ihr kann wahrlich nichts Besseres geschehen." Ja, als die zur Beerdigung Gekommenen ihm aussprachen, wie sehr ihnen „seine Betrübnis leid sei", konnte er erwidern: „Es soll euch lieb sein. Ich habe einen Heiligen gen Himmel geschickt. Einen solchen Tod wollte ich auch diese Stunde annehmen". [292]) Und doch schrieb er noch sieben Wochen später: „Obwohl ich und meine Frau nur danksagen und fröhlich sein sollten für einen so glücklichen Heimgang und so seliges Ende, wodurch sie der Gewalt des Fleisches, der Welt, des Türken und des Teufels entgangen ist, so ist doch die Macht der Liebe so groß, daß wir es nicht ohne Seufzen und Schluchzen unseres Herzens, ja nicht ohne schweres Absterben zu tun ver-

mögen. Denn so tief haften in unserem Herzen das Angesicht, die Worte, die Gebärden unserer im höchsten Maße gehorsamen und ehrerbietigen Tochter, während ihres Lebens und ihres Sterbens, daß nicht einmal Christi Tod, mit dem verglichen doch aller anderen Tod nichts ist, so völlig, wie es sein sollte, es [unseren Schmerz] überwinden kann." [293])

Den Tod seines alten Vaters hatte Luther schon seit längerer Zeit erwartet. Über ein Vierteljahr vorher hatte er den „gefährlich Erkrankten" durch einen Trostbrief auf sein Ende vorzubereiten gesucht. Als ihn aber auf der Feste Koburg die Trauerbotschaft erreichte, nahm er sein liebstes Gebetbuch, den Psalter, und ging damit, um allein zu sein, in seine Kammer und weinte sich aus, so sehr, daß ihm noch am nächsten Tage der Kopf davon schwach war. Welch weiches, zartes Empfinden spricht sich darin aus, wenn er über den Tod dieses Vaters, unter dessen allzu strenger Erziehung er einst so schwer gelitten hatte, an Melanchthon schrieb: „Dieser Tod hat mich ganz in Trauer gestürzt, indem ich nicht nur des natürlichen Bandes, sondern auch der lieblichsten Liebe gedenke, weil aus ihm mir mein Schöpfer alles gegeben hat, was ich bin und habe. Und wenn es mich auch tröstet, daß er in starkem Glauben an Christum sanft entschlafen ist, so hat mir doch das Mitgefühl und das Andenken an den süßesten Umgang mit ihm mein Herz so erschüttert, daß mir kaum jemals der Tod so des Grimmes wert erschienen ist. Daher schreibe ich in meiner Trauer jetzt nicht mehr, weil es billig und fromm ist, daß ich, der Sohn, einen solchen Vater betrauere, durch den der Vater der Barmherzigkeit mich werden ließ, durch dessen Fleiß er mich ernährt und zu allem, was ich bin, gebildet hat. Aber ich freue mich, daß er bis auf diese Zeit gelebt hat, wo er das Licht der Wahrheit sehen durfte." [294])

Nicht nur seiner Angehörigen Tod ergriff ihn so tief. Als sein Freund Nikolaus Hausmann in Freiberg plötzlich gestorben war, mochten Luthers Freunde, sein weiches Gemüt kennend, es nicht wagen, ihm sofort das Geschehene mitzuteilen. Sie berichteten ihm zunächst nur, der Freund sei krank, dann, er liege

danieder, dann, er sei „fein sanft in Christo entschlafen“. Da fing er an und weinte sehr und sagte: „Also nimmt Gott die Frommen hinweg. Das ist mir ein gar lieber Freund gewesen.“ Den ganzen Tag, so wird uns erzählt, saß er weinend und trauernd da, obwohl mehrere der Freunde die ganze Zeit bei ihm blieben, um ihn in seinem Schmerze aufzurichten, und über alles mögliche andere zu sprechen anfingen, um seine Gedanken von der Trauer abzulenken.[295])

Wie Luther diese besonderen Schicksalsschläge so tief empfand, so überhaupt das Mangelhafte dieses Erdenlebens, das ganze Elend der Sünde und ihrer Folgen. Unerschöpflich ist er in seinen Klagen darüber. Es wäre aber ein arges Mißverständnis, wollte man dies als Beweis eines ihn beherrschenden Pessimismus auffassen. Denn ebenso wie er das Dunkle unseres Lebens mit den schwärzesten Farben malt, so sieht er auch das Helle in strahlendstem Lichte. Es zeigt sich darin also nur seine Wahrhaftigkeit, die sich nichts, auch das Schmerzlichste nicht verbirgt, und andererseits sein tiefes Gemüt, vermöge dessen er alles ohne Einschränkung in sein Innerstes eindringen läßt.

Auch unter den alltäglichen betrübenden Vorkommnissen hat er schwer gelitten. Einer seiner jüngeren Verwandten, den er aus Güte in sein Haus aufgenommen, hatte einen dummen Streich begangen. Als später einmal darauf wieder die Rede kam, sagte Luther: „Er hat mich einmal getötet, daß ich von allen Leibeskräften kam und gar machtlos wurde. Er hat mich den Text Pauli von den Elternmördern (1. Tim. 1, 9) [verstehen] gelehrt, die ihre Eltern töten, nicht mit dem Schwert, sondern mit dem Ungehorsam. Lieber Gott, wie gottlos ist doch die Welt!“[296])

Doch alle solche Mängel und Leiden des Lebens vermochte er durch den Glauben an Gottes Weisheit und Güte völlig zu überwinden. Unendlich viel schwerer litt er unter einer ganz besonderen Last, unter den betrübenden Folgen seines Wirkens. Nur freilich bemerken wir hierin einen auffallenden Unterschied. War etwas, wozu er beigetragen hatte, nicht gut ausge-

fallen, dann grämte er sich nicht lange darüber, falls er sich nicht einer direkten Verschuldung bewußt war.

Am auffallendsten ist dieser Zug von scheinbarer Gleichgültigkeit bei der traurigen Geschichte der Bigamie Philipps von Hessen. Luther und Melanchthon waren um einen beichtväterlichen Rat gebeten, doch nicht hinreichend über den gesamten Tatbestand unterrichtet worden. Sie hatten gemeint, dem Landgrafen eine geheime Nebenehe gestatten zu sollen. Schon bald aber trat gerade das ein, was sie vor allem hatten verhindern wollen, das Bekanntwerden der beklagenswerten Angelegenheit. Hierdurch wurde ein solches Ärgernis erregt, daß Melanchthon darüber aufs schwerste erkrankte. Luther aber konnte ruhig bleiben. Er äußerte: „Fragt jemand: Gefällt dir das Geschehene? [so antworte ich:] Nein! Könnte ich es ändern, so würde ich es gern tun. Da ich dies nicht kann, trage ich es mit Gleichmut. Ich will dem Teufel und allen Papisten nicht soviel zu Liebe tun, daß ich mich darum bekümmern wollte. Gott wird es wohl machen. Dem will ich diese Sache befehlen." So meinte er sich dazu stellen zu dürfen, weil er sich in dieser Beziehung nicht einer Sünde schuldig wußte: „Wo mir solche Sache noch heutigen Tages vorkäme, wüßte ich nichts anderes zu raten, denn ich geraten habe".[297])

Ganz anders, wenn er selbst die Schuld an traurigen Folgen seines Vorgehens trug und ein Zurückgehen noch möglich war. Denn nichts kann unrichtiger sein, als die Vorstellung, er habe das einmal für richtig Erkannte mit vollster Rücksichtslosigkeit durchgeführt. Er hat im Gegenteil, vermöge seines weichen Gemüts, auf das denkbar schwerste unter dem gelitten, was er „anrichtete". Der früher in der Christenheit herrschende Friede wurde zerstört, die Einigkeit im deutschen Reiche aufgehoben, grimmiger Kampf tobte überall. Unter dem Haß und der Verfolgung hatten viele Evangelische bitter zu leiden. Durch Luthers Forderung, jeder müsse seines Glaubens persönlich gewiß werden, ließen sich manche verleiten, sich selbst einen Glauben zurechtzumachen und neue Sekten zu stiften.

Was empfand Luther dabei? Als Erasmus ihm vorhielt,

seine Lehre habe soviel Streit erregt, antwortete er ihm: „Meinst du, daß dir allein unter allen Menschen der Unfriede, der durchs Evangelium erweckt wird, zu Herzen gehe? Wir sind ja auch nicht steinern oder eisern, auch nicht Bären oder Wölfe." Später äußerte er einmal: „Es ist nicht eine geringe Sache, die ganze Religion und Lehre des Papsttums zu ändern. Wie schwer mir's geworden ist, wird man an jenem [jüngsten] Tage sehen. Jetzt glaubt es niemand." „Wenn mir Gott nicht die Augen zugeschlossen hätte, wenn ich diese Ereignisse vorhergesehen hätte, so hätte ich nimmermehr angefangen, das Evangelium zu lehren."[298])

Dazu noch ein Zweites. Der Wahrheit der evangelischen Lehre gewiß, konnte er auch nicht daran zweifeln, daß sie von Christo geschützt werde. Was aber mußte er sehen? Er schreibt: „Wer sollte das je gedacht oder geglaubt haben, daß es der lieben Predigt des Evangeliums so gehen sollte, wie es die Apostel erlebt und gesehen haben und auch jetzt zu unserer Zeit die Erfahrung uns zeigt?" „Unbegreiflich ist Christus in diesem Leben. Denn die Welt lohnt seinen besten und treusten Dienern sehr übel, verfolgt, lästert, verdammt und tötet sie als die ärgsten, schändlichsten Ketzer und Übeltäter. Dazu schweigt er still und läßt es geschehen, also daß ich bisweilen gedenke: Ich weiß schier nicht, woran ich bin, ob ich recht predige oder nicht."[299])

Diese Eindrücke stürmten immer wieder auf Luthers Herz ein, und nach seinem weichen Gemüte ließ er sich davon aufs qualvollste treffen. Besonders ergreifend ist uns ein Vorfall. Wenn man an Luther in Worms denkt, so pflegt man einen unbeugsamen, ohne jeden Gedanken an die möglichen Ereignisse der Zukunft, für seine Überzeugung streitenden Helden vor sich zu sehen. Aber dieses Bild ist völlig einseitig. Um Luther in Worms ganz zu sehen, muß man auch die furchtbare Erschütterung seines Gemütes beobachten, die durch den Gedanken an die Folgen seines Auftretens hervorgerufen wurde.

Er hatte dort eine Unterredung mit Cochläus, der anfangs ihm zugestimmt hatte, nun aber wieder gut katholisch ge-

worden war. Dieser hielt ihm vor, wieviel davon abhänge, ob er dasjenige von seiner Lehre, was unzweifelhaft gegen den Glauben und die katholische Kirche sei, fallen lasse. Dann würde er mit seinen reichen Gaben und seinem großen Wissen durch friedliche Erklärung der Heiligen Schrift unendlich viel Nutzen bringen können. Er würde der in einen wahren Aufruhr versetzten Christenheit wieder zum Frieden verhelfen. Wolle er auch gar nicht an sich selbst denken, so möge er doch seines Freundes Melanchthon und all der anderen schonen, die er mit in den ihm drohenden Strudel hineinrisse. Als Luther dies alles erwog, brach er in Tränen aus.[300]) Nun verstehen wir auch, warum er durch Bitten „guter Freunde" sich bestimmen ließ, vor dem Reichstage die Möglichkeit, daß er sich irre, nicht für ausgeschlossen zu erklären*). Zu schwer litt sein Gemüt unter der furchtbaren Verantwortung, die auf ihm lag.

So tief erschütterten und peinigten ihn die Folgen seines Wirkens, daß er anfangs sich immer wieder gefragt hat, ob sein Weg auch der rechte sein könne. Obwohl er der erkannten Wahrheit völlig gewiß war, konnte er doch nicht lassen, sich mit der Frage zu quälen: „Bist du allein klug, sollten die anderen alle irren und so eine lange Zeit geirrt haben? Wie, wenn du irrtest und soviel Leute in Irrtum verführtest, welche alle ewiglich verdammt würden?"[301])

Freilich hat er diese schweren Anfechtungen siegreich überwunden. Je gewisser ihm wurde, daß er nichts als Gottes Wort lehre, desto unzweifelhafter wurde ihm auch, daß Gott seine Sache nicht im Stiche lassen werde. „Das ist", schrieb er, „der einzige Trost in der Versuchung, der uns öfters bei so großen Ärgernissen unserer Lehre erquickt hat, daß wir wissen, dieselbe sei nicht unser, sondern Gottes, der regiere sein Werk, zu welchem er uns wider Willen gezogen hat. Dieses ist mein einziger Trost, mit dem ich mich sehr oft aufgerichtet habe wider den Gedanken des Satans, der die gegenwärtigen Ärgernisse dem Evangelium beimißt."[302])

Wer also Luther ganz kennen will, der muß neben dem

*) Vgl. oben S. 17ff.

leidenschaftlichen Streiter auch den über die beklagenswerten Folgen seines Auftretens Weinenden und mit harten Anfechtungen Ringenden vor Augen haben. Man braucht nur an Männer wie Kalvin und Cromwell zu denken, um auch in dieser Beziehung die wunderbare Eigenart Luthers zu erkennen, diese Mischung von scheinbar entgegengesetzten Charakterzügen, die aber nicht zu einer charakterlosen Vermengung wird, sondern jeden einzelnen Zug in voller Reinheit bestehen läßt.

3.

Die Vereinigung von Gegensätzen tritt in der besonderen Art Luthers noch an einem anderen Punkte hervor. Dem Gemütsmenschen drohen die Gefahren, sentimental zu werden, sich von Stimmungen beherrschen zu lassen, die Wirklichkeit nicht zu sehen, wie sie ist. An Luther aber können wir auch eine geradezu auffallende Nüchternheit beobachten.

Er liebt seine Kinder fast schwärmerisch. Er hat das Bedürfnis, diesem Gefühl nachzugeben, sie sinnend zu beobachten, mit ihnen zu spielen und zu scherzen. Dabei aber bestimmt ihn seine nüchterne Erwägung, zwischen den Knaben und den Mädchen einen Unterschied zu machen: „Ich scherze nicht soviel mit meinem Johannes, als mit meiner Tochter.“

Dieser Sohn war so sehr sein Liebling, daß er sich freute, als er auf einem Bilde von seiner Tochter Magdalene, das die Mutter ihm nach Koburg sandte, in ihren Zügen eine große Ähnlichkeit mit dem Sohn zu erkennen meinte. Und doch konnte er so streng gegen diesen sein, daß er ihn einmal wegen einer Verfehlung „drei Tage nicht vor sich kommen ließ“, bis er von ihm eine demütige schriftliche Abbitte erhalten hatte. Auch die Fürsprache der Mutter und zweier Freunde für den Knaben hatte ihn nicht erweichen können. Er antwortete ihnen: „Ich wollte lieber einen toten, denn einen ungeratenen Sohn haben.“

Bitter beklagte er sich, daß die Kinder auch einmal um des hohen Ansehens des Vaters willen sich zuviel erlauben zu dürfen meinten, und daß man sich dann vor einer Mitteilung

an ihn scheue, wodurch sein rechtzeitiges Eingreifen unmöglich werde.[303])

So tief ihn auch der Schmerz über den Tod lieber Verwandter oder Freunde erschütterte, so sehr er auch solche Trauer für gottgewollt hielt, gab er sich doch ihr nicht in jener weichlichen, übertreibenden Weise hin, die ihm die Lust und Kraft zur Erfüllung seiner Pflichten geschwächt hätte. Nach dem Tode seines Vaters zeigte er zwei Tage hindurch seine Betrübnis. Dann aber ließ er sich nichts mehr davon merken, obwohl man sehen konnte, „daß es ihm sehr sauer ward".[304])

Als seine Tochter Magdalene den Tod nahen fühlte, sprach sie den dringenden Wunsch aus, ihren älteren Bruder Johannes, der damals zu weiterer Ausbildung sich in Torgau befand, noch einmal zu sehen. Luther schrieb, er möge kommen. Doch ehe der Bruder noch eintraf, war die Kranke schon entschlafen. Gewiß wäre es für Luther ein Trost gewesen, in dieser schweren Zeit alle ihm noch gebliebenen Kinder bei sich zu sehen. Aber er bezwang sich. Denn nach seiner Überzeugung war es für den an Unstetigkeit leidenden Sohn besser, wenn er in seiner Arbeit blieb. Diesen freilich betrübte der Tod seiner Schwester so sehr, daß er dringend nach Hause zu reisen verlangte. Luther aber schrieb ihm, er müsse bleiben, wo er sei, und ermahnte ihn, „sich nicht solcher Weichheit hinzugeben, sondern seiner Tränen mannhaft Herr zu werden, damit er nicht der Mutter neuen Schmerz und Sorge errege."

Nach dieser Weisung hatte auch er selbst gehandelt. „Ich habe", so hatte er an einen Freund geschrieben, „den Vaterschmerz besiegt, wenn auch nur durch eine Art von schnaubendem Zorn gegen den Tod. Durch diese unwillige Erregung habe ich die Tränen gestillt. Ich habe sie stark geliebt, aber der Tod wird seine Strafe schon finden an jenem Tage, zugleich mit dem, der sein Urheber ist."[305])

Wie seine gesunde Nüchternheit ihn vor Sentimentalität bewahrte, so auch vor Schwärmerei. All sein Handeln und seine ganze Theologie ist ein Zeugnis hierfür. Er lebt im Himmel und steht doch mit beiden Füßen fest auf der Erde.

Er hofft mit heißer Sehnsucht auf den „lieben jüngsten Tag“. Und gleichzeitig wirkt er auf der Welt, als dächte er nur an sie. Er baut aus allen Kräften am Reiche Gottes und flickt sich selbst seine Beinkleider[306]). Sein Glaube ist der unzweifelhaften Gewißheit, daß Gottes Macht allein alles wirkt. Aber er selbst wirkt so unermüdlich, als wenn Gott nichts wirkte. Er weiß, nur Gott gibt uns das tägliche Brot, und er fordert, wir müßten um das tägliche Brot arbeiten, als hätten wir allein es zu schaffen. Er ist fest überzeugt, daß der Sieg im Kriege nur vom Herrn kommt, und er verlangt auf das bestimmteste, daß wir uns rüsten und Festungen bauen und kämpfen, als hinge die Entscheidung allein von uns ab. Er bezeugt immer wieder, nur Gottes Geist könne die Herzen neu schaffen, und er selbst predigt und schreibt mit einem nie aussetzenden Eifer, als wenn er alles allein ausrichten sollte.

Er hat den großen Satz aufgestellt, der wahre Glaube bedürfe keines Gesetzes mehr, sondern vollbringe aus freien Stücken das sittlich Gute. Anhänger von ihm entstellen dies zu dem schwärmerischen Gedanken, das Gesetz sei also für den Christen abgetan. Luther aber behält in Ruhe und Sicherheit das Auge offen für die tatsächliche Beschaffenheit des Christen, in dem auch noch zu bekämpfende Sünde zurückbleibt. Er erklärt daher, daß auch der gläubige Christ, soweit in ihm „das Fleisch“ noch nicht überwunden sei, noch des Gesetzes bedürfe. Luther redet von dem Glauben an das Unsichtbare und von dem Trachten nach dem ewigen Leben, als wenn den Christen diese Welt nichts mehr anginge. Und er fordert, man solle diesen seinen Glauben beweisen und stärken durch die Arbeit in dem irdischen Beruf, bestände diese auch nur im Mistfahren oder Kinderwaschen.

So sehen wir seine Gemütstiefe durch gesunde Nüchternheit vor Ausschreitungen bewahrt.

Schluß.

Will man versuchen, Luthers eigentümliche Charakterzüge auf eine Einheit zurückzuführen, so dürfte wohl seine vollendete Offenheit und Wahrhaftigkeit als Grundlage und Voraussetzung für alles Übrige hervorzuheben sein. Sie ermöglichte ihm, vollen Ernst mit seinem religiösen Erlebnis zu machen und nicht mehr für sich selbst, sondern für Gott und den Nächsten zu leben. Sie erzeugte seine tiefe Demut, vermöge deren er seine eigene Mangelhaftigkeit in jeder Beziehung erkannte, verlieh ihm aber auch das stolze Bewußtsein dessen, was er im Glauben durch Gott war und leistete. Aus diesem Dreifachen erwuchs dann sein eigentümlicher, nicht vor Gefahren das Auge verschließender, aber auf Gott bauender Mut, seine Selbständigkeit Menschen gegenüber, seine Abhängigkeit Gott gegenüber und sein gesunder Optimismus. Seine Wahrhaftigkeit bestimmte ihn auch, die ihm von Gott anerschaffene Leidenschaftlichkeit nicht zu unterdrücken, während diese durch seine gründliche Bekehrung vor den einem derartigen Naturell drohenden Gefahren bewahrt blieb. Dieses beides machte ihm endlich möglich, die Gottesgabe seines tiefen und weichen Gemüts auch trotz seiner hohen Stellung und trotz seiner bitteren Erfahrungen sich zu erhalten.

Wo liegen nun die natürlichen Wurzeln seines besonderen Charakters? Man hat Gewicht auf die Frage gelegt, aus welchem Volksstamm er hervorgegangen sei. Man hat ihn für einen echten Thüringer erklärt. Prüft man aber die hieraus gezogenen Folgerungen, so meinen wir zu bemerken, daß man infolge dieser Überzeugung Eigenschaften bei ihm gesehen hat,

die er nicht wirklich besaß, und daß man Eigentümlichkeiten, die an ihm zu beobachten sind, mißdeutet hat. Jedenfalls spricht er selbst bestimmt aus: „Ich bin aber kein Thüringer, gehöre zu den Sachsen.“ [307]) Über diese urteilt er, „sie hätten etwas Sprödes und liebten die Wahrheit“. Da wir aber nicht nähere Erklärungen von ihm darüber kennen, warum er sich selbst zu den Sachsen rechnet, so werden wir uns damit begnügen müssen, ihn nur als Deutschen anzusehen.

Und zwar werden wir ihn als einen echt deutschen Mann anerkennen müssen. Hat doch er selbst eben das, was wir als den Grundzug seines Charakters erkannten, die Offenheit und Wahrhaftigkeit, als spezifisch deutsche Art bezeichnet: „Uns Deutsche hat keine Tugend so hoch gerühmt und bisher so hoch erhoben und erhalten, als daß man uns für treue, wahrhaftige, beständige Leute gehalten hat, wie dessen viele Historien und Bücher Zeugen sind. Wir Deutsche haben noch ein Fünklein von derselbigen alten Tugend, nämlich daß wir nicht gern Lügner heißen wollen, nicht dazu lachen, wie die Welschen und Griechen, oder einen Scherz daraus treiben. Und obwohl die welsche und griechische Unart bei uns einreißt, so ist dennoch das bei uns übrig, daß kein ernsteres, greulicheres Scheltwort jemand reden oder hören kann, denn so er jemand einen Lügner schilt oder gescholten wird. Und mich dünkt, daß kein schändlicheres Laster auf Erden sei, denn Lüge und Untreue beweisen.“

Auch in der Aussprache anderer Völker, der Italiener, Franzosen, Spanier, Engländer, meint er Unwahrhaftigkeit des Charakters sich ausdrücken zu hören, „da sie die Worte läppisch und zischend aussprechen. Darum sagt man von den Franzosen: Sie schreiben anders, denn sie reden, und reden anders, denn sie es meinen.“ [308])

Neben der Geradheit und Ehrlichkeit erwähnt Luther gelegentlich als deutsch noch ein paar Eigenschaften, die wir an ihm selbst beobachtet haben. So meint er, die Deutschen hätten auch etwas „Wüstes und Wildes“, „Rohes und Tobendes“ an sich. [309]) Er denkt dabei wohl an das aus der Geradheit herrührende, zufahrende Wesen, den Mangel an rein formeller Liebens-

würdigkeit, die einseitige und rücksichtslose Leidenschaftlichkeit, wie sie sich auch in seiner Polemik kundtut.

Oder er bezeichnet die Deutschen auch in dem Sinne als „einfältig", daß sie sich zu leicht von anderen bestimmen lassen und diese auch hinsichtlich ihrer Fehler nachahmen. Ihre Gutmütigkeit traut den anderen zunächst alles Gute zu, geht zu bereitwillig auf sie ein, erkennt ihre Vorzüge zu sehr an, gibt sich ihrem Einfluß zu stark hin, kurz, läßt sich zu sehr von ihnen „imponieren". Oder er bedauert, daß die Deutschen trotz all ihrer Vorzüge nur selten „gute Häupter und Regenten haben". Das Talent zum Herrschen geht ihnen in der Regel ab. Infolge solcher Eigenschaften vermag der Deutsche seinen Vorzügen bei anderen nur schwer die gebührende Anerkennung zu erzwingen. Daher sagt Luther: „Es ist keine verachtetere Nation, denn die Deutschen. Die Italiener heißen uns Bestien, Frankreich und alle anderen Länder spotten unser." Wir haben ihn aber auch von sich sagen hören, er sei der einfältigste Mensch, der sich leicht imponieren lasse, und ihm fehle die Anlage zum Herrschen.

Auch aus seinen Äußerungen über die Nationalfehler anderer Völker kann man entnehmen, was er für echtdeutsch hielt, wozu also er nicht neigte. Den Schotten wirft er vor, sie seien „die allerhoffärtigsten, stolzesten und unverschämtesten; sie ließen sich dünken, sie seien allein Leute vor anderen".[310] Wir beobachteten die ihm selbst eignende Demut, seine große Bereitwilligkeit, anderer Gaben und Leistungen anzuerkennen.

An den Engländern hat er vieles zu tadeln. Nach den Erfahrungen, die er mit ihrem damaligen Könige gemacht hat, sagt er, dieser sei so „keck", d. h. unverschämt, infolge des englischen Reichtums; er denke, man müsse ihn anbeten und Gott könne seiner nicht entbehren. Da haben wir eine dreifache Anklage, zuerst das bornierte englische Selbstbewußtsein und Überlegenheitsgefühl und Herrschgelüste, sodann dessen Gipfel, die Einbildung, Gott könne England nicht entbehren, bei diesem allein sei die wahre Frömmigkeit, endlich das englische Gewichtlegen auf „Gold und Geld".[311]

Doch noch ein Doppeltes ist ihm an diesem Volke unan-

genehm. Zuerst die alles beherrschende Habgier, die nichts schont, immer nur an sich raffen will. Bei Tisch erzählte er einmal einem Engländer die Fabel von dem Wolfe, der sprechen lernen sollte, und als ihm das Wort „Vater" vorgesagt wurde, immer nur „Lamm!" hervorbringen konnte. Er setzte hinzu: „Ihr [in England] habt freilich keine Wölfe, aber ihr selbst seid Wölfe." Sodann galt Luthers Zorn den Mitteln, die die Engländer skrupellos zur Erreichung ihrer egoistischen Ziele anwenden. Nur seinen Vorteil habe jener König im Auge und „handele und rede dabei wider sein eigen Gewissen". Er stelle sich, als streite er für Wahrheit und Recht, für „Gottes Ehre". Aber er wolle nur „tun und machen, was ihn gelüste", und habe dabei „nicht Lust zur klaren gewissen Wahrheit". Darum „rede er sich heraus, ob er gleich das Maul reißen muß wie der Hecht, wenn er sich von der Angel reißt".[312]) Also, man kann ihn nie fangen. Er weiß sich immer mit seinem großen Maul herauszureden. Wir haben gesehen, wie fern alle diese Fehler dem Charakter Luthers lagen.

An den Franzosen tadelt er die Selbstgefälligkeit und Eitelkeit: „Heute ist Frankreich das eingebildetste Reich." Sodann ihre blinde Gefolgschaft gegen die Führer, für die sie begeistert sind, wie zu jener Zeit für ihren Franz I. Dieser, sagt er, sei „ein Fürst über Esel. Denn alles, was er die Seinen [tun] heißt, das tun sie wie die Esel".[313]) Von beiden Untugenden war Luther frei.

Von den Italienern meint er, sie trauten einer dem anderen nicht. Darum hätten sie auch nicht solchen Sinn für Geselligkeit wie die Deutschen. Und dann sind sie ihm widerwärtig, weil sie „auf beiden Achseln tragen, den Mantel nach dem Winde hängen" und bei Kriegen „es mit dem halten, der den Sieg hat".[314]) Auch hier das Gegenteil der Art Luthers.

Dieser echt deutsche Charakter unseres Reformators hat es ihm ermöglicht, das Christentum so tief und so rein zu erfassen, wie es keiner seit der christlichen Urzeit vermocht hatte. Seine grenzenlose, rücksichtslose Wahrhaftigkeit ließ ihn die natürliche Beschaffenheit des Menschen ganz und gar so sehen, wie sie in

Wirklichkeit ist. Sie ließ ihn in keiner Weise mit eigenen Gedanken, Gefühlen, „Werken“ sich zufrieden geben, sondern nicht eher sich beruhigen, als bis er die von Gott geschenkte Wahrheit und Gnade und Kraft sich angeeignet hatte. Insofern ihm dies durch seine deutsche Art erleichtert wurde, darf man von einem deutschen Christentum reden.

Er selbst aber stellt die reinste und schärfste Ausprägung des durch ihn wieder entdeckten echten Christentums dar. Daher immer wieder von seiten derer, die sich dazu nicht zu erheben vermögen, der auflodernde Zorn gegen seine Person, und daher immer wieder von seiten derer, die in dem von ihm verkündeten und gelebten Glauben das Heil gefunden haben, die jubelnde Begeisterung auch zu seiner Person. So lange schon tot und begraben, redet er auch heute noch laut und gewaltig, nicht nur durch seine Schriften und die von ihm ausgegangenen Wirkungen, sondern auch durch seinen hoher Bewunderung und tiefer Liebe werten Charakter.

Doch, wenn auch Luther ein echter Deutscher war, so ist doch sein Charakter zu voller Größe und Schönheit nur dadurch geworden, daß er sich durch den echten Christenglauben heiligen ließ. Darum ist er nicht nur seinem deutschen Volke geschenkt, sondern ist für alle Erdenbewohner, die nach dem Göttlichen verlangen, eine unersetzliche Gabe Gottes. Mit tiefem Schmerze müssen wir sehen, welche Abgründe dieser grauenvolle Weltkrieg zwischen dem deutschen Volke und fast allen anderen Nationen gerissen hat. Aber in der Überzeugung von der göttlichen Mission Luthers für die gesamte Christenheit können wir nicht auf die Hoffnung verzichten, daß auch in der Zukunft wieder sich manche in den heute weit von uns getrennten Völkern zu der Erkenntnis aufschwingen werden, die in dem letzten Jahrhundert einen Engländer über Luther urteilen ließ: „Unbezwinglicher Granit! der fern und weit in den Himmel hinaufragt, doch in seinen Spalten Quellen, grüne, holdselige Täler mit Blumen! Ein wahrer geistlicher Held und und Prophet, für den diese Jahrhunderte und noch viele zukünftige dem Himmel dankbar sein werden“.[315])

Anmerkungen.

Erl. = Erlanger Ausgabe von „Luthers sämtlichen Werken", Bd 1 bis 67, 2. Aufl., soweit erschienen. — End. = Enders, Luthers Briefwechsel. — O. v. a. = Opera varii argumenti. — O. ex. l. = Opera exegetica latina. — Gal. = Comment. in epist. ad Galatas. — D. W. = De Wette, Luthers Briefe usw. — Bindseil, M. Luthers Colloquia. — Kroker, Luthers Tischreden in der Mathesiusschen Sammlung. — Lauterbach, Tagebuch, herausg. v. Seidemann. — Math. = Mathesius, Historien von . . . Luthers . . . leben, Ausg. von Löschе (1898).

[1]) Erl. O. v. a. 1, 23. — [2]) Erl. 58, 369f. Es kann nunmehr keinem Zweifel mehr unterliegen, daß diese entscheidende Stunde in das Ende des J. 1512 od. d. Anfang des J. 1513 fällt. — [3]) Erl. 53, 95ff.; End. 3, 266. — [4]) End. 4, 319ff. — [5]) End. 3, 292ff. 297; Erl. 53, 105ff. — [6]) Math., 12. Pred., Löschе S. 290. — [7]) Erl. 58, 380. — [8]) Erl. 28, 29. — [9]) Erl. 18, 300. — [10]) Erl. 19, 76. — [11]) Erl. 20, I, 160f. — [12]) Erl. 16, 52. — [13]) Erl. 53, 123f. — [14]) Ratzeberger, Handschriftl. Gesch. über Luther u. seine Zeit, S. 102f. — [15]) Erl. 64, 289f. — [16]) Walch, Luthers sämtliche Schriften, 15, 1411ff. Unschuldige Nachrichten, 1702 S. 154f. — [17]) Brieger, Aleander u. L., S. 170. Lämmer, Analecta romana S. 128ff. — [18]) Erl. 59, 279; Lauterbach S. 141. — [19]) End. 8, 161; Erl. 58, 265f. — [20]) Erl. 39, 133; 47, 76. — [21]) Math., 12. Pred., Löschе S. 288. — [22]) Einige Proben aus päpstlichen Tischreden, Unterhaltungsliteratur, Schulliteratur und Predigten jener Zeit bei Wilh. Walther, Für Luther wider Rom (1908) S. 595ff. — [23]) Erl. 10, 450. — [24]) Vgl. Wilh. Walther, Für Luther wider Rom S. 663. — [25]) Walch 21, 353. — [26]) Wrampelmeyer, Tagebuch über Luther geführt von Cordatus Nr. 133a. — [27]) Das. Nr. 1191. — [28]) Erl. O. v. a. 7, 120ff. — [29]) End. 1, 196f. — [30]) Erl. O. v. a. 5, 400. — [31]) Erl. 53, 274. — [32]) Erl. O. v. a. 1, 16. — [33]) Erl. 61, 116. — [34]) Erl. 59, 124. — [35]) Erl. O. ex. lat. 6, 288ff. Vgl. über diese ganze Frage Wilh. Walther, Für Luther wider Rom S. 417ff., wo auch gezeigt wird, in welche entsetzliche Unwahrhaftigkeit die Katholiken hineingeraten, die im Gegensatz zu Luther die rein formale Wahrhaftigkeit fordern. Vgl. auch Wilh. Walther: Die christliche Sittlichkeit nach Luther S. 11ff. — [36]) Erl. O. v. a. 2, 180; End. 6, 71. — [37]) Erl. 27, 195f.; 15, 42f. — [38]) Löschе, Analecta Nr. 131 (S. 123). — [39]) Math., 12. Pred., Löschе S. 298. Lauter-

bach S. 2; Vitae quatuor reformatorum, Berolini 1841, S. 5; End. 5, 87. — [40]) Weim. Ausg. der Werke Luthers, 15, 560. 562. — [41]) Erl. 44, 148; End. 5, 204. — [42]) Erl. 61, 167. 265; End. 5, 248f. — [43]) Bindseil 3, 186f.; Erl. 59, 265. — [44]) Erl. Gal. 1, 92. — [45]) Erl. 59, 272f. — [46]) Math., 12. Pred., Lösche S. 304; End. 1, 83. — [47]) Erl. 59, 185. — [48]) Erl. 59, 186; End. 1, 24; Erl. 39, 256; End. 1, 198; Erl. 24, 57 u. o. — [49]) End. 2, 429 (i. J. 1520). — [50]) Erl. 32, 8; 24, 40. — [51]) Erl. 65, 107. — [52]) End. 10, 9. — [53]) End. 5, 231f. — [54]) Friedensburg, Zur Vorgeschichte des Gotha-Torgauischen Bündnisses S. 136ff. — [55]) End. 1, 211. — [56]) End. 1, 238. 244. — [57]) End. 1, 67f. — [58]) End. 6, 75f.; Kroker Nr 572. — [59]) Erl. 27, 189. — [60]) Erl. O. v. a. 6, 312f. — [61]) Erl. 27, 196. 199. — [62]) Erl. 18, 330. — [63]) Erl. 18, 279f. — [64]) Erl. 2, 318. — [65]) Erl. 15, 40ff. — [66]) End. 1, 30. — [67]) Vgl. H. Boehmer, „Luther im Lichte der neueren Forschung", 3. Aufl. S. 111. — [68]) Erl. 59, 275. — [69]) End. 3, 189ff. 195ff. — [70]) End. 1, 94ff. — [71]) Erl. 53, 129ff. — [72]) End. 7, 120. — [73]) End. 6, 18; Erl. 53, 401f. — [74]) Erl. 56, XIX. 54, 34. — [75]) Kawerau, Joh. Agricola S. 168ff. — [76]) End. 11, 398. — [77]) D. W. 5, 778. — [78]) D. W. 5, 771. — [79])) Erl. O. v. a. 7, 367. — [80]) End. 12, 316f. — [81]) Vgl. hierüber das Nähere in Wilh. Walther, Luthers Kirche (1917). — [82]) End. 1, 141ff. — [83]) Erl. 62, 349. 346; Erl. 59, 251; Kroker Nr. 55; Erl. O. v. a. 7, 503. — [84]) End. 1, 227. — [85]) Erl. 59, 279. Noch stärker drückt Luther sich aus Erl. O. v. a. 7, 117. — [86]) End. 3, 189ff.; Bindseil 3, 203. — [87]) Schlaginhauffen Nr. 431. — [88]) End. 1, 90f. — [89]) End. 1, 26f. — [90]) End. 1, 88. — [91]) Erl. 59, 185f. 190ff. 227. — [92]) Erl. O. v. a. 7, 493. — [93]) End. 8, 223f. — [94]) Erl. 63, 328. — [95]) End. 11, 247. — [96]) Erl. 63, 401. 403. 406. — [97]) Erl. 57, 31; Lauterbach 108. 67. — [98]) Kroker Nr. 58. 19. — [99]) End. 7, 362. 365. — [100]) Erl. 26, 386. — [101]) Math. 12. Pred., Lösche S. 303. — [102]) Vgl. die nähere Darstellung bei Köstlin-Kawerau, Martin Luther II, 332ff. — [103]) Schlaginhauffen, Tischreden Luthers herausg. von Preger, Nr. 31. — [104]) Erl. 33, 371f.; 28, 351 u. o. — [05]) Erl. 53, 127. — [106]) Erl. O. v. a. 6, 115. 117. — [107]) Erl. 53, 273, 276. — [108]) Erl. 22, 55f.; 48, 364. — [109]) End. 8, 43. — [110]) Kroker Nr. 599. — [111]) Erl. 59, 188. 244. — [112]) End. 3, 219. 193. 214; 1, 151. — [113]) End. 1, 8. — [114]) Erl. O. v. a. 2, 258; Erl. 59, 248. — [115]) End. 1, 218f. — [116]) Erl. 53, 106; Erl. O. v. a. 6, 391; vgl. Erl. 28, 143f. usw. — [117]) Erl. Gal. 1, 98. — [118]) End. 3, 176. — [119]) Erl. O. v. a. 7, 23; Erl. 28, 212. — [120]) Erl. 58, 370. — [121]) Bindseil, Colloq. 1, S. 52. Es ist für Luther bezeichnend, daß er zu dem „Turm" noch hinzugefügt zu haben scheint: „in dem der geheime Ort der Mönche war". So in dem Tagebuch des Cordatus Nr. 1571. Die anderen Aufzeichnungen der Tischreden lassen dies als unästhetisch fort oder drücken es mit anderen Worten aus. Luther will sagen: Das Gemach, in dem mir jene Erleuchtung kam, war das denkbar verächtlichste, da es dicht bei dem Abtritt der Mönche lag. Selbst solch ein Ort ist dem Heiligen Geiste nicht zu unheilig, wenn er einen nach dem Heil ver-

langenden Menschen mit der göttlichen Wahrheit heiligen kann. — [122]) Erl. 28, 143f. — [123]) Erl. Gal. 1, 102f. — [124]) Erl. Gal. 1, 101. 104. — [125]) Weimarer Ausg. 38, 613. 616; Erl. 9, 358f. — [126]) Erl. 22, 52f. — [127]) End. 11, 255. — [128]) Erl. 26, 124. — [129]) Erl. 63, 403. — [130]) Erl. 61, 17f. — [131]) Schlaginhauffen, Tischreden Luthers Nr. 31. — [132]) Kroker Nr. 625. — [133]) Erl. 25, 8. — [134]) Erl. 58, 243. — [135]) Erl. 31, 389. — [136]) Erl. 62, 443f. — [137]) End. 1, 166. — [138]) End. 1, 316. — [139]) End. 2, 461. — [140]) Erl. 25, 75; 28, 142. — [141]) Erl. 24, 59. — [142]) Erl. 52, 231. — [143]) Erl. 25, 22. — [144]) Erl. 17, 421f. — [145]) Erl. 24, 58. — [146]) End. 8, 5ff. 159ff. — [147]) Erl. 55, 300. 320. — [148]) Erl. O. ex. l. 10, 259; Erl. 4, 325; 61, 274; Löfche, Analecta Lutherana Nr. 358. — [149]) End. 1, 124f. — [150]) End. 1, 114ff. — [151]) End. 1, 166. — [152]) End. 1, 151. — [153]) End. 1, 178. — [154]) Erl. O. v. a. 2, 135. 132. — [155]) Erl. O. v. a. 2, 59. — [156]) Erl. O. v. a. 2, 382. — [157]) Erl. 53, 5f. — [158]) End. 2, 429f. Ebenso auch noch am 19. März 1521, s. Erl. 53, 61. — [159]) Erl. 61, 213. — [160]) Bindseil 2, 175. — [161]) End. 3, 24f. — [162]) End. 3, 84. — [163]) End. 3, 113. — [164]) End. 3, 117. — [165]) End. 3, 120f. — [166]) Erl. 64, 368. Es scheint, daß Luther denselben Gedanken auch schon dem ihn vor der Weiterreise warnenden Herold ausgesprochen hatte, s. Förstemann-Bindseil, Tischreden 4, 348. Spalatins deutsche Annalen, ed. Cyprian, S. 38. — [167]) Förstemann, Neues Urkundenbuch 49a. — [168]) Vgl. Köstlin-Kawerau M. Luther 1, S. 419f. — [169]) End. 3, 131f. 139. — [170]) Erl. 54, 130. — [171]) Erl. 53, 306. — [172]) Erl. 39, 115ff. — [173]) Kroker Nr. 600. — [174]) Schlaginhauffen, Luthers Tischreden Nr. 323. — [175]) Erl. 10, 355. — [176]) Erl. 62, 322f. 328. — [177]) Kroker Nr. 292. — [178]) Erl. 15, 11. — [179]) Erl. 48, 139. — [180]) Erl. 25, 86f. — [181]) Erl. 49, 359ff. — [182]) End. 1, 224. — [183]) Erl. 49, 363. — [184]) Erl. 48, 365f. — [185]) Erl. 28, 387. — [186]) End. 8, 44. 52. — [187]) End. 8, 55. — [188]) Erl. 25, 75. — [189]) Schlaginhauffen, Luthers Tischreden Nr. 251. — [190]) Erl. 28, 144. — [191]) Erl. 30, 13. — [192]) Erl. 25, 8. — [193]) Erl. 59, 242. — [194]) Erl. 53, 122f. — [195]) Erl. 62, 19. — [196]) Als Fürst Georg v. Anhalt nach Luthers Ansicht ein zu großes Gewicht auf die kirchlichen „Zeremonien" legte, setzte dieser alle seine Gründe auseinander, warum eine Gleichmäßigkeit in dieser Beziehung unnötig, ja gefährlich sei. Dabei erwähnt er auch, es sei wirklich nicht notwendig, sich zu sehr darum zu grämen, wenn man nicht für alle Zeiten gültige Zeremonien aufstellen könne, deshalb nicht, weil „ein Ende überhaupt wenigstens der gegenwärtigen glücklichen Zeit bevorstehe", neue Verhältnisse aber auch zu neuen Zeremonien führen müßten, „die ihrer Natur nach veränderlich seien" (de Wette 6, 379). An dieser Stelle also blickt bei Luther ganz nebensächlich der Gedanke durch, bei der Unbestimmbarkeit der Zukunft dürfe man auf solche Dinge kein Gewicht legen. Der ganze Brief aber zeigt, daß die für ihn entscheidenden Gründe nicht in einer Rücksicht auf die Nähe des jüngsten Tages, sondern in ganz anderen Erwägungen bestanden. — [197]) Kroker Nr. 570. — [198]) Erl. Op. ex. lat. 10, 167ff. — [199]) Erl. 18, 313. — [200]) Erl. O. v. a. 1, 321; Erl. 37, 441. —

[201]) Erl. 50, 125. — [202]) Erl. 53, 120f. — [203]) Erl. 27, 189. — [204]) Erl. 50, 127. — [205]) Vitae quator reformatorum S. 4. — [206]) End. 2, 328. — [207]) Erl. 48, 364f. — [208]) Erl. 48, 342f. vgl. auch End. 9, 76. — [209]) Erl. 28, 148f. — [210]) Erl. 28, 178. — [211]) Erl. 25, 38f. — [212]) Erl. 54, 225. — [213]) Erl. 20 II, 546ff. Vgl. Kroker Nr. 614. — [214]) Erl. 58, 396f. — [215]) End. 13, 300. — [216]) Erl. 25, 129ff. — [217]) End. 2, 463. — [218]) End. 3, 93; 2, 329; Erl. 53, 162. — [219]) Hausrath, L.'s Leben I S. X. — [220]) Den Nachweis im einzelnen habe ich geführt in der Weimarer Ausgabe Bd. 20, 41ff. 285ff. — [221]) Erl. 7, 53. — [222]) Erl. 25, 127f. — [223]) Kroker Nr. 133. — [224]) de Wette 6, 401. — [225]) Erl. 53, 107. — [226]) Erl. 53, 123. — [227]) Erl. 53, 339. 341. — [228]) Erl. 53, 426. — [229]) Lauterbach, Tagebuch S. 167. Vgl. Erl. 28, 317; Erl. O. v. a. 4, 26. — [230]) Erl. 25, 128. — [231]) Erl. O. v. a. 1, 21. Luther u. Emser, Flugschriften aus der Reformationszeit IX, S. 31. — [232]) Erl. 53, 327. 388. — [233]) End. 4, 320. — [234]) Erl. 53, 123f. — [235]) Erl. 28, 205ff. — [236]) Erl. 7, 51. 53. 55. — [237]) Erl. O. v. a. 4, 219. — [238]) End. 1, 173. 208ff. — [239]) Erl. O. v. a. 5, 401. — [240]) Erl. 30, 3. — [241]) Erl. 15, 179ff. — [242]) Erl. 27, 222. — [243]) Erl. O. v. a. 5, 290ff. — [244]) Erl. 45, 214ff. — [245]) Kawerau, Briefwechsel des J. Jonas II, 177ff. Vitae quatuor reformatorum, Berolini 1841, S. 13. — [246]) Walch, Luthers sämtliche Schriften 21, 338*. — [247]) End. 5, 360. — [248]) End. 5, 416. — [249]) Erl. 55, 211. — [250]) Bindseil 2, 130f. — [251]) Erl. 57, 233. — [252]) Bindseil 2, 131; Erl. 57, 240. 232f. — [253]) Erl. 57, 234. — [254]) Erl. 57, 134. — [255]) Erl. 57, 238. 148. 184. — [256]) Bindseil 2, 109; Erl. 62, 12. — [257]) Erl. 57, 243. — [258]) End. 9, 45; Bindseil 2, 108; Lauterbach, Tagebuch S. 167. — [259]) End. 11, 344. — [260]) Lauterbach, Tagebuch S. 108f.; Erl. 60, 15; 61, 414. — [261]) End. 5, 320. 360; 6, 106. 49. 108. 315. — [262]) Loesche, Analecta Lutherana Nr. 459. — [263]) Erl. 57, 237. 252f. — [264]) Erl. 57, 257ff. 235f. 277. 269; Bindseil 3, 164. — [265]) Erl. 54, 156f. — [266]) Erl. 59, 217f.; Weller, Deutsche Schriften 3, 215. — [267]) Unschuldige Nachrichten 1702 S. 154f. — [268]) J. Keßler, Sabbata, St. Gallen 1902, S. 76ff.; Capito, Bucer S. 83; Walch, Sämtliche Schriften Luthers 21, 353*. — [269]) Kawerau, Briefwechsel des J. Jonas II, 177ff. — [270]) Math., 17. Predigt, Löschе S. 436f. 430f. — [271]) Lauterbach, Tagebuch S. 107ff. — [272]) Math., 12. Predigt, Löschе S. 298f. — [273]) Weimarer Ausg., Tischreden 3. Bd. S. 388ff. — [274]) Erl. 57, 270; Math., 12. Predigt, Löschе S. 285. — [275]) Lauterbach, Tagebuch S. 165. — [276]) Erl. 61, 30. — [277]) Corp. Ref. 3, 37. — [278]) Math., 12. Predigt, Löschе S. 280; Erl. 59, 118; Weimarer Ausg., Tischreden 1, 236. — [279]) Math. 12. Predigt, Löschе S. 303. — [280]) End. 8, 277. — [281]) Erl. 62, 311; 56, 295. — [282]) Ratzeberger, Lebensgeschichte Luthers S. 58; Erl. 62, 111. — [283]) Vgl. meine näheren Ausführungen in der Weimarer Ausgabe, Bd. 19, 57ff. — [284]) End. 11, 216;8, 277. — [285]) Erl. 62, 310; 55, 83f.; Kroker Nr. 119; End. 10, 74. 123. — [286]) End. 11, 255; Weimarer Ausg., Tischreden 1, S. 44; Kroker Nr. 166. — [287]) Erl. 56, 340ff. — [288]) Erl. 64, 350ff.

— [289]) Vgl. Ernst Thiele, Luthers Sprichwörtersammlung 1900. — [290]) Vgl. Wilh. Walther, Luthers deutsche Bibel (1917). — [291]) Buchwald, Zur Wittenberger Stadt- u. Universitätsgeschichte, S. 42; End. 6, 315. — [292]) Erl. 61, 422ff. — [293]) End. 14, 338f. — [294]) Erl. 54, 130ff.; End. 7, 367. — [295]) Erl. 61, 418f.; Lauterbach, Tagebuch S. 158. — [296]) Erl. 57, 266. — [297]) Erl. 61, 303f.; End. 13, 79. — [298]) Erl. O. v. a. 7, 144 (Walch 18, 2100); Erl. 59, 296f.; 50, 74. — [299]) Erl. 50, 74; 58, 26. — [300]) End. 3, 185. — [301]) Erl. 28, 29. — [302]) Erl. O. v. ex. 23, 83. — [303]) Erl. 57, 267; End. 8, 12f.; Erl. 57, 262f. — [304]) End. 8, 13. — [305]) End. 14, 335; 15, 50; 14, 345. — [306]) Erl. 62, 338. — [307]) Kroker Nr. 139 (S. 118). Vgl. Erl. 61, 304: Ego sum durus Saxo. — [308]) Erl. 39, 356; 62, 424. — [309]) Erl. 62, 340; 22, 231. — [310]) Erl. 62, 432. — [311]) End. 12, 263ff. (Erl. 55, 244ff.). — [312]) Lauterbach, Tagebuch S. 181; End. 12, 263ff. — [313]) Erl. Op. ex. lat. 10, 274; Kroker Nr. 309; Erl. 61, 355. — [314]) Erl. 62, 429. 435. — [315]) Thomas Carlyle, Über Helden, Heldenverehrung usw. (Leipzig, Reclam, S. 196).

133/19
100

G. Pät'sche Buchdr. Lippert & Co. G. m. b. H., Naumburg a. d. S.

72928 92
Walther, Wilhelm L97wal
Luthers charakter
D & T BDY SEP 11 '58

72928 92
L97wal